

Vera Bácskai  
Städte in Ungarn vor der Industrialisierung

DigiOst

Herausgegeben für

Collegium Carolinum – Forschungsinstitut für die Geschichte  
Tschechiens und der Slowakei, München

Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung –  
Institut der Leibniz-Gemeinschaft, Marburg

Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg

von

Prof. Dr. Martin Schulze Wessel

Prof. Dr. Peter Haslinger

Prof. Dr. Guido Hausmann

Band 19

Vera Bácskai

# Städte in Ungarn vor der Industrialisierung

Übersetzt und bearbeitet von Juliane Brandt

Umschlagabbildung: Der Hauptplatz von Raab (Győr). Aus: Vasárnapi Újság 5 (1858) Nr. 6, S. 65. Mit freundlicher Genehmigung der Szécsényi Nationalbibliothek Budapest

Satz: Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung

DigiOst – Band 19

Herausgegeben vom  
Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung  
Institut der Leibniz-Gemeinschaft

Gizonenweg 5-7  
D-35037 Marburg

► [www.herder-institut.de](http://www.herder-institut.de)

im Auftrag des Fachrepositoriums für Osteuropastudien OstDok

► [www.ostdok.de](http://www.ostdok.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Városok Magyarországon az iparosodás előtt* 2002 im Osiris Verlag Budapest.

Bereitgestellt und langzeitarchiviert durch die [Bayerische Staatsbibliothek](http://www.staatsbibliothek-bayern.de)

DOI: 10.23665/DigiOst/HI-19

Vera Bácskai: Städte in Ungarn vor der Industrialisierung. Berlin 2024.

DOI: <https://dx.doi.org/10.23665/DigiOst/HI-19>



Creative Commons Namensnennung –  
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International

Das 2002 im Original erschienene Werk, dessen Einschätzungen die spätere Forschung weiter untermauert hat, wurde mit Zustimmung der Autorin um einige Hinweise auf neuere Beiträge ergänzt.

ISBN 978-3-7329-1027-4

ISBN E-Book 978-3-7329-8905-8

ISSN 2513-0927

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur  
Berlin 2024. Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,  
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.frank-timme.de](http://www.frank-timme.de)

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorbemerkung der Übersetzerin.....	7
Einleitung .....	9
Was ist eine Stadt? Was ist Stadtgeschichte? .....	13
Die Geschichte der Städte .....	13
Die Stadtgeschichte .....	14
Definitionsversuche und methodische Ansätze .....	14
Der funktionale Stadtbegriff.....	18
Die Dilemmata der ungarischen Stadtgeschichte .....	21
Die mittelalterliche Stadt. <i>Civitas</i> und <i>oppidum</i> .....	25
Die Entstehung der Städte. Gastrecht und Stadtrecht .....	25
Die Herausbildung des Netzes mittelalterlicher königlicher Städte ..	29
Die Festigung des Begriffs »civitas« .....	31
Was bedeutet <i>oppidum</i> ? .....	32
Die Beurteilung der <i>oppida</i> durch die ungarische Historiografie.....	36
Stadtbewohner und städtisches Leben am Ende des Mittelalters .....	45
Die Größe der Stadtbevölkerung .....	46
Bürger und Einwohner .....	48
Die Gliederung der mittelalterlichen Stadtbevölkerung nach Beschäftigung .....	50
Der Rahmen des städtischen Lebens.....	63
Städte im dreigeteilten Ungarn. Niedergang oder Umgruppierung? .....	65
Symptome des Niedergangs .....	65
Die Umbildung des ungarischen Städtenetzes im europäischen Vergleich .....	70
Städtische Wirtschaft und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit .....	82
Die Herausbildung des neuzeitlichen Städtenetzes.....	93
Die Lage der Städte zu Beginn des 18. Jahrhunderts.....	93
Das Städtenetz und die Veränderungen der Städtehierarchie im Verlauf des 18. Jahrhunderts.....	97
Erste Versuche zur Bestimmung des neuzeitlichen Städtenetzes ....	105

## Städte in Ungarn vor der Industrialisierung

Das Netz der Städte, die als Marktzentren fungierten.....	108
Bestand und Typen der Städte mit zentralen Funktionen .....	115
Das Urteil der Zeitgenossen über die Stadt .....	123
Bürger und Stadtbewohner. Die städtische Gesellschaft des Vormärz..	139
Bürger .....	141
Der Begriff des Bürgertums und sein Bedeutungswandel .....	141
Das alte ständische Bürgertum.....	149
Die Vorläufer des modernen Bürgertums .....	152
Stadtansässige Adlige .....	157
Honoratioren, Intellektuelle.....	163
Stadtbewohner ohne ständische Vorrechte.....	167
Die Zusammensetzung der Stadtbewohner nach Beschäftigung ....	169
Die Schichtung nach Besitz.....	174
Ausblick. Der Platz der »alten Städte« im Städtenetz des Dualismus ...	183
Literatur .....	191
Anhang.....	199

## Vorbemerkung der Übersetzerin

Vera Bácskai (1930–2018) war „an outstanding Hungarian urban historian, one of the founders and former presidents of the European Association for Urban History“, „an influential personality whose work and personal impact inspired generations of younger scholars“. „She played an instrumental role in the institutionalization of modern social and urban history in her homeland, while she also had a great share in creating the international networks and organizations that define the framework for European urban history to this day“, schickten zwei ihrer Schüler in „Urban History“ dem Rückblick auf das Lebenswerk der Historikerin voraus.<sup>1</sup> Vera Bácskais Rolle nicht nur als akribische, außerordentlich quellenkundige Forscherin, die sowohl zum Mittelalter als zum ungarischen Vormärz gearbeitet hatte, sondern ebenso als begeisterte Disputiererin, fachliche Ratgeberin und Anregerin, als Hochschullehrerin und Organisatorin, als international vernetzte Spezialistin, nicht zuletzt als Begründerin des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der ELTE, den sie als Professorin und *emerita* prägte, ist kaum zu unterschätzen. Auch ich selbst verdanke ihr viele Anregungen und Ermutigung in meiner Forschung – wenngleich sie persönlich gerade die Sozialgeschichte der Religion nicht besonders interessant fand, war sie doch stets bereit und bestens imstande, zur Entwicklung neuer Ideen beizutragen.

Gerade deshalb möchte ich als Übersetzerin einige Worte zu diesem Band vorausschicken. Dieser Abriss ist eine Summa der jahrzehntelangen Arbeit Vera Bácskais. Trotz seines relativen Alters ist das Werk nach wie vor aktuell: Die spätere Forschung hat seine Thesen bestätigt, ebenso einzelne Ansichten, die die Autorin als vorläufige Einschätzungen angesichts eines seinerzeit weitaus lückenhafteren Forschungsstandes formulierte. Schon damals hätte die Autorin eine Übersetzung für westliche Leser gern gesehen, nicht zuletzt, weil sie das hartnäckige Weiterleben mancher Stereotype über die ungarische Geschichte ärgerte.

1 Erika Szívós, Katalin Szende: Vera Bácskai and Urban History: Life, Work and Impact. In: Urban History 49 (2022), 3, 476-483.

Das Werk erschien ursprünglich 2002 im Budapester Osiris-Verlag in der Reihe „Osiris-Bibliothek“ (Osiris-könyvtár) als Überblicksdarstellung für interessierte ungarische Leser. Daher nimmt es auf Allgemeinwissen jedes ungarischen Abiturienten oder interessierten Zeitgenossen Bezug, was aber beim deutschen Publikum nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann. Die Autorin stimmte deswegen einigen Ergänzungen im Text oder – als solche gekennzeichnet – erläuternden Fußnoten zu. In den Monaten vor ihrem Tod haben wir sie noch gemeinsam besprochen. Insofern ist der vorliegende Text eine bearbeitete Übersetzung. Ebenso wurde die Ergänzung der Literaturliste um neuere Werke vereinbart. Viele der letzteren wurden von ihren Schülern verfasst. Hinzugefügt habe ich ferner ein Verzeichnis fremdsprachiger Werke Vera Bácskais. Dieses soll es ermöglichen, ihren Gedanken weiter nachzugehen.

Juliane Brandt

## Einleitung

Während nahezu meiner gesamten Laufbahn als Historikerin standen die Städte Ungarns und der Problemkreis der ungarischen Stadtentwicklung im Zentrum meines Interesses. Zu Beginn meiner Forschung leiteten mich Zweifel an der damals in Ungarn vorherrschenden Auffassung, wonach die Stadtentwicklung des Landes im Mittelalter steckengeblieben sei: In Ungarn seien nur wenige und zudem wenig entwickelte Städte entstanden, deren Profil, Wachstumsdynamik, wirtschaftliche und gesellschaftliche Rolle sich stark von der ihrer westeuropäischen Pendanten unterschieden habe. Dieses negative Urteil wurde durch den Umstand bestärkt, dass die Mehrheit der städtischen Siedlungen bis zur Verwaltungsreform des späten 19. Jahrhunderts nicht die Freiheiten und die besondere Stellung der als Modell betrachteten westeuropäischen Städte besaß und dass in ihrem wirtschaftlichen Leben die Landwirtschaft eine wichtige Rolle spielte. Als Grundlage dieses Vergleichs dienten die Großstädte der westeuropäischen Länder, die wichtigen Zentren des regionalen und später des nationalen und internationalen Wirtschaftslebens, sowie die Hauptstädte, die seit der Frühen Neuzeit die reiche Förderung der Herrscher genossen. Mangels einer generell akzeptierten Definition der historischen Stadt bildeten diese großen Städte das Modell für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadt. Im Vergleich zu ihnen waren die Städte in Ungarn, selbst die größten und bedeutendsten unter ihnen, tatsächlich zurückgeblieben, genauer: weniger entwickelt und unbedeutender. Die besonderen Züge des ungarischen Städteneetzes blieben auch in der Frühen Neuzeit und noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts erhalten, ja aufgrund ihrer landesweit einzigartigen Bevölkerungskonzentration nahmen die Agrarstädte, besonders in der Tiefebene, einen dominierenden Platz im ungarischen Städtenez ein. Aufgrund all dessen betrachteten einzelne Historiker die Stadtentwicklung Ungarns als Deformation, als eine Abweichung vom europäischen Normalfall.

Das geringe Tempo der Stadtentwicklung in Ungarn und ihre Schwäche konnte auch ich nicht leugnen, doch meinte ich, dass sich das mittelalterliche und frühneuzeitliche Städtenez des Landes nicht auf die freien königlichen Städte, also auf die Stadtrecht besitzenden und den Städten Westeuropas am ehesten gleichenden Ortschaften, eingrenzen

ließ. Wenn es gelänge, unter den beinahe 800 unter grundherrlicher Macht stehenden, im Erscheinungsbild dörflichen, von Agrarproduktion geprägten Siedlungen diejenigen auszumachen, die trotz ihres Äußeren städtische Aufgaben erfüllten, ließe sich ein realistischeres Bild der historischen Stadtentwicklung gewinnen. Anstelle des negativen Gesamtbildes wäre es möglich, aufgrund genauerer Untersuchungen die Besonderheiten der Stadtentwicklung Ungarns präziser herauszuarbeiten.

Meine erste derartige Untersuchung beschäftigte sich zu Beginn der 1960er Jahre mit der Bestimmung des städtischen Charakters der ungarischen Marktflecken. Den Ausgangspunkt bildete die These der internationalen und ungarischen Fachliteratur, nach der das Hauptkriterium einer Stadt ihr gewerblicher und kommerzieller Entwicklungsstand war. Die analysierten Daten überzeugten mich jedoch davon, dass das Übergewicht der Agrarproduktion kein Hindernis bei ihrer Entwicklung zur Stadt bildete, ja diese sogar förderte. Die Auswertung der Daten erbrachte, dass im Falle der spätmittelalterlichen Marktflecken nicht in erster Linie der Entwicklungsstand ihres Handwerks dafür entscheidend war, dass eine Anzahl von ihnen zu Städten aufsteigen konnte, sondern vielmehr der Umstand, dass ihr nicht übermäßig entwickeltes Handwerk eng mit einer spezialisierten landwirtschaftlichen Warenproduktion und vor allem dem intensiven und über große Entfernungen betriebenen Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen verbunden war. Aufgrund der außerordentlich schlechten Quellenlage, aber auch, weil die ersten Versuche zur Entwicklung eines konsistenten Begriffs der historischen Stadt und eines flexiblen Kriteriensystems zur Bestimmung derartiger Siedlungen – im internationalen Maßstab wie auch in Ungarn – gerade erst begonnen hatten, gelang es mir jedoch nicht, die Zahl jener Marktflecken festzustellen, die städtische Aufgaben erfüllten, und deren geografische Verteilung zu rekonstruieren. Vorerst musste ich mich auf hypothetische Überlegungen beschränken.

Ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre stellte ich Probleme der ungarischen Stadtentwicklung im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in das Zentrum meiner Untersuchungen, in erster Linie die Frage, wie sich die historische Stadt, der Vorgänger der modernen Stadt, definieren ließ. Hier verwendete ich bereits die Stadtdefinitionen der Nachbarwissenschaften, besonders den Stadtbegriff der Siedlungswissenschaft, und

konnte mich zugleich auf Theorien und Ergebnisse der sich damals breit entwickelnden westeuropäischen Stadtgeschichtsschreibung stützen. Gemeinsam mit Lajos Nagy bearbeitete ich ein großangelegtes Forschungsprojekt, das als eines der Ersten in Ungarn EDV einsetzte und die Rekonstruktion des ungarischen Städtetzes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Ziel hatte. Der Vergleich dieses Bestands an Städten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit dem an seinem Ende erbrachte, dass das Städtetz des Dualismus bereits damals im Wesentlichen herausgebildet war und dass sich durch die kapitalistische Entwicklung des Landes nur noch die Hierarchie dieser Städte veränderte.

Anschließend untersuchte ich die Sozialstruktur der Stadt und Fragen der Entstehung des modernen Bürgertums. Mich interessierte, was für einen Rahmen dieses Städtetz im 19. Jahrhundert, in den Jahrzehnten vor der Industrialisierung, für die Entstehung des modernen Bürgertums gesetzt hatte. Im Zusammenhang damit war auch die gleichermaßen vieldiskutierte Frage zu prüfen, ob und wieweit die Bürgerschichten der Städte in Ungarn, die sich in ihrer Zusammensetzung und ihrem Profil von jener Westeuropas unterschieden, als Bürger betrachtet werden konnte und was überhaupt – in Ungarn wie in Europa allgemein – das Bürgertum ausmachte.

Diese Zusammenfassung meiner wissenschaftlichen Laufbahn bildet praktisch den Leitfaden für den Aufbau des vorliegenden Buches. Stadt und Stadtentwicklung sind viel zu komplexe Phänomene, als dass sich all ihre Aspekte in diesem kurzen Überblick darstellen ließen. In internationalem Maßstab wurden gewichtige, umfangreiche Monografien über den gesamten Prozess dieser Entwicklung verfasst und auch sie konnten sich dem Problem jeweils nur unter einer bestimmten Fragestellung nähern. Selbst die chronologische Darstellung der ungarischen Stadtgeschichte wäre eine zu große Aufgabe für diesen Rahmen. Im vorliegenden Band stehen also die Stadt in Ungarn und die eben umrissenen Fragen der Stadtentwicklung des Landes im Vordergrund. Es geht darum, was eine Stadt ist, wodurch eine Siedlung zur Stadt wird, wie sich das Beziehungssystem zwischen den Städten und die Rangordnung unter ihnen formieren, was die Charakteristika der Stadtbewohner bzw. der (Stadt-)Bürger Ungarns sind, worin die Spezifik von dessen Stadtentwicklung besteht und ob es eine Kontinuität zwischen historischer und

moderner Stadt, traditionellem und modernem Bürgertum gibt. Wenngleich ich dabei auch auf frühere Entwicklungen eingehe, bildet die Problematik der Siedlungen des 18. und 19. Jahrhunderts, in der Phase vor der kapitalistischen Entwicklung des Landes, den inhaltlichen Schwerpunkt. Abschließend gehe ich auf die Gesetze der 1870er und 1880er Jahre zur Neuordnung der Munizipien ein, die die Verwaltung des Landes auf eine moderne Grundlage stellten. Auch wenn sie keine Definition der Stadt trafen, unterschieden sie doch rechtlich bindend zwei Gruppen von Städten voneinander: diejenigen, die wie die Komitate die Rechte von Munizipien besaßen, bzw. die mit geordnetem Magistrat. Damit wurde es künftig überflüssig nachzuforschen, was als Stadt anzusehen sei. In diesem Verständnis lässt sich auch die Frage beantworten, wieweit das zu Beginn des 19. Jahrhunderts herausgebildete Städtetnetz demjenigen des modernen Ungarn zugrunde lag und inwieweit Kontinuität zwischen beiden bestand.

# Was ist eine Stadt? Was ist Stadtgeschichte?

## Die Geschichte der Städte

Ohne eine Definition der Stadt und insbesondere der historischen Stadt war das Problem der ungarischen Stadtgeschichte unlösbar. Mit einer solchen Definition beschäftigen sich die Stadthistoriker jedoch erst seit einem reichlichen halben Jahrhundert. Besonders in den 1960er und 1970er Jahren war sie Gegenstand heftiger Debatten.

Die ältere Geschichtswissenschaft hatte sich nicht sonderlich mit der Geschichte der Städte befasst, sie hatte die Bearbeitung dieses Feldes den Lokalhistorikern überlassen. Letztere bemühten sich – im Grunde in Fortsetzung der Tradition der Stadtchroniken – ein möglichst umfassendes Bild von der betreffenden Siedlung zu geben, indem sie alle Ereignisse aufführten, die sich auf deren Territorium abgespielt hatten, unabhängig davon, ob sie der inneren Entwicklung der Stadt selbst entsprangen bzw. für deren weiteres Schicksal prägend waren oder nur zufällig dort vorgefallen waren. Königliche Visiten, die Durchreise hoher Würdenträger und ähnliche Geschehnisse, deren bloßer Schauplatz die betreffende Stadt gewesen war, wurden nahezu ähnlich farbig und detailreich beschrieben wie Naturkatastrophen, Hochwasser und Feuersbrünste oder Kriegsschäden als weitere bevorzugte Themen derartiger Stadtgeschichten. Die Stelle einer Darstellung des Wirtschaftslebens der Stadt nahm die eingehende Beschreibung ihrer Zünfte und vor allem die ihrer Statuten und Zeremonien ein, darüber hinaus war über die Bevölkerung des Ortes wenig zu erfahren. Eine Ausnahme bildete die Stadtführung, deren Leben, wohltätige Stiftungen oder auch Amtsmissbräuche eingehend und genüsslich geschildert wurden. Das größte Problem war jedoch, dass die Verfasser sich ausschließlich auf das innere Leben genau dieser jeweiligen Stadt konzentrierten, sie als ein selbständiges Universum betrachteten und keinerlei Versuch unternahmen, ihre Beziehungen zu den übrigen Städten oder zu ihrem Umland zu rekonstruieren – wenn es denn nicht um Auseinandersetzungen mit Rivalen ging. Für die Auswahl ihres Untersuchungsgegenstands war es hinreichend, dass der Ort einmal nach rechtlichen Kriterien oder auch zum Zeitpunkt der Niederschrift des Narrativs als Stadt gegolten hatte oder dass seine

Einwohner und ihre Zeitgenossen ihn in ferner Vergangenheit einmal als Stadt betrachtet hatten – denn das Interesse jener älteren Stadtgeschichtsschreibung galt vornehmlich den mittelalterlichen Städten. Dieses Zeitalter wurde als Blütezeit der Städte angesehen: Damals hatten sich die betreffenden Siedlungen aus der Vielzahl der Dörfer erhoben, hatten begonnen, sich von ihnen zu unterscheiden und abzugrenzen, hatten sich über sie gestellt, indem sie für ihre Bewohner einen besonderen, unabhängigen, freien Status und Autonomie in der Regelung ihrer Angelegenheiten gewonnen hatten. Diese Richtung der Stadtgeschichtsschreibung wird heute als Stadtbiografie oder Geschichte der Städte bezeichnet.

Bei aller Beschränktheit dieser Geschichte der Städte haben ihre Verfasser – oftmals aus Quellen, die uns heute nicht mehr vorliegen – viele wichtige Daten festgehalten, die die Entstehung der modernen Stadtgeschichte erleichterten. Über viele bedeutende Städte gibt es sogar mehrere, komplex angelegte Monografien, die in vieler Hinsicht noch heute Grundlagenwerke sind.

## **Die Stadtgeschichte**

### **Definitionsversuche und methodische Ansätze**

Im Zuge der Urbanisierung des späten 19. Jahrhunderts entstand ein breiteres Interesse am Phänomen der Stadt, zunächst in den Nachbarwissenschaften, deren Interesse ihrer eigenen Zeit galt – in Statistik und Wirtschaftswissenschaft und ab dem 20. Jahrhundert zunehmend auch in der Soziologie und der Kulturwissenschaft. Maß man das explosionsartige Wachstum der Stadtbevölkerung zulasten der Dörfer, konnte man sich nicht auf einzelne, zufällig ausgewählte Städte beschränken, umso weniger, als ihrem Titel nach lange auch solche Ortschaften als Städte galten, die ihre einstige Bedeutung längst verloren hatten, während neu aufgestiegene Siedlungen mit gewaltiger Bevölkerungszahl eine immer wichtigere Rolle spielten, ihrer rechtlichen oder verwaltungstechnischen Einstufung nach jedoch keinen Stadtrang innehatten. Ohne einen einheitlichen Stadtbegriff ließ sich weder die Zahl der Städte noch die der

Stadtbewohner feststellen, denn je nachdem, ob man nur die Städte im rechtlichen Sinn oder aber alle Siedlungen ab einer bestimmten Größe betrachtete, kam man zu völlig verschiedenen Ergebnissen. In diesem Kontext wurde das Problem des Stadtbegriffs deutlich, mit anderen Worten die Frage, welche Siedlungen nach welchen Kriterien als Stadt gelten sollten. Zudem verschob sich der Fokus nun von der einzelnen Stadt auf die Städte insgesamt, auf das Städtenetz.

Beim Ausbau des modernen bürgerlichen Verwaltungsstaats spielten die Städte eine herausragende Rolle, Kriterien zu ihrer Bestimmung waren also auch aus rechtlicher und verwaltungstechnischer Sicht erforderlich. Umso mehr, als viele mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte zu diesem Zeitpunkt ihre einstige Bedeutung und vielfach auch ihr städtisches Leben verloren und neue, rechtlich noch nicht als Städte eingestufte Siedlungen ihren Platz eingenommen hatten, womit sich auch die Siedlungshierarchie veränderte.

Da die Bevölkerungskonzentration ein wichtiges und vielleicht sogar das auffälligste Merkmal städtischen Lebens war, schien es naheliegend, die Zugehörigkeit zu den Städten aufgrund der Bevölkerungszahl zu bestimmen. So entstand der Stadtbegriff der Statistik.

Innerhalb Europas war es Preußen, das dieses Kriterium zuerst anwandte. Die Städteordnung von 1808 setzte die untere Grenze der Bevölkerungszahl einer Stadt bei 3500 fest. Frankreich ging ab 1864 noch weiter, bis auf 2000 Einwohner, herunter, und diese Festlegung übernahm 1887 auch der Internationale Statistische Kongress. Einzelne Staaten verwendeten auch davon abweichende Schwellenwerte. Der Grenzwert von 2.000 war willkürlich getroffen, meines Erachtens ist er für das Ende des 19. Jahrhunderts reichlich niedrig angesetzt. Dennoch war die Einführung dieses statistischen Stadtbegriffs in zweierlei Hinsicht nützlich und rational. In erster Linie gilt dies aus verwaltungstechnischen Gründen: Früher hatte eine einmal zur Stadt aufgestiegene Siedlung diesen Rang auch dann bewahrt, wenn sie einen großen Teil ihrer Bevölkerung verlor, sie bedeutungslos wurde und ihre städtische Rolle einbüßte. Der Mindestwert für die Bevölkerung einer Stadt löste dieses Problem: Sank die Bevölkerung einer Stadt unter diese Grenze, so verlor sie automatisch ihre Zugehörigkeit zum Kreis der Städte. Darüber hinaus ermöglichte es der einheitliche Grenzwert, die Bevölkerungsentwick-

lung einzelner Länder miteinander zu vergleichen, Gruppierungen nach Klein-, Mittel- und Großstädten vorzunehmen und auch die Struktur einzelner Städtetze regional bzw. grenzübergreifend zu vergleichen.

Wirtschaftswissenschaftliche Untersuchungen bestritten nicht die Bedeutung der Bevölkerungskonzentration, gingen aber vor allem von der städtischen Wirtschaft aus, deren hervorstechender Zug das Fehlen bzw. die geringe Rolle der Urproduktion war: Dominant waren der gewerbliche Bereich, Handel, Kredit und Verkehrswesen. Die städtische Bevölkerung war bei der Befriedigung ihrer alltäglichen Bedürfnisse demzufolge auf den lokalen Markt angewiesen, wo sie ihren Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen durch Erzeugnisse aus dem Umland oder aus weiter entfernten Gegenden deckte. Die Ökonomen betrachteten daher Markt und Tausch als wesentliche Kriterien der Stadt. Die Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihrem Erwerb lieferte wichtige Hinweise für die Einschätzung des mehr oder weniger städtischen Charakters einer Siedlung.

Aus der Sicht der Soziologen schließlich führte die hohe Bevölkerungskonzentration einer Stadt zu einer hohen Differenzierung nach Erwerb, Besitz, gesellschaftlichem Status, ethnischer und religiöser Zugehörigkeit der Einwohner. Während kleinere Siedlungen durch Beziehungen gekennzeichnet waren, die auf Nachbarschaft bzw. persönlichem Kontakt basierten, entstanden in Städten weitaus komplexere Systeme sozialer Beziehungen.

Die eben angeführten Nachbarwissenschaften waren vor allem bestrebt, einen Begriff der Stadt für ihre eigene Epoche zu schaffen. Bald jedoch wurde klar, dass sich die Festlegung nicht auf ein einzelnes Kriterium beschränken konnte, sondern eine komplexere Bestimmung zu finden war, die einzelne Spezifika von Bevölkerungskonzentration, Erwerbsstruktur, Wirtschaftsleben und sozialen Beziehungen gleichermaßen berücksichtigte.

Diese neuen Fragestellungen und Begriffsbestimmungen inspirierten auch die Geschichtsschreibung zu den Städten. Da sie jedoch von modernen Großstädten bzw. von Industriestädten ausgingen und deren Eigenarten in den Vordergrund stellten, ließen sie sich nicht unmittelbar auf historische Städte übertragen. Vor allem deshalb nicht, weil sich das Funktionsspektrum von Städten im Lauf der Jahrhunderte verändert

hatte. Frühere sakrale oder Schutzfunktionen beispielsweise waren in den Hintergrund getreten oder verschwunden, während die von Anbeginn vorhandene wirtschaftliche Funktion, vor allem im Warentausch und als Markt, gewachsen war. Daneben gewannen mit dem Ausbau des frühmodernen Staates Verwaltungs- und kulturelle Funktionen, die Rolle von Städten für die Gesundheitsversorgung und anderes mehr an Bedeutung. Immer hatten Städte eine höhere Bevölkerungskonzentration als Dörfer aufgewiesen, doch wo sollte man in einem dünner besiedelten Europa die untere Grenze einer Stadtbevölkerung ziehen? Gewiss waren Handwerk und Handel von Anfang an entscheidende Wirtschaftszweige der Städte gewesen, doch hatte – gerade in kleineren Städten – die Urproduktion lange einen wichtigen Platz behauptet. Nicht nur in Ungarn oder anderen Ländern Ostmitteleuropas, sondern auch in Frankreich, Italien und den skandinavischen Ländern gab es Städte, deren Blüte gerade der Agrarproduktion, genauer gesagt einzelnen Spezialprodukten aus deren Bereich, zu verdanken war. Wie ließ sich ein Begriff, wie ließen sich Kriterien, die aus der Untersuchung moderner Städte abgeleitet waren, auf Städte der fernerer oder näheren Vergangenheit, in der Zeit vor der Industrialisierung anwenden?

Vor allem in derartigen neuen Fragestellungen und in Debatten um den Begriff der historischen Stadt zeigte sich in den 1960er Jahren in der neu auflebenden europäischen Stadtgeschichtsschreibung die anregende Wirkung der Ergebnisse der Nachbarwissenschaften. Lange, ja im Grunde bis heute ist es nicht gelungen, sich auf einen in jeder Hinsicht gemeinsamen Begriff zu einigen. Ein Teil der Stadthistoriker hält auch heute die Bevölkerungsgröße für entscheidend, andere legen das Hauptaugenmerk auf das Gewicht von Handwerk und Handel. Übereinstimmung herrscht jedoch dahingehend, dass Städte nicht für sich selbst, sondern innerhalb ihres Beziehungsgeflechts untereinander zu untersuchen sind. Die Stadtgeschichte hörte zudem auf, eine Geschichte einzelner Städte zu sein. An deren Stelle trat eine neue, eigentliche Stadtgeschichtsschreibung, die das Städtetz verschiedener Regionen und Länder untersuchte und deren Einfluss sich auch die Monografen einzelner Städte nicht mehr verschließen konnten. Prägnantester Ausdruck des Raumgreifens dieser neuen Sichtweise war die Feststellung Paul M. Hohenbergs und Lynn Hollen Lees' Mitte der achtziger Jahre, Stadtge-

schichte sei nicht die Entwicklung einzelner Städte, sondern das Netzwerk ihrer wechselseitigen Beziehungen.

## Der funktionale Stadtbegriff

Meines Erachtens kann man sich dem Wesen der historischen Stadt am besten mit dem funktionalen Stadtbegriff der Geografie bzw. der Siedlungsgeografie nähern. Dieser betrachtet die Stadt als eine auf regionale Arbeitsteilung zurückgehende, spezifische Siedlungsform, als das wirtschaftliche und politische Zentrum eines nie mit absoluter Schärfe abgrenzbaren Gebiets, das bestimmte Funktionen nur in derartigen Siedlungen entwickeln kann – Funktionen, die wiederum nicht nur innerhalb dieser zentralen Orte selbst wirksam sind, sondern auch auf die unmittelbare Umgebung, das nähere Umland oder gar eine gesamte Region ausstrahlen. Der Kern dieses Stadtbegriffs ist also die *Zentralität*.

Diese funktionale Betrachtungsweise der Stadt geht auf die von Hans Bobek und Walter Christaller entwickelte Theorie der zentralen Orte zurück, die in erster Linie von der wirtschaftlichen, verwaltungstechnischen, kulturellen, die Gesundheitsversorgung betreffenden Funktion der modernen Stadt ausgeht. Das Spektrum zentraler Funktionen von Städten früherer Jahrhunderte war nicht so vielschichtig, ihre Ausstrahlung reichte nicht so weit wie die ihrer modernen Nachfolger, und sie war auch qualitativ anders beschaffen. Für historische Untersuchungen muss die Bestimmung städtischer Funktionen also flexibel gehandhabt und das Funktionsspektrum allgemeiner formuliert werden. Eine mögliche Umsetzung stammt von dem ungarischen Geografen Tibor Mendöl, der die zentralen Funktionen als solche Tätigkeiten bestimmte, mit denen das betreffende Gebiet intensiver genutzt wird oder durch die weniger alltägliche Bedürfnisse befriedigt werden. Die Position eines Ortes als Stadt hängt dabei meines Erachtens weniger von der Erfüllung eines gewissen Umfangs zentraler Funktionen ab, sondern ist dadurch bestimmt, dass in ihr konzentriert höhere, weniger alltägliche Tätigkeiten ausgeübt werden und dass dementsprechend auch die funktionale Reichweite (*vonzásterület*) solcher Städte größer (und, kann hinzugefügt werden, entwickelter und anspruchsvoller) ist.

Die funktionale Betrachtungsweise liefert meines Erachtens umfassendere und allgemeinere Anhaltspunkte für eine Definition der Stadt mit Blick auf alle Epochen und Typen von Städten. Sie bringt eindeutiger zum Ausdruck, dass die Stadt das Ergebnis sozialer Arbeitsteilung ist und ermöglicht es zugleich, den je nach Zeitalter, Wirtschaftsweise und gesellschaftlicher Struktur verschiedenen Platz der Stadt und ihre variierenden Funktionen innerhalb dieser Arbeitsteilung genauer zu bestimmen. (Ältere soziologische Forschungsansätze hatten demgegenüber im Wesentlichen nur auf die Ausdifferenzierung von Landwirtschaft und Gewerbe hingewiesen.) Ihre Zentralität ist ein allgemeines Kennzeichen der Stadt, während das Vorhandensein verschiedener zentraler Funktionen und deren Gewicht je nach Zeitalter unterschiedlich ausfällt, da die gegebenen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse die Stadt prägen, wie sie selbst deren Bestandteil ist. Sie entwickelt sich unter deren Voraussetzung und formt sie zugleich mit.

Die funktionale Betrachtungsweise ist jedoch nur ein Ausgangspunkt und ein, wenngleich nicht das einzige Werkzeug zur Ausarbeitung einer Typologie der Städte. Sie hilft dabei, unter den Siedlungen verschiedener Epochen diejenigen auszumachen, die Stadtfunktion erfüllen. Um jedoch die spezifischen demografischen, sozialen und politischen Strukturen, baulichen Eigenarten u. a. von Städten zu bestimmen und zu vergleichen, die unter verschiedenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen zentrale Funktionen realisierten bzw. eine analoge Bedeutung besaßen, müssen weitere Gesichtspunkte einbezogen werden. Die Notwendigkeit einer derart komplexen Herangehensweise besteht vor allem dann, wenn historische Städte untersucht werden sollen, für die bezüglich der Rekonstruktion ihrer zentralen Funktionen weitaus weniger Daten vorliegen als im Falle moderner Städte und für die diese zentralen Funktionen daher mitunter nur aus Phänomenen von zweitrangiger Bedeutung erschlossen werden können.

Ich wiederhole noch einmal, für Stadthistoriker dient die funktionale Betrachtungsweise nur als Ausgangspunkt, um den städtischen Charakter einzelner Siedlungen zu bestätigen oder zu widerlegen, um den Bestand an Städten eines Untersuchungsgebiets festzustellen und um in diesem Siedlungsnetz den Rang einzelner Städte zu bestimmen. Zur Untersuchung der Gesellschaft oder der Wirtschaft einer Stadt müssen,

wie im Folgenden gezeigt wird, noch weitere theoretische und methodische Ansätze mit einbezogen werden.

## Die Dilemmata der ungarischen Stadtgeschichte

Sowohl im Mittelalter als auch in der Neuzeit, bis zur Verwaltungsreform des späten 19. Jahrhunderts, war das ungarische Städtenetz davon gekennzeichnet, dass es nur äußerst wenige Zentren von Handel und Gewerbe gab, die ähnlich wie die größeren Städte Westeuropas umfassende Autonomie, bürgerliche Freiheitsrechte und zudem auch baulich ein städtisches Erscheinungsbild besaßen. Auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts überstieg die Zahl derartiger Städte kaum ein halbes Hundert, zudem waren sie geografisch eigenwillig verteilt, da sie in der Mehrzahl, besonders im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in den Randgebieten des Landes lagen. Die Zahl derjenigen Siedlungen, die städtische Funktionen ausübten, war jedoch weitaus höher: Die Bewohner derartiger nicht mit städtischen Privilegien ausgestatteter Ortschaften hatten beschränktere Selbstverwaltungsrechte, hinsichtlich ihres ständischen Status galten sie bis 1848 als Hörige. In der Mehrzahl jener letzteren Siedlungen bildete die Landwirtschaft direkt oder indirekt die Haupterwerbsquelle der Einwohner, in der Regel war es ein besonderer und in zunehmend größerem Umfang betriebener Zweig der Landwirtschaft, nämlich Weinbau oder Viehzucht. Eine wichtige Rolle spielte daneben der Handel mit eigenen bzw. aufgekauften landwirtschaftlichen Erzeugnissen, während das Gewicht der aufkommenden handwerklichen Produktion vergleichsweise unbedeutend blieb und lediglich geeignet war, den Bedarf der eigenen Bevölkerung bzw. derjenigen des näheren Umlands zu decken.

Hieraus folgt eine zweite Eigenart des Städtenetzes Ungarns, und zwar, dass darin sowohl im Mittelalter als auch in der Frühen Neuzeit Städte mit agrarischem Profil das Übergewicht hatten. Ihr agrarischer Zuschnitt formte nicht nur Wirtschaft und Gesellschaft dieser Städte, sondern auch ihr Ortsbild in einer Weise, die sich von den Städten Westeuropas unterschied. Den größeren oder kleineren Stadt- (oder Kleinstadt-)Kern abgerechnet erinnerte der größte Teil dieser Siedlungen mit seinen ebenerdigen Häusern, seinen großen Hausgrundstücken, seiner primitiven oder fehlenden Infrastruktur eher an (mitunter riesig ausfallende) Dörfer.

Ein bedeutendes Gewicht der Urproduktion im städtischen Leben war – besonders im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit – kein rein ungarisches Phänomen. Analoge Beispiele lassen sich in allen Ländern Europas und besonders Ostmitteleuropas und auch in den erst seit wenigen Jahrzehnten in derartige vergleichende Untersuchungen einbezogenen skandinavischen Ländern in großer Zahl finden. Mit Städten dieses Typs hatte sich die Stadtgeschichtsschreibung bis in die letzten Jahrzehnte, als in ganz Europa das Interesse an den kleinen Städten wuchs, kaum beschäftigt. Ihr Augenmerk galt der Erforschung der großen Handels- und Industriezentren, die in Westeuropa ein dichtes Netz bildeten. Auf deren Geschichte und Charakteristika basierte ihr Modell der Stadt, während die Agrarstädte bzw. kleinen Städte, die im Wirtschaftsleben und in der Politik jener Länder kaum eine Rolle spielten, der Lokalgeschichtsschreibung überlassen blieben. Und zweifellos kam diesen Städte in den Ländern Westeuropas eine weitaus geringere Bedeutung zu als in Ungarn. In Ungarn wiederum hatten einzelne Städte agrarischen Zuschnitts bereits im Mittelalter eine bedeutende Rolle auf dem Binnenmarkt und im Export gespielt. Ihre Bevölkerung war jener der Städte im rechtlichen Sinne, der »eigentlichen« Städte, an Größe vergleichbar und im 18.–19. Jahrhundert entwickelten sie sich sogar stürmischer als die letzteren. Während die Einwohnerzahl vieler im Mittelalter gegründeter Städte – wie zum Beispiel Käsmarks oder Leutschaus – seit dem Mittelalter stagnierte oder sogar sank, gerieten Agrarstädte wie Debrecen, Szeged, Neusatz oder auch andere wie das noch nicht zu Stadtrang erhobene Kecskemét ihrer Bevölkerungsgröße und Bedeutung nach auf vordere Plätze in der Rangordnung der Städte. Unter den Städten, die Ende des 19. Jahrhunderts eigene Munizipien waren und die somit ganz oben in der Hierarchie der Verwaltungszentren standen, waren fast die Hälfte Agrarstädte, und noch 1960 bildeten diese beinahe ein Drittel der Städte Ungarns.

Das Dilemma lässt sich also folgendermaßen formulieren: Müssen die geringe und im Lauf der Jahrhunderte kaum wachsende Zahl der auch rechtlich als Städte anerkannten, den westeuropäischen Städten gleichenden Siedlungen und der jahrhundertlange Fortbestand des Übergewichts der Urproduktion als Beweis des Steckenbleibens der

ungarischen Stadtentwicklung, als Deformation im Verhältnis zum »Normalfall« der Stadtentwicklung gedeutet werden?

War die jahrhundertlang fixierte geringe Anzahl rechtlich als Städte zu betrachtender Siedlungen eher auf politische Faktoren zurückzuführen, so wurde der Fortbestand jener bedeutenden Rolle der Landwirtschaft in einzelnen Siedlungen mit Stadtfunktion in erster Linie durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des gesamten Landes verursacht. Meines Erachtens ist der besondere Weg der ungarischen Stadtentwicklung nicht ein Steckenbleiben, sondern eine Anpassung an die wirtschaftliche Struktur des Landes, wie sie am anschaulichsten die Zusammensetzung des Außenhandels verdeutlicht. Ende des 15. Jahrhunderts waren 70 Prozent des ungarischen Exports insgesamt und 90 Prozent desjenigen nach Westen und Norden Agrar- und Bergbauprodukte, während im Import in vergleichbarer Größenordnung Handwerkszeugnisse dominierten. Ähnliche Proportionen bestanden auch im Außenhandel des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Offensichtlich bestimmten die aus gesamteuropäischer Sicht periphere Lage des Landes, die Proportionen der innereuropäischen Arbeitsteilung, wie sie sich bereits zum Ende des Mittelalters abzeichneten, die »verspätete« Stadtentwicklung im Vergleich zu den entwickelteren westeuropäischen Ländern, d. h. die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Landes insgesamt, diesen einzig möglichen Weg der Stadtentwicklung, den wir als abweichend oder »verzerrt« bezeichnen können – das jedoch nur in dem Maß, in dem wir die Entwicklung des gesamten Landes so einschätzen.

Meines Erachtens ist es besser, von einem spezifischen Weg zu sprechen. Den Aufschwung der frühen Städte Ungarns begründete die Einfuhr levantinischer und bald darauf westeuropäischer Luxusgüter, später der Import von Massenartikeln bzw. die Ausfuhr einheimischer Agrarprodukte, von Vieh und von Rohstoffen. Die Nachfrage nach Handwerksprodukten auf dem Binnenmarkt, die langsam aufkam, blieb begrenzt. Neben importierten Erzeugnissen konnte sie durch das im Vergleich zu westeuropäischen Städten weniger hoch entwickelte und spezialisierte eigene Handwerk der Städte und, vor allem für die Dörfer, durch dasjenige der Marktflecken befriedigt werden. Die Binnennachfrage stimulierte die Ausweitung der handwerklichen Produktion nur

wenig, zur Versorgung entfernterer Märkte mit Massenartikeln bestand angesichts des geringeren Entwicklungsstandes dieses später entstandenen Handwerks und vor allem mangels günstiger Transportmöglichkeiten keine Aussicht. Nichts trieb die Handwerker also dazu, die Urproduktion aufzugeben und ihr Gewerbe zu perfektionieren, eher wurden sie durch die lebhaftere Nachfrage nach Vieh und Wein zum Gegenteil motiviert. Und dies galt nicht nur für die Städte Ungarns im Mittelalter: Nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Zeitgenossen spielte in der ungarischen Hauptstadt, in Ofen, noch im 19. Jahrhundert der Weinbau die wichtigste Rolle.

Dieser besondere Zug der Stadtentwicklung war bereits in der frühen Entstehungsphase der Städte zu beobachten. Er wird im Folgenden im Spiegel der Fakten und in den Interpretationen der Historiker verfolgt.

## Die mittelalterliche Stadt. *Civitas* und *oppidum*

### Die Entstehung der Städte. Gastrecht und Stadtrecht

Aufgrund der sehr geringen Bevölkerungsdichte Ungarns blieben große Gebiete des Landes zunächst unbewohnt und unbestellt. Sie durch Ansiedlung zu bevölkern bemühten sich bereits die ersten Könige der Árpádendynastie: Die Siedler erhielten nicht nur Land, sondern auch gewisse Privilegien, die sie über die hörige Bevölkerung der sonstigen Dörfer erhoben. Interessenten gab es reichlich, denn der ungarische Landesausbau bedeutete bis zum Ende des 13. Jahrhunderts einen Ausweg für Bauern in Westeuropa, die unter Landmangel und grundherrlicher Unterdrückung litten. Wenngleich ein großer Teil der neuen Siedler aus fernen, später auch benachbarten Ländern stammte, waren unter ihnen nicht nur Ausländer, sondern auch Einwohner Ungarns, die aus Gegenden mit höherer Bevölkerungsdichte in der Hoffnung auf bessere Bedingungen umsiedelten und die so an den Vergünstigungen der »Gäste« (*hospites*) teilhatten. Der größte Teil der Siedler waren Bauern, für die Entstehung der Städte waren wiederum die einwandernden Handwerker und noch mehr die Kaufleute von Bedeutung.

Zu den Privilegien der Siedlungen der *hospites* gehörte die Anwendung der Rechtsbräuche der Bewohner auf unterer Ebene. Die Zuständigkeit des von der Gemeinde gewählten Dorfvorstehers erstreckte sich auf die sogenannte niedere Gerichtsbarkeit, in Strafprozessen urteilte der Gespan des königlichen Burgkomitats, in grundherrlichen Siedlungen der Grundherr selbst. Die Dörfer dieser Siedler besaßen also nur beschränkte Selbstverwaltung, im Vergleich zu den übrigen Dörfern waren ihre Bewohner aber dennoch bessergestellt. Daneben genossen die Siedler weitere Vorrechte. Das wichtigste war, dass grundherrliche Abgaben nicht mehr an der Person, sondern am Boden, an der Parzelle hafteten und dass die Abgaben in fixen, festgeschriebenen Mengen, gleichsam nach einem Vertrag, zu leisten waren. Manchmal, wenn auch nicht immer, gehörte auch das Marktrecht zu ihren Privilegien.

Solches Recht erhielten auch die aus Frankreich, Flandern und vom Oberrhein eingewanderten und mit dem Sammelnamen »Lateiner« oder »Wallonen« (*latinus*) belegten Kaufleute der ersten Städte in Ungarn –

der zugleich als Königssitze fungierenden Städte Gran und Weißenburg. Die Privilegien galten jedoch nicht für die gesamte Bevölkerung der Stadt, deren Status, je nachdem ob sie unter königlicher, kirchlicher oder grundherrlicher Hoheit standen, unterschiedlich ausfiel. Der Aufstieg zur Stadt konnte erst einsetzen, als die wirtschaftlich starke und selbstbewusste Kaufmannschaft eine umfassendere Autonomie erlangte, wie sie auch an ihren Herkunftsorten, in der westeuropäischen Städten, galt. Bereits im 13. Jahrhundert wurde die »Freiheit der Bürger von (Stuhl-) Weißenburg« zum Inbegriff dieser Rechte, offenkundig, weil es hier zum ersten Mal gelungen war, diese Freiheiten auf alle Einwohner der Stadt auszudehnen.

Die *latini* oder Wallonen waren zu Beginn des 12. Jahrhunderts nach Weißenburg gezogen. Wann sie ihre Privilegien erlangten, ist unbekannt; die erste Aufzählung ist in einer 1237 gefertigten Abschrift einer älteren Urkunde zu finden. Danach wählten die Weißenburger selbst ihren Richter und die Geschworenen, in allen Rechtshändeln urteilten ihre eigenen Gremien und auch die, die zu ihnen zogen, erhielten diese Privilegien. Zudem genossen sie Zollfreiheit im ganzen Land. Diese Selbstverwaltung war also umfassender als die anderer Dörfer oder stadtartiger Siedlungen der *hospites*, da in allen Zivil- und Strafsachen von ihren eigenen Gerichten und nach ihren eigenen Rechtsbräuchen geurteilt wurde. Gegen das Urteil dieser Gerichte konnte nur beim König Berufung eingelegt werden, andere Behörden oder ein Grundherr konnten sich nicht in ihre Angelegenheiten einmischen. Für die im 13. Jahrhundert vom König in den Stadtrang erhobenen Siedlungen diente das »Weißenburger Recht« als Vorbild und Modell.

Das Stadtrecht zeichnete sich gegenüber dem allgemeineren Gastrecht also dadurch aus, dass es die Siedlungen aus der Rechtszuständigkeit des Burggespans oder Grundherrn herauslöste (ja sogar das Einquartierungsrecht der königlichen Beamten abschaffte, also die geübte Praxis, wonach die lokale Bevölkerung für deren Unterhalt aufkommen musste). Es sicherte völlige Autonomie in Rechtspflege, Verwaltung und Wirtschaft. Die dem König als Grundherrn zustehende Grundsteuer wurde zu einer auf die Grundstücke der Bürger erhobenen, in einer Gesamtsumme zu leistenden Abgabe, dem »census«, welche die städtischen Behörden eintraben und dem König zustellten. Ein wichtiger

Punkt aller Stadtprivilegien war, dass der Ort auch das Recht zur freien Abhaltung von Märkten, d. h. die Aufsicht über den Markt, besaß und die städtische Behörde demzufolge den Marktzoll erhob. Die privilegierten Städte besaßen unterschiedlich weitreichende Zollfreiheit, ihre Einwohner konnten selbst ihren Pfarrer wählen, frei über ihr Eigentum verfügen und später konnte die Stadtgemeinde auch grundherrliche Rechte über Dörfer in ihrem Besitz ausüben. Bewaffnete, die die Städte stellen mussten, zogen nicht unter dem Banner eines Grundherrn, sondern, ganz wie Adlige, unter dem des Königs in den Krieg. Die eigentliche Bedeutung des Stadtprivilegs bestand darin, dass die gesamte Bevölkerung der Stadt (und grundsätzlich jeder, der sich künftig dort niederließ) durch diese Privilegien größere Freiheit erlangte.

Nach einer verbreiteten Auffassung gründete Béla IV. im Zuge des Wiederaufbaus nach dem Tatareneinfall die Städte Ungarns. Tatsächlich ging ein großer Teil der mittelalterlichen Städte aus dem Kreis jener Siedlungen hervor, denen er Privilegien verliehen hatte. Doch es gab ältere Gründungen. Außer den Stadtkernen Weißenburgs, Grans und Agrams, jener »Lateinerstädte«, gehören dazu Pest, Schemnitz und Tyrnau, denen Béla IV. noch vor dem Tatarensturm Privilegien verliehen hatte, Alt-Radna und Bistritz in Siebenbürgen sowie Hermannstadt und Kronstadt, die Zentren der Siebenbürger Sachsen. Ein Prozess der Stadtwerdung begann auch in einigen Sitzen königlicher Burgkomitate anderer Orte, die zu Diözesanzentren aufgestiegen waren. Da sie jedoch unter kirchlicher Oberhoheit standen, fielen sie aus dem Zuständigkeitsbereich des Königs heraus. Wenngleich diese Ortschaften hinsichtlich ihrer damaligen Rolle als Städte betrachtet werden können und oft auch als »civitas« bezeichnet wurden, konnten sie unter kirchlicher Herrschaft keine umfassende Stadtfreiheit erlangen.

Aus den Jahrzehnten nach dem Tatareneinfall ist der vollständige Text der Privilegien von zwölf Städten in Ungarn – Altsohl, Pest (Bestätigung), Karpfen, Körmend, Beregszász, Neutra, Bábaszék, Döbring, Neusohl, Deutschlipitsch, Liptóhibe und Käsmark – erhalten geblieben, die Béla IV. diesen verliehen hatte. Von weiteren vier Orten (Göllnitz, Patak, Désvár, Szegedin) liegen lediglich spätere Bekräftigungen der Privilegien König Bélas vor. Daher ist nicht sicher, ob sie diese tatsächlich in jenen Jahrzehnten erhielten. Und Bélas Sohn István verlieh als

Mitregent Privilegien an Neustadt, Sathmar und Nagyszöllös. In Slawonien wiederum stiegen sechs Ortschaften – Warasdin, Zagreb, Szamobor, Petrinia, Kreutz und Wirowitz – zur Stadt auf.

In der Spätphase der Herrschaft Bélas IV., in den 1260er Jahren ebte die Welle der Stadtrechtsverleihungen ab. Die Erhebung weiterer Ortschaften, die eine städtische Entwicklung einschlugen, aus grundherrlicher Zuständigkeit hätte die Großen des Landes gegen den König aufgebracht, ein Risiko, das dieser nicht eingehen konnte. Auch später begrenzte, wie noch zu zeigen sein wird, der Widerstand der Magnaten die Vermehrung der Städte.

Der größte Teil der zu Städten aufgestiegenen Siedlungen waren Neugründungen. Nur wenige hatten schon zuvor die Freiheit der *hospites* besessen. Die Aufzählung macht deutlich, dass sie vor allem in der Nähe der Grenzen des Landes lagen: Der mittlere Landesteil war nahezu frei von Städten. Diejenigen unter ihnen, die ihren Status als Stadt dauerhaft bewahrten, lagen zumeist an den Handelswegen nach Österreich und Deutschland, Böhmen und Mähren, Polen bzw. dem zunehmend an Bedeutung verlierenden Kiew und waren meist Zentren des Außenhandels, die vermehrt auch zu Aufnahmemärkten des Binnenumschlags von Waren wurden. Durch die Verleihung von Privilegien wurden also mehrheitlich solche Orte auch rechtlich zu Städten erhoben, die sich bereits auf dem Weg zur Stadtbildung befanden. Ein genauerer Blick auf die Reihe der Namen zeigt zudem, dass ein Teil dieser Städte, die die Gnade des Königs gefunden hatten, seine Existenz als Stadt nicht dauerhaft begründen konnte und aus diesem Kreis wieder herausfiel – wie das heute nahezu unbekannte Babaszék und Döbring – oder zu Marktflecken (*oppida*) mit beschränkteren Rechten herabsank wie Körmend, Beregszász, Deutschliptsch, Liptóhibe oder das unter bischöfliche Herrschaft geratende Neutra.

Die hohe Zahl dieser aus dem Kreis der Städte bald wieder herausgefallenen Siedlungen demonstriert, dass Privilegien wie das vom König verliehene Stadtrecht wohl wichtige Voraussetzungen zur Stadtwerdung waren, aber für ein Fortbestehen als Stadt allein nicht ausreichten: Wenn sich Handelswege verlagerten, eine benachbarte Siedlung sich dynamischer entwickelte oder ein zur Stadtgründung erkorener Ort schlicht

nicht umsichtig genug gewählt worden war oder wenn die Siedlung sich verschuldete, war die Wirkung des Stadtprivilegs allein zu gering.

## Die Herausbildung des Netzes mittelalterlicher königlicher Städte

Die Stadtentwicklung brach mit dem Tod Béla IV. nicht ab. Zwischen 1270 und 1300 erlangten neun Siedlungen (Raab, Ödenburg, Eisenburg, Pressburg, Thorenburg, Leutschau, Sáros, Eperies und Zeben) Stadtrecht, mehrheitlich Sitze von Gespanen. Die Zahl der im 13. Jahrhundert oder schon zuvor zu Städten erhobenen Siedlungen überstieg die 41, auch wenn viele von ihnen diesen Status bald wieder verloren. Im 14. Jahrhundert erhielten nur noch elf Siedlungen (Klausenburg, Kremnitz, Komorn, Trenczin, Königsberg, Frauenbach, Kaschau, Skalitz, Bartfeld, Libethen, Mittelstadt) Stadtrecht. Letztere waren mehrheitlich Bergstädte bzw. gingen aus dem Kreis der schon zuvor wichtigen Handelszentren mit städtischer Funktion hervor.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war es König Sigismunds Ziel, die Anzahl der Städte zu vergrößern und ihre Situation zu vereinheitlichen. Er erhob zahlreiche königliche Markt Flecken (*oppida*) zu Städten und gestattete ihnen in seinem Privileg von 1405, auch die für Städte zwingend vorgeschriebenen Mauern zu errichten. Allerdings ordnete er seine Stadtpolitik insgesamt den Haushaltsinteressen der Krone unter. Teils um die Magnaten für sich zu gewinnen, teils von momentanen Geldsorgen getrieben verpfändete er zahlreiche in königlichem Besitz befindliche *oppida* und auch Ortschaften, die er gerade erst selbst zu Städten erhoben hatte. Privilegierte Siedlungen, die in grundherrlichen Besitz gerieten, auch wenn sie in manchen Fällen ihre königlichen Privilegien und ihre Selbstverwaltung zu bewahren vermochten, konnten für sich keine Unabhängigkeit und rechtliche Sonderstellung mehr erlangen, die denen der freien königlichen Städte ähnlich gewesen wäre. Ihre Bewohner sanken mehrheitlich in den Status von Hörigen – wenn auch von privilegierten Hörigen – herab und ihre unvoreilhaftige rechtliche Lage wirkte sich auch auf das weitere wirtschaftliche Wachstum dieser Ortschaften aus. Aufgrund all dieser Entwicklungen blieb der Gesamtbe-

stand königlicher Städte in Ungarn bis zum Ende des Mittelalters konstant. Im 16. und 17. Jahrhundert wuchs ihre Zahl um acht, im 18. um sechs, und im 19. Jahrhundert noch um eine weitere Stadt.

Die Mehrzahl der Orte im Netz der königlichen Städte waren während des Mittelalters privilegierte Siedlungen. Ihre Einwohner besaßen als nur dem König unterstellte freie Bürger einen besonderen Rechtsstatus. In der ständischen Gesellschaft nahmen sie eine Zwischenstellung zwischen Adligen und Hörigen ein. Ab Mitte des 15. Jahrhunderts, wenngleich nicht immer, erhielten sie auch eine Einladung zum Reichstag, der sie aber ungerne nachkamen, weil damit hohe Kosten verbunden waren und sie ihre Vertretung auf diesem Forum nicht als sonderlich wirksames Mittel ihrer Interessenvertretung betrachteten. Anzumerken ist, dass auch der Adel nicht besonders auf seiner Teilnahme bestand.

Die insgesamt steigende Zahl königlicher Städte zeigt, dass sich mittlerweile bedeutende Veränderungen im Wirtschaftsleben des Landes vollzogen. Während die Landwirtschaft in früheren Jahrhunderten in erster Linie ausgereicht hatte, um die Bevölkerung des Landes zu versorgen, waren einige Handelszentren auch imstande gewesen, einen engen Kreis von Abnehmern mit Waren aus dem Ausland, besonders mit Luxusartikeln, zu versehen, vor allem solange, als im Gegenzug lediglich Edelmetalle aus den ungarischen Bergwerken, in erster Linie Silber, ausgeführt werden konnten. Ab dem 13. Jahrhundert erschienen jedoch im Export wie auch im Warenumsatz innerhalb des Landes in stetig wachsender Menge auch landwirtschaftliche Erzeugnisse, deren großer Teil aus der Überschussproduktion bäuerlicher Wirtschaften stammte oder von vornherein für den Export hergestellt worden war. Auch die Städte waren – wenngleich die Urproduktion unter geeigneten natürlichen Voraussetzungen auch weiterhin eine wichtige Rolle für ihre Einwohner spielte – zur Deckung ihres Lebensmittelbedarfs in wachsendem Umfang auf den Markt angewiesen. Die Städter erwarben ihre Lebensmittel größtenteils in den Dörfern des Umlands. Erzeugnisse, die in den Außenhandel oder den interregionalen Binnenhandel gelangten – in erster Linie Vieh und tierische Produkte, Talg und Leder, und ab dem 14. Jahrhundert in wachsender Menge auch der auf den Märkten und an den Zollstellen nachweisbare Wein sowie Wachs, Fisch – stammten zumeist aus von den Städten entfernt gelegenen Gegenden, bis hin zur

Tiefebene. Infolge ihrer geografischen Lage konnten die königlichen Städte bestenfalls die letztendlichen Sammelstellen für diese Erzeugnisse sein – der Transport über große Entfernungen hätte den Verkauf für die dörflichen Erzeuger aus fernerer Gegenden nicht mehr rentabel gemacht.

Entfaltung und Intensivierung des Warenaustauschs erforderten im 15. Jahrhundert schließlich ein Netz von Städten, das größer und geografisch gleichmäßiger verteilt war als das der freien königlichen Städte. Zunächst hatten auch die Marktorte dafür ausgereicht. Doch hatte der Handel bald den Umfang der Versorgung mit Gütern des alltäglichen Gebrauchs in geringer Stückzahl überschritten, sodass – vor allem fern der privilegierten Städte – einige kleinere Märkte zu Sammelzentren des Überschusses an Lebensmitteln und Vieh wurden. Nicht nur durch den Umsatz ihres Marktes und ihre Rolle im Handel, sondern auch durch die Ansiedlung einfacher oder sich mitunter dynamisch entwickelnder Handwerke übten sie auch ohne Stadtrecht städtische Funktionen aus. Nur wenigen gelang es, sich durch glückliche Zufälle oder günstige Bedingungen zu Städten zu erheben und in deren Kreis zu verbleiben. Die meisten, die unter grundherrlicher Macht standen, besaßen nur begrenzte Freiheiten. Da sie jedoch breitere wirtschaftliche Privilegien besaßen, konnten sie städtische Funktion erlangen. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts wurden diese Siedlungen mit dem Terminus »*oppidum*« bezeichnet, in Abgrenzung zur Bezeichnung »*civitas*«, die sich damals für die königlichen Städte einbürgerte.

## Die Festigung des Begriffs »*civitas*«

Bezüglich des gesamten Mittelalters unterscheidet die ungarische Historiografie »eigentliche«, das heißt bürgerliche Freiheit genießende Städte (*civitas*) bzw. dieses Privileg nicht besitzende und (mit einem späteren Ausdruck) als Marktflecken (*oppidum*) bezeichnete Orte. Allerdings grenzten sich beide Termini erst am Ende des 14. Jahrhunderts (und auch dann nicht mit ganzer Konsequenz) voneinander ab, und zu Beginn der Stadtentwicklung war ganz und gar nicht klar, was eine Stadt war. Jenő Szűcs beschreibt das begriffliche Durcheinander anschaulich:

Das Dekret von 1267 setzte, wo es um die Bewohner der königlichen Dörfer geht, gleich an zwei Stellen privilegierte *hospes*-Dörfer und Städte gleich, und auch in den von Béla IV. erteilten Stadtprivilegien war die Bezeichnung der von ihm mit *libertas civium* ausgestatteten Siedlungen meist »villa«. Andere Urkunden über Privilegien nannten die Bewohner der zur Stadt erhobenen Siedlungen nicht »Bürger« (*cives*), sondern »hospites«. Urkunden des 13. Jahrhunderts bezeichneten im Allgemeinen diejenigen Siedlungen als »civitas«, die um Burgen herum errichtet waren oder Mauern besaßen, so auch die an Burgen angeschlossenen bischöflichen Städte, auch wenn deren Einwohner keine vollumfänglichen Freiheiten besaßen. Zur terminologischen Unklarheit kamen die Veränderungen im Bestand der Städte selbst: die Erhebung weiterer Siedlungen zu Städten bzw. das Herabsinken von Städten zu Marktflächen aufgrund von Verschuldung oder mangelnder wirtschaftlicher Potenz. Dennoch bewahrten letztere ihren Titel oft noch lange, davon zeugen auch Bezeichnungen als »civitas seu oppidum« (Stadt oder Marktflächen). Die Begriffe der Stadt bzw. der freien königlichen Stadt kristallisierten sich am Ende des 14. und vor allem im 15. Jahrhundert heraus. Damals entstanden die Befestigungen dieser Städte und wurde die Stadtmauer neben den vollen Freiheiten der Bürger – oder auch dann, wenn Letztere nicht in ganzem Umfang gegeben waren, wie im Fall der Bischofsstädte – zu einem der wichtigsten Kennzeichen der Stadt, wie dies auch Werbőczis Definition im *Tripartitum* zu Beginn des 16. Jahrhunderts belegt. Danach ist die Stadt »eine von Mauern und Basteien umgebene Vielzahl von Straßen und Häusern, die zum guten und ehrbaren Leben bevorrechtigt ist« (*domorum et vicorum pluralitas, moenis, et praesidiis circumcincta necessariis, ad bene, honesteque vivendum privilegiata*).

### **Was bedeutet oppidum?**

Anders als Werbőczis Definition der *civitas* ist zum *oppidum* nicht einmal näherungsweise eine zeitgenössische Bestimmung überliefert und auch die Historiker vermochten bis heute nicht zu klären, was die Kriterien dieser Bezeichnung waren. Sicher ist, dass es sich um Siedlungen

mit Privilegien unterschiedlichen Umfangs handelte, deren Einwohner gewisse Selbstverwaltungsrechte und wirtschaftliche Freiheiten besaßen. Angesichts des Umschlags ihrer Märkte, des Entwicklungsstandes ihres Handwerks, der unmittelbaren Beteiligung ihrer Kaufleute am interregionalen oder ab Ende des Mittelalters auch am Fernhandel und nicht zuletzt aufgrund ihrer großen Autonomie und eines dem der königlichen Städte vergleichbaren Steuersystems können einige von ihnen durchaus als Städte betrachtet werden. Die diesbezügliche Unklarheit wird auch daran deutlich, dass die Bezeichnungen »oppidum« und »civitas« bis zum Ende des 14. Jahrhunderts noch nicht klar voneinander unterschieden wurden. Das sehr städtische, in königlichem Besitz stehende Miskolc wurde beispielsweise in den Urkunden konsequent »oppidum« genannt, während Güns, Lippa, Gyula und andere oft als »civitas« tituliert wurden. Auch mit Mauern umgebene oder auch nicht ummauerte grundherrliche Städte wurden abwechselnd »civitas« oder »oppidum« genannt oder gleich mit dem Ausdruck »oppidum seu civitas« belegt.

Auch die Zeitgenossen betrachteten die *oppida* als Städte. In der 1308 erschienenen *Descriptio Europae Orientalis* (Beschreibung Osteuropas) eines französischen Dominikaners wird zu Ungarn erwähnt, dass es insgesamt zehn Städte (*civitas*) habe, weiter sechs in Dalmatien, »doch gibt es viele *oppida*«. Die Gegenüberstellung von *civitas* und *oppidum* lässt ahnen, dass der französische Verfasser, auch wenn er *oppida* nicht als den Städten gleichwertig betrachtete, ihre Rolle als stadtartig begriff. An wie viele er dachte, bleibt unklar, da er anders als für die Städte keine Zahl angab.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts jedoch begannen sich die Termini »civitas« und »oppidum« deutlich voneinander zu unterscheiden. Ersteres diente zur Bezeichnung der von Mauern umgebenen königlichen und bischöflichen Städte, während die nicht ummauerten, zumeist unter grundherrlicher Macht stehenden Siedlungen immer konsequenter »oppida« genannt wurden. Mitte des 15. Jahrhunderts taucht die Formel »oppidum seu civitas« nur noch ausnahmsweise auf, im Falle eines Dutzends Bergstädte oder von Marktflecken mit sehr städtischem Erscheinungsbild wie z. B. Güns, Eisenburg, Sárvár, Gyula oder Lippa. Die Abgrenzung beider Siedlungstypen voneinander steht sicher auch im Zu-

sammenhang damit, dass die Serie der Verleihungen von Stadtprivilegien unterbrochen und auch der Prozess des neuerlichen Absinkens von Städten zu grundherrlichen Städten bzw. Marktflecken im Zuge ihrer Verpfändung oder Verleihung vorerst beendet war. Die herabgesunkenen Orte machten zu dieser Zeit den kleineren Teil der Marktflecken aus, deren Zahl wiederum durch die grundherrliche Verleihung von Rechten an weitere Siedlungen wuchs.

Im Unterschied zu den Städten, für die gewöhnlich bekannt ist, wann sie ihre ersten Privilegien erhielten bzw. das Stadtrecht erlangten, sind für die Mehrzahl der Marktflecken keine derartigen Urkunden erhalten geblieben. Meist erwarben sie ihre Vorrechte in mehreren Schritten, doch sind diese gewöhnlich nicht genauer datierbar. Öfter anzutreffen ist die Berufung auf alte Rechte oder auf Vereinbarungen, die mit früheren Grundherren getroffen wurden. Vermutlich erlangten sie ihre Vorrechte, wenn sich Siedlungen mit einfachen *hospes*-Freiheiten oder anderen Vorrechten zu wichtigeren Verkehrszentren entwickelten. (Auch bei der Mehrzahl der *civitates*, mit Ausnahme einiger Gründungsstädte, war der Verleihung von Privilegien die Entwicklung zu einer Siedlung mit städtischem Profil vorausgegangen.) So lässt sich eine Chronologie der Herausbildung und Vermehrung der *oppida* nur darauf stützen, wann einzelne Orte in ihren Urkunden zum ersten Mal als *oppida* bezeichnet werden. Aufgrund der hohen, regional jedoch unterschiedlichen Vernichtungsrate mittelalterlicher Urkunden lassen sich keine genauen, verlässlichen Ergebnisse mehr erhoffen. Bestenfalls kann darauf vertraut werden, dass diese Dokumente nach dem Gesetz der großen Zahl die Entwicklungstendenz ungefähr zum Ausdruck bringen.

In den ungarischen Quellen vor 1390 kommen etwa 50 Namen von Siedlungen vor, meist schwankt ihre Benennung zwischen »civitas« und »oppidum«. Von 1391 bis 1440 wuchs dieser Bestand um 249, von 1441 bis 1490 um 331. Bis 1526<sup>2</sup> erschienen die Namen von 79 neuen *oppida*

- 2 In der üblichen Epocheneinteilung der ungarischen Geschichtsschreibung markiert 1526, das Jahr, in dem das königliche Heer in der Schlacht bei Mohács den osmanischen Truppen unterlag, das Ende des Mittelalters bzw. den Beginn der Frühen Neuzeit (J. B.).

in den Urkunden. Wenn wir das Vorkommen dieser Namen jahrzehnteweise untersuchen, stellt sich heraus, dass das schnelle Wachstum ihrer Zahl in den 90er Jahren des 14. Jahrhunderts begann und sich bis ins erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts noch deutlich beschleunigte. Im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts verlangsamte sich ihr Wachstum, in den 50er und 60er Jahren des 15. Jahrhunderts gab es einen neuen, noch stärkeren Anstieg. Die Mehrzahl der neuen *oppida* des 15. Jahrhunderts erhielt ihre Privilegien durch die jeweiligen Grundherren: Hatte noch im 14. Jahrhundert der größte Teil der Marktflecken in königlichem Besitz gestanden, so befanden sich Ende des 15. Jahrhunderts mehr als 80 Prozent dieser Siedlungen unter grundherrlicher und 11 Prozent unter kirchlicher Herrschaft.

Im Gegensatz zu der der *civitates* wuchs die Zahl der *oppida* am Ende des Mittelalters, und, so ist bereits hier anzumerken, auch in der Frühen Neuzeit. Im späten Mittelalter lag sie bei etwa 750–800 bzw. war, bezieht man auch Siebenbürgen<sup>3</sup> und Slawonien<sup>4</sup> mit ein, wahrscheinlich sogar noch höher. Das Netz dieser *oppida* erstreckte sich relativ gleichmäßig über das ganze Land, auch wenn sich durchaus Verdichtungszone ausmachen lassen. Die Zusammensetzung dieser Gruppe von Siedlungen war heterogen: Neben einigen wenigen, die tatsächlich städtische Funk-

- 3 Siebenbürgen besaß im mittelalterlichen Ungarn aufgrund seiner Entfernung vom Königssitz Buda eine in gewissem Umfang eigenständige Verwaltung durch den Woiwoden von Siebenbürgen. Nach der osmanischen Eroberung großer Teile des Königreichs Ungarn im 16. Jahrhundert wiederum wurde Siebenbürgen zu einem selbständigen Fürstentum, das auch nach der Rückeroberung des früheren Staatsgebiets durch die Habsburger gesondert verwaltet und erst 1867 wieder formell mit Ungarn vereint wurde. (Nach dem Ersten Weltkrieg fiel es an Rumänien.) Aus diesen Gründen wird Siebenbürgen in der ungarischen Historiografie gewöhnlich gesondert betrachtet (J. B.).
- 4 Slawonien war mit Kroatien im Mittelalter ein Nebenland der ungarischen Krone, das vom Banus von Kroatien und Slawonien verwaltet wurde. In der Frühen Neuzeit waren Teile Slawoniens Teil der habsburgischen Militärgrenze. Hieraus resultiert ebenfalls eine gesonderte historiografische Behandlung. (J. B.)

tion hatten, gab es andere, die den zentralen Markt eines kleineren Gebiets bildeten und sich von dessen Dörfern klar unterschieden. Für die große Mehrzahl jedoch lässt sich rückblickend nicht feststellen, warum sie diesen Titel erlangten, denn sie differierten weder durch ihre Bevölkerungszahl noch ihre wirtschaftliche Bedeutung noch durch ihr Steueraufkommen von den benachbarten Dörfern, ja mitunter waren sie sogar noch unbedeutender als jene. Zu dieser großen Anzahl der Letzteren gehören all jene Ortschaften, die in den Quellen nur einmal als *oppidum* erwähnt und sonst als Dorf oder Gut bezeichnet wurden. Sie machen ein Viertel aller in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auftauchenden *oppida* aus, unter jenen aus der zweiten Jahrhunderthälfte sogar ein Drittel. Auch wenn wir die Lückenhaftigkeit des mittelalterlichen Quellenbestands des Königreichs Ungarn berücksichtigen, ist offenkundig, dass diese Siedlungen keine Stadtfunktion ausüben konnten. Somit kann nur ein Teil der *oppida*, ungeachtet ihres identischen Titels, als Städte betrachtet werden. Welche unter ihnen diesen Entwicklungsstand erreichten, lässt sich angesichts der Quellenverluste sowie des vagen Charakters des historischen Stadtbegriffs schlecht feststellen.

## **Die Beurteilung der *oppida* durch die ungarische Historiografie**

Anfänglich entschieden sich die Historiker für die einfachere Lösung: Sie griffen den europaweit vorherrschenden rechtlichen Stadtbegriff auf und betrachteten nur die *civitates*, die königlichen Städte, als Städte. Die *oppida* hingegen stuften sie als Siedlungen ein, die auf einer gewissen Stufe der Entwicklung zur Stadt hin steckengeblieben waren, die einen Übergang zwischen Dorf und Stadt bildeten und eher als dörflisch anzusehen waren. Ihre genauere Erforschung überließen sie den Lokalhistorikern. Freilich gab es Ausnahmen. Elemér Mályusz beispielsweise reihte sie in einer Studie aus der Zwischenkriegszeit unter die Städte ein. Ihre Rolle jedoch beurteilte er negativ; seines Erachtens bildeten sie angesichts ihres zahlenmäßigen Übergewichts keine Besonderheit der Stadtentwicklung Ungarns, sondern den Hauptgrund für deren von ihm als »ungesund« qualifizierten Verlauf. Ihre Privilegien hätten sie zu Unrecht

erhalten, da die Lebensweise ihrer Urproduktion betreibenden Einwohner eher an diejenige höriger Bauern als an die städtischer Bürger erinnerte. Nach seiner Einschätzung hatte der allzu leichte Erwerb städtischer Rechte eine gesunde Stadtentwicklung und das Zusammenwachsen der Stadtbürger zu einem wirklichen Dritten Stand verhindert. Mályusz betrachtete die *oppida* mit anderen Worten als dörfliche Siedlungen, die zu Unrecht städtische Rechte erhalten hatten.

István Szabó sah die Vermehrung der *oppida* dagegen als Positivum an. Seiner Ansicht nach hatten sie am Ende des Mittelalters etwa einem Drittel der Bauernmassen des Landes einen – der westeuropäischen Entwicklung vergleichbaren – Weg zum Dasein als freie Bauern eröffnet. In seiner Betrachtungsweise war ihr städtischer Charakter also nicht das Entscheidende. Über ihr generell negatives Urteil hinaus befasste sich die ungarische Geschichtsschreibung jedoch bis zu den 1950er Jahren nicht viel mit Fragen, die das Ganze der Stadtentwicklung des historischen Königreichs, sein Städtenetz insgesamt betrafen. Das geringe Interesse an der Stadtgeschichte begrenzte sich im Wesentlichen auf einzelne Städte, hauptsächlich auf Städte im rechtlichen Sinn, und verblieb zu meist innerhalb der Grenzen der Lokalgeschichtsschreibung.

In den 1950er Jahren begannen die Historiker erneut, sich mit Fragen der Stadtentwicklung in Ungarn und mit dem Städtenetz des Landes zu beschäftigen. Wiederum machte Elemér Mályusz den Anfang, der in einem Aufsatz in seinem 1953 erschienenen Studienband über die Geschichte der Bauern im 14. Jahrhundert seinen früheren Standpunkt teilweise revidierte. Er betonte nicht mehr die Unterschiede zwischen *civitas* und *oppidum*, sondern arbeitete die gewerbliche Entwicklung in den Letzteren, ihre Möglichkeiten der Entwicklung zu Städten, ihren rechtlichen Sonderstatus heraus. Er beschrieb die Entwicklung dieser Siedlungen vom Marktort und Verwaltungszentrum zum mit stadtartigen Privilegien ausgestatteten *oppidum*. Mályusz gruppierte die Marktflecken nun nach Faktoren, die ihrer Entwicklung förderlich oder nachteilig waren und betrachtete sie nicht mehr als homogene Masse dörflicher Siedlungen, sondern als differenzierte Menge von Ortschaften, die auf verschiedenen Stufen der Entwicklung zur Stadt standen. Auch hier ist noch die Vorstellung einer Gruppe von Siedlungen greifbar, die sich zu Städten hin entwickeln, aber einen Übergang zwischen Dorf und

Stadt bezeichnen. Für das 14. Jahrhundert, als sich Städte im funktionalen Sinn eben aus der großen Masse der Siedlungen herauszukristallisieren begannen, kann sie jedoch als zutreffend betrachtet werden.

In einer Monografie von 1955 über das Handwerk in den Städten des 15. Jahrhunderts untersuchte Jenő Szűcs das Verhältnis zwischen *civitas* und *oppidum* und die Auswirkungen ihrer Beziehung. Als »eigentliche Städte« betrachtete auch er die mit bürgerlichen Freiheitsrechten ausgestatteten *civitates*, sie – in erster Linie Ödenburg – standen im Zentrum seiner Untersuchung. Bei der Beschäftigung mit dem Steckenbleiben ihrer Entwicklung im 15. Jahrhundert musste er sich jedoch auch mit dem Problem der Entwicklung der Marktflecken und deren Einfluss auf den Stadtbildungsprozess auseinandersetzen. Als er den Binnenmarkt der Städte und deren Beziehungen zu ihrem Umland (*vonzáskörzet*) näher betrachtete, stellte er fest, dass das im Vergleich zu dem der Städte primitivere, sich jedoch dynamisch entwickelnde Handwerk der Marktflecken vor allem bei den Artikeln des Alltagsbedarfs den Städten einen Teil ihrer dörflichen Kundschaft genommen hatte. Szűcs bezog keine eindeutige Stellung zur Frage des städtischen Charakters der Marktflecken. Seine Terminologie zeigt jedoch, dass er demgegenüber Vorbehalte hatte. Er bezeichnete sie als »kleine Knotenpunkte«, »kleine Unterezentren«, und die Infragestellung ihres städtischen Charakters schlägt sich auch in der Formulierung seiner – ansonsten von mir geteilten – Gesamteinschätzung nieder. Danach bestand eine Eigentümlichkeit der Stadtentwicklung Ungarns darin, dass ab der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr die Stadtbildung, sondern die Bildung von Marktflecken der maßgebliche Prozess war. Meines Erachtens sollte man besser von der Bildung von Kleinstädten sprechen, denn in ganz Europa entstand im Zuge des Aufschwungs des Warenaustauschs ein breites Netz von Kleinstädten, die für die dörflichen Produzenten gut erreichbar waren und deren Zahl die der Groß- und Mittelstädte vielfach übertraf. Viele dieser Kleinstädte erlangten auch andernorts keine umfassende Stadtfreiheit. Die Stadtentwicklung im mittelalterlichen Ungarn unterschied sich insofern von der anderer europäischer Länder – und das stellt auch Szűcs fest –, als in Letzteren die Vermehrung der Kleinstädte parallel zum Aufstieg einstiger Mittelstädte zu Großstädten, zu regionalen und internationalen Emporien oder zu für den Export arbeitenden gewerbli-

chen Zentren verlief. Das Handwerk der Städte Ungarns brachte jedoch nicht die Voraussetzungen für eine exportfähige Massenproduktion hervor, ihre geografische Lage, vor allem die Entfernung zum Meer, verhinderte ihre Entwicklung zu internationalen Handelszentren und zu Großstädten. Und auf dem ohnehin engen Binnenmarkt behinderte das wachsende Angebot der Marktflecken ihre weitere Entwicklung und Ausbreitung. Meines Erachtens bestand das Problem nicht im Übergewicht der Kleinstädte oder Marktflecken, sondern, wie Szűcs' Datenbestand zeigt, darin, dass das Wachstum der »eigentlichen Städte«, der *civitates* insgesamt wie im Einzelnen zum Stillstand kam. Ihre gewerbliche und kommerzielle Entwicklung blieb stecken, folglich richteten ihre Bürger ihr Interesse zunehmend auf die Landwirtschaft, die, abgesehen vom Weinbau, in den vorangegangenen Jahrzehnten nur noch eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, oder auf den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Vieh und Rohstoffen, der ihnen ebenso wie den Einwohnern der Marktflecken ein besseres Einkommen gewährte. Mitunter wird sogar die Ansicht vertreten, die wachsende agrarische Tätigkeit der Bürger und ihr Landerwerb seien als Ausdruck einer »Refeudalisierung« zu betrachten. Meines Erachtens ging es vielmehr um eine Anpassung an die Bedingungen der innereuropäischen Arbeitsteilung.

In der Forschung zu den mittelalterlichen Städten Ungarns waren es wohl András Kubinyi und ich, die am entschiedensten den städtischen Charakter *bestimmter oppida* belegten und den Marktflecken Aufmerksamkeit widmeten.

Mein erstes Forschungsprojekt hatte zum Ziel, genauer zu bestimmen, worin die städtischen Züge der Marktflecken des 15.–16. Jahrhunderts bestanden bzw. welche städtischen Aufgaben sie erfüllten, damals noch ohne zu versuchen, den Begriff der Stadt neu zu bestimmen. Gestützt auf die zeitgenössische ungarische und internationale Fachliteratur versuchte ich, das Ausmaß ihres städtischen Wesens in erster Linie am Entwicklungsstand ihres Handwerks zu messen. Die erhobenen Daten belegten jedoch, dass ihr Charakteristikum gerade in dem Nebeneinander von handwerklicher und landwirtschaftlicher Produktion bestand. Aufgrund dieser ersten, theoretisch noch nicht hinreichend fundierten Untersuchung gelangte ich zu der Einschätzung, dass das »Steckenblei-

ben« eines guten Teils der mittelalterlichen *oppida* auf dem Niveau *spezialisierter* landwirtschaftlicher Produktion kein Steckenbleiben im eigentlichen Sinn, sondern eine Anpassung an die wirtschaftliche Struktur des ganzen Landes darstellte, dessen Hauptausfuhrprodukte landwirtschaftliche Güter und Rohstoffe waren. Ich hielt es für evident, dass die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des ganzen Landes einen Weg bestimmte, der sich von dem westeuropäischer Länder unterschied und den man wohl als abweichend oder »verzerrt« betrachten kann, jedoch nur, wenn man die gesamte Entwicklung des Landes solchermaßen interpretiert.

Meine Untersuchung bedeutete insofern einen weiteren Schritt in der Bestimmung des städtischen Charakters der *oppida*, als sie mit der Auffassung brach, dass das Kriterium städtischer Entwicklung in erster Linie im Entwicklungsstand des Handwerks bzw. in der Rolle der betreffenden Siedlung im Außenhandel zu finden sei. Stattdessen plädierte sie dafür, unter den Voraussetzungen Ungarns davon auszugehen, dass auch die landwirtschaftliche Warenproduktion und der Binnenhandel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen stadtbildende Faktoren sein konnten. (Bezüglich der neuzeitlichen Marktflecken der Tiefebene hatte dies 1930 übrigens schon Ferenc Erdei festgehalten.) Folglich ließen sich die Charakteristika solcher *oppida*, die städtische Aufgaben erfüllten, nur aufdecken, wenn sie nicht lediglich mit *civitates*, sondern auf der anderen Seite auch mit Dörfern verglichen wurden. Dieser Vergleich zeigte insbesondere, dass die Einwohner der *oppida* aufgrund alter Privilegien oder vom Grundherrn verliehener Vorrechte eine breite, die der Dörfer weit übersteigende, ja im Fall einiger größerer *oppida* eine jener der »echten« Städte gleichende Selbstverwaltung besaßen. Zumeist bewahrten sie ihre Markt- und Zollprivilegien erfolgreich, ja die jeweiligen Grundherren vermehrten diese noch. Ihre Abgaben leisteten sie gewöhnlich in Geld, in vielen Siedlungen in einer Gesamtsumme, andernorts als pro Kopf erhobenen *census* oder in Form anderer, in Geld abgeglichener Leistungen. In der Wirtschaft der *oppida* spielten im Allgemeinen neben dem zur Selbstversorgung betriebenen Ackerbau Weinbau und Viehzucht die führende Rolle. Der Boden, auf dem Letztere betrieben wurden – Weingarten und Weide –, gehörte nicht zu den mit grundherrlichen Abgaben belasteten Flächen, der Parzelle oder *Sessio*

des Hörigen. Zudem konnten die Einwohner freier über das Land in ihrem Besitz verfügen als in gewöhnlichen Dörfern.

Die Privilegien und Vergünstigungen übten große Anziehungskraft auf die untertänigen Bauern aus: Ende des 15. Jahrhunderts lebte fast ein Drittel von ihnen in Marktflecken. Während die durchschnittliche Einwohnerzahl von Dörfern damals unter 100 lag, erreichte sie in einem durchschnittlichen *oppidum* 500. Einige bedeutende Marktflecken hatten sogar 2.000 oder mehr Einwohner, eine Zahl, die derjenigen kleinerer *civitates* glich oder sie sogar überstieg.

Entwickeltere *oppida* unterschieden sich auch aufgrund des Entwicklungsstandes ihres Handwerks von den Dörfern bzw. glichen darin den Rechtsstädten. Fast ein Fünftel ihrer Bevölkerung übte ein Handwerk aus, und im 15. Jahrhundert erschienen in ihnen, ähnlich wie in den Städten, die zur Verdrängung fremder Konkurrenz bestimmten Zünfte. Der Charakter des Handwerks blieb in den Marktflecken allerdings vergleichsweise dörflich, die Differenzierung innerhalb einzelner Zweige blieb niedrig. In den Quellen werden meist Vertreter von fünf bis sechs Gewerken erwähnt, und lediglich in *oppida* in großer Entfernung von den *civitates* (und in erster Linie in der Tiefebene) waren 15–20 Handwerke anzutreffen, die vermutlich den Bedarf eines überdurchschnittlich großen Marktgebiets (*piackörzet*) abdeckten. An der geringen Zahl der Handwerker in den Dörfern der Nachbarschaft ist abzulesen, dass auch durchschnittliche Marktflecken Zentren eines Marktgebiets mit einer Ausdehnung von etwa 15–20 Kilometern waren, in denen Erzeugnisse aus Dorf und Stadt ausgetauscht wurden.

Als Zentren des Handwerks konnte sich die Mehrzahl der *oppida* lediglich zum Mittelpunkt eines jeweiligen kleineren Marktgebiets erheben. Die bruchstückhaften Daten zum zeitgenössischen Handel scheinen jedoch zumindest zu belegen, dass es recht viele Marktflecken gab, deren Handelstätigkeit diesen engen Rahmen überschritt. Auch aus den wenigen noch vorliegenden Quellen geht hervor, dass 16 Prozent der *oppida*, zusammen 31 im ganzen Land, vom Exportzoll befreit waren. Mehrere Dutzend weitere genossen Zollfreiheit in einem oder mehreren Komitaten und etwa 100 hielten außer ihren regulären Wochenmärkten auch landesweite Märkte ab. Offenkundig beteiligten sie sich am Handel über große Entfernungen oder am Außenhandel nicht mit den Erzeugnissen

ihres Handwerks, sondern mit teils vor Ort erzeugten, teils aus ihrem engeren oder weiteren Einzugsgebiet aufgekauften landwirtschaftlichen Gütern und Vieh. Den Handel mit Agrarprodukten wickelten teils Kaufleute des Marktflückens ab, teils wurden diese Güter von städtischen und ausländischen Kaufleuten, die die landesweiten Märkte der *oppida* besuchten, aufgekauft. Im letzteren Fall bildeten kleinere Marktflücken gleichsam die Vermittler zwischen Dörfern und *civitates* und erfüllten so die Funktion der westlichen Kleinstädte.

Verdankten die *oppida*, die städtische Aufgaben erfüllten, ihren Aufstieg in erster Linie ihrer Agrarproduktion und ihrem Handel mit Agrarerzeugnissen, so bildete jedoch nicht allein ihre Urproduktion und auch nicht ihr Handwerk die Voraussetzung für ihre Blüte, sondern die Verbindung beider. Denn hier geht es nicht um die Verbindung von Handwerk mit selbstversorgender Landwirtschaft, wie sie auch für die *civitates* in ihrer Entstehungsphase (und noch länger in den kleinsten von ihnen) charakteristisch war, und auch nicht um eine durch dörfliches Haushandwerk ergänzte warenproduzierende Landwirtschaft: Hauptkennzeichen dieser entwicklungsfähigen Marktflücken war die Verflechtung von warenproduzierender Landwirtschaft und warenproduzierendem Handwerk.

Ein weiteres Ziel meiner Untersuchung hatte darin bestanden, unter den vielen hundert Marktflücken diejenigen auszumachen, die tatsächlich städtische Aufgaben erfüllen konnten. Angesichts der Lückenhaftigkeit der Quellen wie auch der Mängel meines damaligen theoretischen Ansatzes ließ sich das nicht leisten. Damals war mir die Wichtigkeit des funktionalen Stadtbegriffs noch nicht bewusst geworden, und so musste ich mich darauf beschränken, dass lediglich ein kleiner, wenngleich die Anzahl der Städte dennoch überschreitender Teil der *oppida* als Städte zu betrachten waren.

Ab dem Beginn der 1960er Jahre erarbeiteten die Stadthistoriker sowohl mit Blick auf das Mittelalter als auch auf die Frühe Neuzeit sukzessive komplexere und flexiblere Kriterienbündel, mit denen sich das Ausmaß städtischer bzw. stadtartiger Entwicklung bestimmen ließ. Debatten und Ergebnisse der internationalen Stadtgeschichtsschreibung wie auch der Stadtbegriff der Nachbarwissenschaften – der der Soziologie, in erster Linie aber der funktionale Ansatz und die Zentralitätstheorie

rie der Siedlungswissenschaft – vermittelten dabei wichtige Anregungen. All dies stellte die weitere Forschung auf eine solidere Grundlage.

András Kubinyi entwickelte schrittweise Kriterien, nach denen der Kreis der Siedlungen (*civitates* und *oppida*), die zentrale Funktionen ausübten und somit als Städte zu betrachten waren, mit annähernder Genauigkeit bestimmt werden konnte. Ein großes Positivum seiner Untersuchung war, dass er *civitates* und *oppida* nicht voneinander trennte, sondern ihre Rolle einheitlich untersuchte und damit die voreilige Sondernung beider Gruppen voneinander, wie sie die frühere Geschichtsschreibung praktiziert hatte, vermied. Sein Kriteriensystem wurde im Lauf seiner langjährigen Untersuchungen immer umfangreicher. In seiner 2000 erschienenen Monografie hielt er zehn Kriterien für ausschlaggebend. Vier davon bezogen sich auf die Verwaltungsaufgaben der Siedlung (Gutszentrum, Sitz eines Hochadligen, Zentrum der Rechtspflege, Glaubhafter Ort, Zentrum der Finanzverwaltung bzw. kirchliches Verwaltungszentrum), das fünfte berücksichtigte die vor Ort ansässigen kirchlichen Institutionen, vor allem die Klöster der Bettelorden. Als weitere Kriterien für die Erfüllung zentraler Aufgaben betrachtete er die Zahl der an ausländischen Universitäten eingeschriebenen Studenten, die Zahl der Handwerkszünfte oder Kaufmannsgilden, die Straßenverhältnisse des Ortes, seine Märkte sowie seine rechtliche Stellung. Innerhalb dieser Kategorien erhielten die untersuchten Siedlungen, abhängig davon, ob sie diesbezüglich höhere oder untergeordnetere zentrale Funktionen erfüllten, einen bis sechs Punkte. Die Summe ihrer Punkte wurde dann zur Grundlage ihrer Rangordnung.

Kubinyis Untersuchung erstreckte sich zwar nicht auf das ganze Land, umfasste jedoch ein hinreichend großes Gebiet, um seine Ergebnisse bahnbrechend werden zu lassen. Aufgrund ihrer Gesamtpunktzahl ordnete er die Siedlungen in sechs Gruppen ein. Die mit mindestens 41 Punkten betrachtete er als erstrangige oder wichtigere Städte, jene mit 31–40 Punkten als zweitrangige Städte. Eine dritte Gruppe mit 21–30 Punkten bildeten kleinere Städte bzw. Marktflcken, die bedeutende städtische Funktionen ausübten. 16–20 Punkte bezeichneten Marktflcken mit mittlerer Stadtfunktion, 11–15 Punkte solche mit teilweiser Stadtfunktion. Siedlungen mit niedrigerer Punktzahl waren durchschnittliche Marktflcken oder Dörfer mit der Funktion von Marktfl-

cken, solche mit lediglich 1–5 Punkten Dörfer mit gewissen zentralen Funktionen. Die untere Grenze der Einordnung als Stadt legte Kubinyi bei 16 Punkten fest. Auf dieser Grundlage kann für das damalige Ungarn von 180 bis 200 Städten ausgegangen werden, deren bedeutenderer Teil – etwas 150 – *oppida* und Bischofsstädte waren, die keine umfassende bürgerliche Freiheit besaßen. Ein Fünftel der als *oppida* aufgeführten Siedlungen war mit anderen Worten aufgrund ihrer wirtschaftlichen, verwaltungstechnischen und kulturellen Funktion zu den Städten zu rechnen. Die Zahl von 180 bis 200 mag hoch erscheinen. Berücksichtigt man die mittelalterlichen Verkehrsverhältnisse, aufgrund derer auch das Gebiet kleiner blieb, innerhalb dessen zentrale Orte ihre Funktionen ausübten (*vonzáskörzetek*), ist sie aus meiner Sicht nachvollziehbar. Das Wesentliche ist auch nicht die Zahl: Kubinyis wichtigstes Ergebnis war die Widerlegung der These von der »Städtelosigkeit« des mittelalterlichen Ungarn, der eingebürgerten Vorstellungen von der außerordentlich geringen Zahl an Stadtbewohnern. Berücksichtigt man nur die königlichen Städte, so war der Anteil der Stadtbewohner im Land auf etwa 4 Prozent zu schätzen. Bezieht man jedoch neben den Städten im rechtlichen Sinn auch die Siedlungen mit zentraler Funktion mit ein, so machte dieser Anteil 8 Prozent aus, was nicht weit hinter dem gleichfalls nur geschätzten Satz in den Nachbarländern zurückblieb.

Dass die *oppida*, die im Laufe des 15. Jahrhunderts städtische Funktionen gewannen, keine umfassenden bürgerlichen Freiheiten und keine städtischen Privilegien erhalten konnten, hatte in erster Linie politische Ursachen. Wie bereits erwähnt, war im 13.–14. Jahrhundert die königliche Oberhoheit die wichtigste Voraussetzung für den Aufstieg der Städte und für deren weitere Entwicklung gewesen. Die Herrscher betrachteten die Steuern der Städte als wichtige Einnahmequelle des Äars und dies war ihr vorrangiges Motiv, sich um sie zu kümmern. Dennoch bedeuteten diese keine hinreichende Einnahmequelle, vor allem im 15. Jahrhundert, als infolge der osmanischen Angriffe die Militärausgaben stiegen. So opferten sie die langsam reifenden Ergebnisse einer geduldigen Stadtpolitik akuten finanziellen Interessen. Die Verpfändung sich bereits entwickelnder Städte versprach mehr und vor allem schneller zufließende Einnahmen, zudem sollte sie die derart bedachten kirchlichen und weltlichen Magnaten dem Herrscher verpflichten. Die einmal in grund-

herrlichen Besitz gelangten Siedlungen, die ihren Herren zudem nicht geringen Nutzen brachten, ließen sich dann ohne politische Verwicklungen nicht mehr aus deren Zugriff herauslösen und erneut königlicher Herrschaft unterstellen. Dies dürfte der Grund dafür gewesen sein, dass es im 15. Jahrhundert zu keiner erneuten Welle der Ausgabe von Stadtprivilegien kam und dass, wie noch zu zeigen sein wird, in späteren Jahrhunderten der Adel aus ähnlichen Gründen gegen die Erhebung weiterer Siedlungen zur Stadt auftrat und sie verhinderte. Bis zum Ende des Mittelalters war auf diesem Weg ein mehrheitlich aus *oppida* und zum kleineren Teil aus *civitates* bestehendes Netz von Städten im funktionalen Sinn entstanden. Im Folgenden werden unter den *oppida* nur noch diejenigen betrachtet, die städtische Funktionen erfüllten.

## **Stadtbewohner und städtisches Leben am Ende des Mittelalters**

Der Ausdruck »mittelalterliche Stadt« beschwört bei nahezu jedem Ungarn, unter anderem aufgrund des in der Schule Gelernten, eher ein Bild herauf, das auf die großen westeuropäischen Städte und weniger auf die in Ungarn zutrifft: prächtige Wohnhäuser und öffentliche Gebäude, geschützt von dicken Mauern und starken Türmen, hoch über sie hinausragende Kirchtürme, enge, winklige Gassen, ein großer Markt, auf dem die Bewohner der umliegenden Dörfer Lebensmittel für die Stadtbewohner feilbieten und dafür Erzeugnisse der städtischen Handwerker erwerben. Die Bewohner sind würdige Bürger, vor allem Handwerker, zum Beispiel Schmiede, Leinweber, Schneider, Schuster und andere, die sich in Zünften zusammenschließen. Die ungarische Geschichtsschreibung hat vor allem ihnen bzw. ihren Zünften Aufmerksamkeit gewidmet, detailliert stellte sie deren Satzungen und Rituale vor. Im Allgemeinen wissen wir mehr darüber, wie diese Zünfte ihre Vorsteher wählten, welche Altäre ihre Fürsorge genossen, für welche Basteien sie zuständig waren, welche Farbe die von ihnen auf den Prozessionen getragenen Kerzen hatten, als darüber, welche und vor allem wie viele Erzeugnisse sie herstellten, welchen Besitz sie hatten, in was für Häusern sie lebten und welche Gebrauchsgegenstände sie benutzten. Wohl werden auch

begüterte Kaufleute erwähnt, vor allem einzelne Beispiele, und wir wissen, dass sie es waren, die gegen Ende des Mittelalters in den städtischen Angelegenheiten das letzte Wort hatten. Wir wissen, dass die alltäglichen Angelegenheiten vom städtischen Magistrat oder Rat erledigt wurden, dass es Aufgabe dieses Gremiums war, über die Bewahrung der »alten«, oft allerdings erst kürzlich erworbenen Rechte und Freiheiten zu wachen, entweder indem man den König um Unterstützung bat oder indem man, gerade bei drohender Gefahr, die Bürger gegen den Adel oder gegen äußere Feinde bewaffnete. Die städtische Gesellschaft erscheint in solchen traditionellen Darstellungen als Gemeinschaft freier Bürger und damit ein wenig idyllisch. Nur die immer schwierigere wirtschaftliche Lage der Handwerker scheint dieses Bild ein wenig zu trüben. Selten werden diejenigen erwähnt, die keine Bürger waren, jedoch einen beträchtlichen Teil der Stadtbewohner – ein Drittel oder noch mehr – ausmachten, die Masse derer, denen die Vorteile des Bürgerrechts versagt blieben.

Die Einseitigkeit dieses Bildes geht vor allem auf den Mangel an Quellen zurück: Nur aus sehr wenigen Städten sind Protokolle und andere Dokumente erhalten geblieben, die es gestatten würden, den Alltag ihrer Bewohner zu jener Zeit genauer und detaillierter zu rekonstruieren. Lange Zeit prägte auch das in den Stadtchroniken gezeichnete idealisierte Bild die Beurteilung dieser Städte und ihrer Bürger. Und schließlich bezieht sich unser Bild der mittelalterlichen Stadt in Ungarn auf die freien königlichen Städte bzw. eigentlich auf die größeren unter ihnen. So lange die ungarische Geschichtsschreibung die heute als Teile des Städtenetzes geltenden *oppida* einfach als größere, privilegierte Dörfer betrachtete und sie nicht als Städte anerkannte, widmete sie auch deren Bewohnern keine Aufmerksamkeit.

### **Die Größe der Stadtbevölkerung**

Wir besitzen weder genaue Belege über die Größe der Stadtbevölkerung insgesamt noch über die Zahl der Bewohner einzelner Städte. Nur in seltenen Ausnahmefällen liegen hier und da Konskriptionen vor, die die gesamte Bevölkerung einer Stadt (also neben den Haushaltsvorständen

auch ihre Familienmitglieder und Untergebenen) aufführen. Meist kennen wir nur die Zahl der steuerzahlenden Haushalte, aus der wir, multipliziert mit 4–5, auf die Gesamtbevölkerung schließen. Das Ergebnis ist nicht nur ungenau, weil die Zahl der Mitglieder eines Haushalts nur geschätzt werden kann, sondern noch mehr, weil die Steuerverzeichnisse sich nicht auf die gesamte Bevölkerung beziehen. Berücksichtigt wurden in erster Linie diejenigen, die aufgrund ihrer Immobilien oder ihres Einkommens mit Steuern belegt werden konnten. Fallweise wurden auch nicht steuerzahlende Personen aufgenommen, dies meist dann, wenn sie nur vorübergehend Steuerfreiheit genossen. Die Prinzipien der Besteuerung wiederum wechselten von Stadt zu Stadt. Daher lässt sich nur schwer derjenige Kreis der Stadtbewohner abschätzen, der jeweils aus dem Steuerregister herausblieb.

Auch aus der geschätzten Zahl der Stadtbewohner geht hervor, dass am Ende des Mittelalters die meisten Städte Ungarns im europäischen Maßstab eher zu den Mittel- oder Kleinstädten zu rechnen waren. Die größte Stadt des Landes, Ofen, mochte etwa 12–15.000 Einwohner haben, weitere zwei Städte, Pest und Szeged, näherten sich womöglich der Zehntausender-Schwelle. Mehr als 5.000 Einwohner hatte sonst nur Kronstadt. Für Kaschau, Klausenburg und Hermannstadt nehmen die Historiker 4–5.000 Einwohner an, die Einwohnerzahl der übrigen Städte lag bei 3.000, doch gab es auch viele, die kaum 2.000 Einwohner hatten oder zwischen 1.000–1.500 blieben. Auch ein Dutzend *oppida* erreichte diese Größe, so beispielsweise Debrecen, Gyula, Thur. Auch wenn die Städte mit geringer Einwohnerzahl überall überwogen, gab es in ganz Europa um 1500 doch immerhin 154 Städte mit mehr als 10.000 Einwohnern, fast zwei Drittel (99) davon in Italien, Frankreich und Deutschland. Auch dieser Vergleich unterstreicht die Feststellung, dass das Charakteristikum Ungarns im 15. Jahrhundert nicht so sehr ein Steckenbleiben der Stadtentwicklung, sondern das weitgehende Fehlen der Entstehung von Großstädten war.

## Bürger und Einwohner

Die Gesellschaft der Städte war, selbst in den kleinsten von ihnen, wenngleich dort in geringerem Ausmaß, vielfarbig und vielfältig gegliedert. Ihre Bewohner gingen verschiedenerlei Beschäftigungen nach, und sowohl zwischen den einzelnen Gewerben und Berufen als auch innerhalb dieser entstanden deutliche Besitzunterschiede. Gewöhnlich wird immer von Stadtbürgern gesprochen, obwohl nur ein Teil der städtischen Einwohner zum Stand der freien Bürger gehörte. Nicht nur die Bewohner der Marktflecken fielen als Hörige aus dieser Gruppe heraus, sondern auch ein bedeutender Teil der Bevölkerung der *civitates*. Das Bewusstsein der Zugehörigkeit zur Stadtgemeinschaft, die Identität als Bürger, war ohne Frage bei denen besonders stark, die das Bürgerrecht erworben hatten; in ihren Augen war die Grenze zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern innerhalb der Einwohnerschaft scharf gezogen, auch wenn jeder Bewohner einer Stadt das Bürgerrecht erlangen konnte, so er seine ehrliche Abstammung nachwies und in der Stadt Grundbesitz erwarb. In den Bürgerstand zu gelangen stand also vor allem lokalen Bürgersöhnen bzw. begüterten oder glücklichen Zuwanderern (zum Beispiel solchen, die in Bürgerfamilien einheirateten) offen. Dienstboten, Tagelöhner, Häcker und andere Besitzlose, die einen beträchtlichen Teil der Stadtbevölkerung ausmachten, hatten nur selten diese Chance. Das Bürgerrecht war das Bindemittel der Stadtgesellschaft, und auch wenn innerhalb dieser Gesellschaft ebenfalls große Besitzunterschiede bestanden, war das Prestige dieser ständischen Stellung für alle ihre Inhaber hoch und bedeutete innerhalb der Gesellschaft der Stadt das wohl wichtigste Unterscheidungsmerkmal. (Bezeichnend ist, dass sich auch die begüterteren Einwohner der *oppida* – ohne jede Rechtsgrundlage – schon damals und auch später als Bürger oder *cives* bezeichneten. Der Titel des *cives* oder Bürgers taucht auch in einzelnen königlichen und grundherrlichen Urkunden auf, und der vom Grundherrn ausgestellte Freibrief Gyulas unterscheidet in der feierlichen Einleitung sogar Bürger und Einwohner oder *hospites*.)

Hauptnutznießer der städtischen Privilegien waren die Bürger, die Gemeinschaft derer, die Bürgerrecht hatten. Denn auch wenn der gern zitierte Satz zutrifft, dass Stadtluft »frei macht« und alle Bewohner der

Stadt, gleich welchen Standes, von grundherrlicher Macht befreit waren, galten doch die Vorrechte zunehmend nur für die Bürger, und nur diese hatten, in zunehmend beschränktem Maß, die Möglichkeit zur Teilnahme an der Stadtverwaltung. Anfangs wurde die Stadtführung von der gesamten Gemeinschaft gewählt, später übte nur noch eine wechselnde, größere oder kleinere Anzahl von Wahlmännern, die entweder gewählt oder auch nur von Stadtrat bestimmt wurden, dieses Recht aus. Ebenso konnten in den gewöhnlich aus zwölf Mitgliedern bestehenden, vom Stadtrichter oder Bürgermeister geführten Inneren Rat und später auch in den mit der Aufsicht über den vorigen betrauten, zur Prüfung der Wirtschaftsführung der Stadt befugten Äußerer Rat nur noch Bürger aufgenommen werden. Wer kein Bürgerrecht besaß, hatte kein Recht, bei der Regelung der städtischen Angelegenheiten mitzuwirken. (Bestenfalls konnte er bei Unruhen und Aufständen Druck ausüben.)

Zu den Bürgern zu gehören war das bestimmende Element in der Identität der Stadtbewohner, darüber hinaus konnte ihre Beschäftigung sie an andere Gruppen oder Institutionen (Zünfte, religiöse Bruderschaften etc.) binden, und auch innerhalb der Berufsgruppen zogen Besitzunterschiede weitere, wenngleich weniger scharfe Trennlinien. Welcher Anteil der Stadtbewohner damals zu den Bürgern gehörte, kann mangels entsprechender Quellen nicht genau festgestellt werden. Bestenfalls lassen sich Schätzungen anstellen, denn diejenigen Einwohner, die die Voraussetzungen für das Bürgerrecht mangels Besitz nicht erfüllen konnten – häusliche Dienstboten, Knechte, Diener, Tagelöhner, Häcker, Gesellen, Handwerker ohne Zunftzugehörigkeit –, machten nach Schätzungen der Stadthistoriografen ein oder zwei Fünftel der Stadtbevölkerung aus. Einwohner mit Bürgerrecht bildeten damals also noch die Mehrheit, und zweifellos fiel das Bürgerrecht mit Besitz und wirtschaftlicher Selbständigkeit zusammen. In den *oppida*, auch wenn sich ihre Bewohner den Titel des Bürgers zulegte, bestand diese ständische Unterscheidung nicht. Hier verlief die – weniger scharfe – Grenze zwischen Hörigen mit Parzelle bzw. Häuslern. Die Unterscheidung beruhte nicht so sehr auf Besitzunterschieden, denn auch Häusler konnten Land pachten oder durch anderweitige Wirtschaftstätigkeit bedeutendes Einkommen erwerben, als vielmehr darauf, dass Steuern in erster Linie die Parzellen der Hörigen belasteten. An die Stelle der Unterscheidung zwi-

schen Bürgern und Nicht-Bürgern trat hier die zwischen steuerzahlenden bzw. nicht oder nur in geringem Umfang zahlenden Personen.

Wegen der Lückenhaftigkeit der Quellen ist nicht festzustellen, ob bei der Wahl der Stadtführung in den *oppida* die gesamte Gemeinschaft oder nur die der Abgaben Leistenden teilnahm. Einige Quellen, so z. B. ein Vertrag der Einwohner von Waagbistritz mit dem Grundherrn von 1506, belegen, dass es den begüterteren Besitzern ganzer Parzellen gelungen war, die Stadtführung an sich zu ziehen. Die Freiheit zur Wahl des Richters wurde jedoch durch das Vorschlagsrecht des Grundherrn beschränkt: Auf den Richterstuhl konnte nur gelangen, mit wem der Grundherr oder seine Beamten einverstanden waren.

## **Die Gliederung der mittelalterlichen Stadtbevölkerung nach Beschäftigung**

### ***Kaufleute***

Kaufleute bildeten in der städtischen Gesellschaft eine kleine, jedoch wirtschaftlich und gesellschaftlich umso gewichtigere Gruppe. Ihre Anzahl und Verteilung sind kaum erforscht, mangels geeigneter Quellen ist es nicht einmal möglich, die Zahl der Großkaufleute bzw. Kleinhändler abzugrenzen. Wahrscheinlich bildeten kleine Kaufleute, die den Bedarf der lokalen und der Wochenmärkte deckten, die Mehrheit, blieben jedoch hinsichtlich ihrer Kapitalstärke weit hinter den Großkaufleuten zurück, die Importwaren vertrieben oder als Vermittler selbständig landwirtschaftliche Erzeugnisse exportierten. Selbst über die Letzteren haben wir keine erschöpfenden Kenntnisse: Nur aus ihren Kreditangelegenheiten, aus Zollverzeichnissen, die aus einigen wenigen Jahren verstreut vorliegen, und mitunter aus Testamenten können wir auf ihre Aktivitäten und auf ihren Besitz schließen.

Quelle der Akkumulation größerer Kapitalien im Handel konnten in jener Zeit die Tucheinfuhr großen Stils und die Ausfuhr von Agrarerzeugnissen aus Ungarn sein. Den Umschlag dieser Waren wickelten jedoch Kaufleute aus Süddeutschland ab, einheimische spielten lediglich eine Vermittlerrolle. Sie waren das Bindeglied zwischen einheimischer Produktion und ausländischem Großhandel. Der Fernhandel dieser

Vermittler erstreckte sich auf ein relativ umgrenztes Gebiet, das bis Wien, Krakau, Breslau, Brünn und Venedig reichte. In diesen Städten erwarben sie ausländische Erzeugnisse, die sie gewöhnlich auf Kredit kauften. Ausländische, vor allem deutsche und italienische Händler ließen sich wiederum meist nur vorübergehend in den Städten Ungarns nieder. Wenn sie genügend Kapital akkumuliert hatten, verließen sie ihren Sitz gewöhnlich wieder. Diese reichste Gruppe der Großhändler beteiligte sich angesichts ihres vorübergehenden Aufenthalts gewöhnlich nicht an den städtischen Angelegenheiten, keiner von ihnen wurde Mitglied eines Stadtrats.

Geschäftlich spielten die einheimischen Großhändler neben ihren ausländischen Standesgenossen nur eine untergeordnete Rolle. Ihre Geschäfte waren begrenzter, zudem bestanden die Firmen innerhalb einer Familie meist nur über eine oder bestenfalls zwei Generationen – obgleich sich ein stabiler Grundstock an Kapital im Allgemeinen allein über die kontinuierliche Arbeit mehrerer Generationen ansammeln ließ. Die Reichsten unter ihnen verlagerten oft ihren Sitz oder legten ihr Geld in Landerwerb an und sie oder ihre Kinder stiegen in den Adel auf.

Trotz alledem bildeten die Großhändler die oberste Schicht der Stadtbevölkerung. Im 15. Jahrhundert lenkten sie die Stadtverwaltung, ihre Vertreter waren Richter oder Bürgermeister bzw. Ratsleute, und nur unter hohem Druck ließen sie auch einige reichere Handwerksmeister in diese Positionen gelangen.

Im Unterschied zum Handwerk bestanden im Handel eher quantitative als qualitative Unterschiede zwischen *civitates* und *oppida*. Zum einen war (angesichts der wenigen Quellen muss hinzugefügt werden: allem Anschein nach) die Zahl der Großhändler in den Letzteren geringer, und vermutlich war auch ihr Kapital kleiner, ansonsten unterschied sich ihre Tätigkeit jedoch nicht von der ihrer Kollegen in den *civitates*. Davon, dass viele bedeutende *oppida* im Laufe der Zeit Zollvergünstigungen für ein größeres Gebiet oder mitunter sogar für das ganze Land erhielten, war bereits die Rede. Einige waren sogar vom Ausfuhrzoll, dem Dreißigstzoll, befreit. Ihre Tätigkeit beschränkte sich also nicht darauf, lediglich den Warenumsatz ihres unmittelbaren Einzugsgebiets abzuwickeln, sie beteiligten sich auch unmittelbar am aufkommenden landesweiten bzw. grenzüberschreitenden Handel. Diese Tätigkeit,

auf die gleich noch weiter einzugehen ist, entfaltete sich vor allem im 16. Jahrhundert, doch bereits aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bezeugen verstreute Belege diese Entwicklung.

Eng mit dem Handel verbunden waren auch die Fuhrleute und Schiffer, zu Lande und auf den Wasserwegen. Über die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Fuhrleute ist kaum etwas bekannt, wir kennen nicht einmal ihre Zahl. Die Schiffer waren meistens zugleich Schiffeigentümer und gehörten eher zur begüterten und vornehmen Schicht in den Städten.

### **Handwerker**

Die zahlenmäßig größte Gruppe der Stadtbürger waren die Handwerker. Auch wenn bei der Entstehung der Städte Ungarns die Kaufleute und vor allem die im Fernhandel tätigen Großkaufleute eine bedeutende Rolle gespielt hatten und sie es waren, die die ersten Vergünstigungen erhielten, welche den Ausgangspunkt für die Verleihung von Stadtprivilegien bildeten, führte die Niederlassung einer Gruppe von Kaufleuten noch nicht zwingend zur Entstehung einer Stadt. Auch Orte mit großen Märkten konnten bloße Warenumschnlagplätze sein. Auf einem frühen Niveau der Arbeitsteilung ermöglichte die Trennung von gewerblicher und agrarischer Produktion das Aufkommen von Städten, und es hing vor allem von einem gewissen Niveau der Landwirtschaft ab, dass der Unterhalt einer Schicht möglich wurde, die ihre Lebensmittel über den Markt erwarb. Davon hingen die Anzahl der Städte und deren mögliche Bevölkerungsentwicklung ab. (In der weiteren Entwicklung der Städte spielten weitere, spezifischere Formen der Arbeitsteilung eine Rolle.) Deswegen sind die die Handwerker bei der Untersuchung der städtischen Gesellschaft so bedeutsam.

Auch in den frühen Städten Ungarns ließen sich viele Handwerker nieder, die die verschiedensten Gebrauchsgegenstände herstellten, daneben jedoch noch lange die Landwirtschaft nicht gänzlich aufgaben. Dies wäre jedoch die Voraussetzung für die Erweiterung ihres Fachwissens gewesen, denn die Vervollkommnung der Herstellungsverfahren und die weitere Spezialisierung innerhalb der Berufe waren nur dort möglich, wo das Handwerk im Haupterwerb betrieben wurde und seine Betreiber die erforderliche Erfahrung und Praxis darin erwarben. Soweit die wenigen

Quellen und Aufarbeitungen dies festzustellen gestatten, erfolgte die Trennung von Landwirtschaft und Handwerk in den Städten Ungarns im 15. Jahrhundert: Immer weniger Handwerker zahlten Steuern aufgrund ihres Ackerlandes und auch die Weingärten in ihrem Besitz wurden weniger. Zu diesem Zeitpunkt war Land nur noch im Besitz reicherer Bürger, vor allem waren dies Weingärten, die vermutlich in Lohnarbeit bebaut wurden. So hinderte die Urproduktion diese Besitzer nicht an der Perfektionierung ihres Gewerbes, und es kann angenommen werden, dass die Haupteinkommensquelle der meisten Handwerksmeister die Ausübung ihres Gewerbes war.

Im Ergebnis all dessen wuchsen die Zahl der Handwerker und ihr Anteil an der Stadtbevölkerung beträchtlich. In den größeren Städten stellten sie 25–30 Prozent der Steuerzahler, in den kleineren 17–20 Prozent. Die wachsende Anzahl von Gewerben, in größeren Städten bis zu 30–50, legt Zeugnis vom Fortschreiten der Arbeitsteilung und von wachsender Spezialisierung im Handwerk ab.

Die meisten Handwerksmeister waren in den Zweigen Bekleidung (Schuhwerk eingeschlossen), Lebensmittelverarbeitung und Metall tätig. Die Zweige, in denen in den westlichen Ländern bereits die Massenfertigung eingesetzt hatte, in erster Linie die Weberei, waren relativ unbedeutend und durchlebten aufgrund der massenhaften Einfuhr in diesem Bereich einen Abwärtstrend.

Die ertragreichsten Handwerke waren diejenigen, die Luxusgüter für den Adel und begüterte Bürger herstellten. Hierzu gehörten die Schmiede und Waffenmacher, aber auch Vertreter der Lebensmittelbranche, so die Lebküchler und Bäcker, die oft zugleich Viehhandel betrieben, sowie Vertreter der Bauberufe, die eher unternehmerisch vorgingen. Vor allem Bildhauer und Maurer gehörten zu begüterteren Schicht der Handwerker. Handwerke, die den Bedarf der städtischen Mittelschicht und der dörflichen Kunden befriedigten – so die Schneider, Schuster, Töpfer u. a. –, gehörten hinsichtlich ihres Besitzes eher zur mittleren Schicht der Stadtbevölkerung, einige Handwerker konnten aber durchaus auch am Rande der Armut leben. Die Untergliederung der Handwerker nach Besitz war noch komplizierter: Auch in den gemeinhin ertragreichen Gewerken gab es ärmere Meister, wie umgekehrt auch in anderen Handwerken manchmal sehr hohe Einnahmen erzielt wurden. Inse-

samt jedoch gehörte die Mehrheit der Handwerker am Ende des Mittelalters zur mittleren Schicht der Bürger. Daher konnten sie auch keinen ernsthaften Einfluss auf die Stadtregierung ausüben, die die Großhändler an sich gezogen hatten. Im Laufe des 15. Jahrhunderts erlangte sie jedoch nach Unruhen und Aufständen einen gewissen Einfluss auf die Stadtführung. Einige ihrer bessergestellten Vertreter zogen in den Inneren Rat ein, und in dem damals aufkommenden Äußeren Rat, dessen begrenzte Zuständigkeit sich vor allem auf die Kontrolle der Tätigkeit des Inneren Rates erstreckte, waren sie in größerer Zahl vertreten. Die Gegensätze und Spannungen zwischen den Großhändlern, größtenteils Deutschen, die die Stadtführung in den Händen hatten, und der mittleren Schicht der Stadtbürger waren in allen Städten zu beobachten. Dort, wo die Zahl magyarischer Einwohner hoch war, zum Beispiel in Buda und Klausenburg, erhielten die Auseinandersetzungen eine »nationale« Färbung, auch wenn ihre Ursachen andere waren. Wie sehr es in diesem Zeitalter, in dem sich noch kein ethnisches oder nationales Bewusstsein im modernen Verständnis entwickelt hatte, nicht um nationale Gegensätze ging, zeigt der Umstand, dass in den Städten Ungarns das Zusammenleben und die kulturellen Wechselbeziehungen von Deutschen und Magyaren und lokal auch Slowaken sonst gewöhnlich reibungslos verliefen: In den städtischen Unruhen zeigten sich die sozialen Gegensätze in ihrer ganzen Unmittelbarkeit.

Von der Entfaltung des Handwerks in den *oppida* war bereits die Rede, denn gerade ihre Konkurrenz ließ den Käuferkreis der *civitates* in den Dörfern schwinden. Dies bedeutete aber auch, dass die Mehrzahl dieser Siedlungen kaum deutlicher entwickelt war als größere Dörfer, in denen gewöhnlich einige Vertreter von vier bis fünf Handwerken ansässig waren.

Etwas besser war die Lage in den bedeutenderen *oppida*, unter denen es bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts etliche gab, in denen 10–17 Handwerke betrieben wurden. Sie lagen mehrheitlich in Transdanubien bzw. in der Kleinen Tiefebene, in der Nähe größerer Städte, und bezeugten damit deren förderliche Wirkung auf die Warenproduktion ihres unmittelbaren Umlands. Ab der Mitte des Jahrhunderts war die gewerbliche Entwicklung der in der Mitte des Landes und an seinen östlichen Rändern gelegenen *oppida* dynamischer: In mehr als neun von ihnen

waren über zehn Branchen vertreten, in Gyula waren es zu Beginn des 16. Jahrhunderts sogar mehr als zwanzig. Das Handwerk der Markflecken war also insgesamt weniger differenziert und spezialisiert als das der *civitates* und vor allem darauf abgestellt, den alltäglichen Bedarf der lokalen und dörflichen Kunden zu befriedigen. Was den Anteil der Handwerker an der Bevölkerung angeht, war der Rückstand gegenüber den *civitates* in den größeren *oppida* mit städtischem Funktionsspektrum weniger deutlich: Ähnlich wie in den Ersteren stellten sie dort ein Viertel bis ein Fünftel der Einwohner und in einigen machten sie sogar fast 30 Prozent aus.

Neben der geringeren Qualität ihrer Handwerkserzeugnisse und der geringeren fachlichen Differenzierung bestand eine Eigenart der *oppida* im Vergleich zu den *civitates* (wenigstens in deren Blütezeit) darin, dass in Ersteren nur der kleinere Teil der Handwerker die agrarische Produktion aufgab. Beides mag dazu beigetragen haben, dass Handwerker hier öfter in den gewöhnlich ebenfalls aus zwölf oder mitunter auch nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Rat gewählt wurden, meist stellten sie ein Drittel der Ratsmitglieder.

Bis zum Ende des Mittelalters formierten sich nur wenige Handwerke, vorrangig diejenigen mit den zahlreichsten Vertretern, zu Zünften. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts gab es pro Stadt etwa 8–10 Zünfte, und nach Schätzung von Jenő Szűcs waren auch am Ende des Jahrhunderts erst in etwa einem Drittel aller Handwerke Zünfte entstanden. Die Gleichsetzung von Handwerk und Zunft ist also falsch und so liefern auch die Dokumentation und die Darstellung des Zunftlebens, bis hinein in die Lehrbücher, kein realistisches Bild des zeitgenössischen Handwerks generell bzw. der Lage der Handwerker.

Die Zunft war die durch Vorrechte geschützte Organisation zur Interessenvertretung eines jeweiligen Gewerbes. In einem mehr oder weniger geschlossenen Marktgebiet sicherte sie ihren Mitgliedern eine Monopolstellung. In der Phase der Entstehung der Zünfte ging es vor allem um die Verdrängung fremder Waren und fremder Handwerker und Händler vom städtischen Markt, indem ihnen der Handel *en detail* auf den Wochenmärkten untersagt wurde. (Auf den landesweiten oder jährlichen Märkten mussten diese Aktivitäten dagegen hingenommen werden.) Sehr bald, nach kaum einem halben Jahrhundert, begannen sich

die Zunftregeln auch gegen die innere Konkurrenz zu richten. Die Anerkennung als Meister, nicht nur für Zugewanderte, sondern ebenso für die eigenen Gesellen, wurde mit immer höheren Gebühren belegt und durch die Vorschreibung teurer Festgelage und aufwändiger Geschenke erschwert. Die Zünfte schlossen sich mit anderen Worten zunehmend ab und versuchten die Vermehrung der Zahl selbständiger Handwerker zu verhindern. Zugleich gewährten sie den Söhnen ansässiger Mitglieder oder denen, die die Witwe oder Tochter eines Meisters heirateten, beträchtliche Vergünstigungen bei der Aufnahme, was die interne Rekrutierung verstärkte. Doch schützten sie sich auch gegen Konkurrenz untereinander, indem sie versuchten, einheitliche Möglichkeiten und Chancen zu schaffen und so ein »ehrbares Auskommen« zu sichern. Dies verhinderte umgekehrt die Ausweitung der Produktion oder überdurchschnittlichen Geschäftserfolg. Zu diesem Zweck war es vorgeschrieben, beschaffte Rohstoffe gleichmäßig zu verteilen. Die Zahl der in einer Werkstatt arbeitenden Gesellen war reguliert, die Erweiterung des Produktionsumfangs mithilfe weiterer Gesellen oder im Zusammenschluss mit anderen Meistern war verboten. Zunftregeln, die genau das Material und das Aussehen einzelner Erzeugnisse festlegten, werden von den Historikern gern als Garantie für die Qualität der Ware betrachtet. Doch ging es auch darum, einander nicht mit modischeren Produkten die Käufer abspenstig zu machen. Den heftigsten Kampf führten die Zünfte mit den ihnen nicht angehörenden sogenannten »Pfuschern«, die ihres Erachtens ihr Handwerk unrechtmäßig ausübten. Deren Zahl wuchs – gerade durch die Abschottung der Zünfte – zunehmend.

Diese Abschottung der Zünfte war kein rein ungarisches Phänomen. In ganz Europa war eine solche Entwicklung zu beobachten. Der Unterschied besteht darin, dass sie in Westeuropa wesentlich langsamer verlief: Die Abschottung der Zünfte setzte erst nach mehreren Jahrhunderten ein und erfolgte erst kurz vor dem Aufkommen der außerzünftigen Massenproduktion. In Ungarn hielt die Phase der Öffnung nur kurze Zeit an. Die Abschottung erfolgte in einer früheren Phase der Zunftentwicklung und gerade infolge der Einschränkung des Aufnahmemarktes für gewerbliche Waren. In den *oppida* verlief dieser Prozess noch schneller. Zünfte entstanden dort meist erst ab Mitte des 15. Jahrhunderts und bereits an dessen Ende bzw. zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren Ab-

schottungstendenzen zu beobachten. In den *oppida* wurden allerdings die schädlichen Auswirkungen dieser Entwicklung durch die geringere Zahl der Handwerke begrenzt.

Die ungarische Geschichtsschreibung hat das Ausbleiben von Massenproduktion und frühkapitalistischer Arbeitsorganisation oft mit den gegengerichteten Maßnahmen der Zünfte erklärt. Es steht aber außer Frage, dass das Verkümmern der Weberei und der Metallhandwerke oder ihr Herabsinken zur Bedeutungslosigkeit, die andernorts auf die einsetzende Massenproduktion zurückging, in Ungarn vor allem durch den massenhaften Import dieser Güter ausgelöst wurde und dass weniger die Zunftregeln als die geringe Größe des im Handel angelegten Kapitals das Aufkommen einer Massenproduktion unmöglich machten. Letztere verhinderte den weiteren Ausbau des Bergbaus und des Hüttenwesens und führte zum Scheitern von Unternehmungen, die eine Produktionserweiterung bezweckten und die daher meist nur kurzlebig blieben. Wo wiederum Kapital in genügendem Umfang bereitstand, gelang es den Zünften nicht, größer angelegte Projekte zu unterbinden, wie es das Beispiel Bartfelds belegt. Dort entstand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein von der Stadt geführtes Verlagssystem in der Leinenweberei und -bleicherei. Statt ausländischen Kapitals kam hier städtisches zum Einsatz, genauer gesagt traten die gemeinschaftlichen Anstrengungen des Stadtrats, der aus begüterten, unternehmerisch denkenden Kaufleuten bestand, an dessen Stelle. Die Stadtbewohner bzw. dörflichen Haushandwerker arbeiteten in ihren eigenen Häusern im hausgewerblichen Rahmen, und die Schritte der weiteren Bearbeitung bis hin zum Bleichen, die mehr Fachkompetenz erforderten, erfolgten in städtischen Werkstätten. Auf diese Weise konnte eine Konzentration gewerblicher Tätigkeit erreicht werden, die in Ungarn einzigartig war. Die Bartfelder Waren wurden in ganz Ungarn vertrieben, an Menge konnten sie mit kleineren Gewerbezentren des Auslands Schritt halten. Die Zünfte an sich waren also nicht imstande, die Entstehung einer solchen neuen Produktionsorganisation zu verhindern, und dass dies gerade in Bartfeld geschehen konnte, hängt auch mit der geografischen Lage der Stadt zusammen, genauer mit ihrer relativ großen Entfernung von den wichtigsten Handelswegen für die westlichen Importwaren.

### **Urproduzenten**

In den mittelalterlichen Städten, sowohl in den *civitates* als auch in den *oppida*, besaß ein großer Teil der Bevölkerung Landparzellen unterschiedlicher Größe. Dies war keine ungarische Besonderheit: Auch in den europäischen Großstädten verschwand die landwirtschaftliche Produktion nie ganz, und in den Kleinstädten blieb ihr Gewicht auch in der Neuzeit bedeutend. Die städtischen Urproduzenten deckten nicht nur in größerem oder geringerem Umfang den Lebensmittelbedarf der städtischen Bevölkerung, sondern produzierten auch für den Verkauf außerhalb der Stadt, so vor allem die Weingartenbesitzer. Mit dem Wachstum der Stadtbevölkerung und der Intensivierung der handwerklichen und kommerziellen Tätigkeit trat in den bedeutenderen *civitates* die Landwirtschaft zunehmend in den Hintergrund. In der Mitte des 15. Jahrhunderts beschäftigte sich beispielsweise in Ödenburg und Pressburg nur noch ein Zehntel der Stadtbevölkerung mit Getreideanbau, die Mehrzahl der Bewohner war, mit anderen Worten, auf den Markt angewiesen. Der Weinbau dagegen bewahrte sein Gewicht, ja dieses stieg noch weiter. Wo die klimatischen Verhältnisse und der Boden es gestatteten, wurde über den Bedarf des eigenen Haushalts hinaus auch für den Verkauf angebaut. Die Bedeutung des Weinbaus ist daraus ersichtlich, dass, während in Ödenburg und Pressburg die Zahl der Getreide anbauenden Haushalte im 15. Jahrhundert drastisch sank, etwa 16 Prozent der Steuer zahlenden Bürger einen oder mehrere Weingärten besaßen. Aus Ofen liegen keine derartig genauen Angaben vor, doch ist bekannt, dass um 1500 603 Weingartenbesitzer, etwas 40–50 Prozent der Bevölkerung, für ihre Weinerzeugung Zehnt zahlten und dass die Erzeugung und der Verkauf von Wein wichtige Einnahmequellen der Bürger waren (und es auch in der Neuzeit blieben). In einzelnen Städten, deren Flur für den Weinbau ungeeignet war, pachteten die Bürger entfernter liegende Anbauflächen, die Bewohner von Pest und Szeged zum Beispiel in Syrmien, dessen Wein damals im ganzen Land, ja sogar im Ausland lebhaft nachgefragt wurde. Auch in späteren Jahrhunderten war es üblich, dass der für den Eigenbedarf der Bürger bestimmte Wein nicht auf dem eigenen Gebiet, sondern auf Besitzungen in entfernteren Lagen erzeugt wurde: So gab es auf den Weinbergen von Tokaj-Hegyalja viele auswärtige Besitzer (*extraneus*) aus Kaschau und anderen Städten.

Auch in der landwirtschaftlichen Warenproduktion der *oppida* war der Weinbau war ein besonders wichtiger und ertragreicher Wirtschaftszweig. Die führende Rolle spielte dort jedoch der Handel mit eigenen sowie aufgekauften Rindern. (Anzumerken ist, dass auch in Pest, dessen Flur für den Getreideanbau und den Weinbau untauglich, für die Viehzucht jedoch bestens geeignet war, die Rinderzucht eine wichtige Rolle spielte.) Die Bevölkerung der Marktflecken wandte sich jedoch weniger vom Ackerbau ab, den sie vermutlich, wenn man die Fluraufteilung betrachtet, hauptsächlich für den Eigenbedarf betrieb, dessen Erzeugnisse sich jedoch in gewissem Umfang gelegentlich auch auf dem Markt einer nahegelegenen Stadt gewinnbringend verkaufen ließen.

Die landwirtschaftliche Produktion bewahrte also sowohl in den *civitates* als auch in den *oppida* ihre Bedeutung, doch hieß dies nicht, dass sie die alleinige oder hauptsächliche Einkommensquelle der Bevölkerung gewesen wäre. Auch Handwerker und Kaufleute besaßen landwirtschaftliche Anbauflächen und es lässt sich nicht genau abschätzen, wie groß der Anteil derjenigen Einwohner war, die nur oder vorrangig von der Urproduktion lebten. Den vereinzelt vorliegenden Angaben lässt sich entnehmen, dass begütertere Handwerker und Kaufleute, die häufig über beträchtliche Güter oder Weingärten verfügten, diese oft von ihren Knechten und Mägden oder von in der Stadt ansässigen Tagelöhnern und Häckern bestellen ließen. Nur annehmen und nicht genau nachweisen lässt sich, dass die Quelle ihres Reichtums eher ihr Handwerk oder Handel war und dass diese Anbauflächen für sie im 15. Jahrhundert nur ergänzende, wenngleich beträchtlichen Gewinn abwerfende Einnahmequellen waren. Für die Mittelschicht lässt sich schwerer abgrenzen, welche Tätigkeit ihren Lebensunterhalt vorrangig deckte. Angesichts der geringen Zahl und Größe ihrer Weingärten hat es den Anschein, dass diese eher nur den eigenen Bedarf deckten und damit zur Senkung der Geldausgaben beitrugen und dass der Hauptzweck des Weinbaus für sie darin bestand, ein gewisses Prestige zu erlangen.

Für eine aus den vorliegenden Quellen in ihrer Größe nicht genauer bestimmbare, von Stadt zu Stadt unterschiedlich große Gruppe der Einwohner bildete die Landwirtschaft die alleinige Einkommensquelle. Ihr Lebensniveau und ihre Möglichkeiten, Besitz anzusammeln, hingen von der Größe ihrer Parzellen ab, aber auch davon, ob und in welchem

Umfang sie marktfähige Waren erzeugen konnten. Kleinere Grundbesitzer bestellten ihr Land vermutlich selbst bzw. mit ihren Familienmitgliedern, größere nutzten vermutlich das Arbeitsangebot der städtischen Tagelöhner und Häcker. In den königlichen Städten gehörten die Urproduzenten als Besitzer von Stadtland ebenfalls zu den Bürgern.

### **Einwohner ohne Bürgerrecht**

Bisher wurden verschiedene Gruppen der Bürger, also der Bürgerrecht besitzenden Einwohner der *civitates* vorgestellt, die sich nicht nur hinsichtlich ihrer ständischen Stellung (Bürgerrecht) von der übrigen Stadtbevölkerung unterschieden, sondern auch dadurch, dass sie Grundbesitz hatten und dass sie von anderen unabhängig waren. Doch mit dieser Unterscheidung ist natürlich noch nicht die gesamte Gliederung der Stadtbevölkerung nach Erwerb beschrieben und die Einwohner ohne Bürgerrecht – Besitzlose und daher vom Bürgerrecht Ausgeschlossene in ständiger Anstellung bei diesen Bürgern oder einzelne Beschäftigungsgruppen, die Gelegenheitsarbeiten verrichteten – waren ein weiteres wichtiges Segment der Bevölkerung. Werden sie mitberücksichtigt, verändern sich zugleich die Proportionen zwischen den in einzelnen Erwerbszweigen arbeitenden Personen. Das gilt vor allem für die Handwerker; unter Einbeziehung der von ihnen mehr oder weniger ständig beschäftigten Gesellen, auch wenn es außerhalb der Bauberufe nicht mehr als einer oder zwei pro Werkstatt waren, verdoppelt sich die Zahl der dort Tätigen. Auch die Zahl derer, die sich mit Handel beschäftigten, liegt höher, wenn man neben den Kaufleuten auch die Fuhrleute, Hafearbeiter oder zum Ziehen der Schiffe benötigten Kräfte und in der Landwirtschaft neben den Landbesitzern auch ihre Häcker und Tagelöhner berücksichtigt. Wegen der Logik der zeitgenössischen Aufzeichnungen lässt sich die Zahl der Nicht-Selbständigen bzw. der Beschäftigten jedoch nicht einmal näherungsweise feststellen, die meisten von ihnen wurden nicht in die Steuerregister aufgenommen.

Über den Teil der Stadtbevölkerung, der kein Bürgerrecht hatte und der, abgesehen von den Handwerksgehlen und den Pfuschern, auch kein Fachwissen und zudem keine städtischen Immobilien besaß, haben wir nur lückenhafte Kenntnisse. Zu ihnen gehörten die Tagelöhner, die oft nicht einmal dauerhaft an einem Ort lebten, und die Häcker, die

mitunter eine kleine Weinparzelle erwarben, die Gelegenheitsfuhrleute (deren Arbeit gerade in Städten mit größerem Handel sehr gefragt war) sowie die Armen der Stadt, die Bettler und Herumtreiber. Über sie gibt es nur wenige Aufzeichnungen. Dagegen wissen wir manches über eine andere Gruppe der Einwohner ohne Bürgerrecht, die höher angesehen war und eine gemeinsame Identität ausbildete, die Handwerksgehlen und Pfuscher. Ihre Lage war tatsächlich spezifisch und unterschied sich von derjenigen der übrigen Nicht-Bürger, und schon allein das ist Grund genug, genauer auf sie einzugehen. Zudem war ihre Lage nicht nur in den Augen der Historiker eine besondere, auch sie selbst deuteten und erlebten dies so.

Ihre Situation war ambivalent: Nach dem Ende der Lehre und dem Erwerb einer gewissen Erfahrung als Gesellen konnten sie grundsätzlich ebenfalls Meister werden. Angesichts der Abschottung der Zünfte, die ihnen auf dem Weg zum Zunftmeister zunehmend Hindernisse in den Weg legten, wurden sie jedoch für immer längere Zeit oder auch dauerhaft zu Lohnarbeitern. Die Hoffnung oder besser Illusion, den Status eines Meisters zu erlangen, hegten sie dennoch weiter. Ihr Fachwissen war nicht geringer als das der Meister, auch wenn sie weder Meister noch Bürger waren. Doch auch sie waren Mitglieder der Zünfte, und dies ließ ihr Selbstbewusstsein gegenüber den sonstigen unteren Schichten der Stadtbevölkerung wachsen.

Ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Möglichkeit zur Eröffnung einer selbständigen Werkstatt zunehmend illusorisch. Die Beschränkung der Meisteraufnahme, die Verlängerung der Lehrzeit und die Verpflichtung zur Wanderschaft machte sie zu Lohnarbeitern der Handwerksmeister, noch dazu mit hoher Abhängigkeit, denn eben wegen ihres Wunsches, selbst Meister zu werden, ließen sie sich nur selten auf ernsthafte Auseinandersetzungen mit den Zünften ein. Aus dieser Situation gab es nur wenige Auswege: In einigen Berufen konnten sie versuchen, sich in einem Marktflcken von der Zunft unabhängig zu machen. Dafür gibt es Beispiele, auch wenn es scheint, dass sie die Niederlassung in einem dorftartigen *oppidum* als Abstieg betrachteten. Meist fanden sie sich mit ihrer untergeordneten Lage ab und versuchten höchstens, einen besseren Lohn auszuhandeln, oder übernahmen heimlich selbst Auftragsarbeit als Pfuscher, die in den Häusern der Einwoh-

ner kleinere Arbeiten und Reparaturen ausführten. Anfangs war das mit hohem Risiko verbunden, denn wenn sie erlappt wurden, konnten ihr Werkzeug und ihre Arbeit beschlagnahmt und sie selbst aus der Stadt vertrieben werden. Zum Ende des Untersuchungszeitraums wurde der Kampf gegen die Pfuscher weniger heftig geführt, und in manchen Städten wurde ihnen die Ausführung einfacherer Arbeiten gestattet. Dies geschah zu einer Zeit, als es – ebenfalls vereinzelt – den bei Zunftmeistern tätigen Gesellen erlaubt wurde, selbst Waren in einer gewissen Menge herzustellen und zu verkaufen. Auch zu diesen kleinen Zugeständnissen konnten sie die Meister nur durch ihren Zusammenschluss und durch starken Druck zwingen.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden die ersten Verbindungen der Gesellen, die noch unter deutlichem Einfluss der Handwerksmeister standen und in denen Letztere ihre Interessen durchsetzten. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert war, bei fortgesetzter Kontrolle durch die Meister, die Sicherung von Arbeitsmöglichkeiten das Hauptziel dieser Vereinigungen. Die Gesellenvereinigungen regulierten die Einstellung von Neankömmlingen und verschafften diesen ein Quartier, bis sie Arbeit gefunden hatten. Aus den Mitgliedsbeiträgen wurden kranke Kollegen unterstützt und im Todesfall sorgten sie für deren Beisetzung. Auch diese Organisationen blieben weiterhin auf den Rahmen der jeweiligen Zunft beschränkt, unter deren Aufsicht sie tätig waren, und die Mitglieder achteten darauf, in keinen scharfen Konflikt mit den Meistern zu geraten, von denen ihr erhoffter eigener Aufstieg zum Meister abhängig war. Dennoch spielten diese Vereinigungen eine wichtige Rolle bei der Entstehung eines Zusammenhalts zwischen den Handwerksgesellen, bei der Ausbildung eines Gemeinschaftsgefühls, was vor allem in den kommenden Jahrzehnten von Bedeutung sein sollte, als in einzelnen Gewerken Lohnforderungen formuliert wurden, denen mitunter sogar durch Streiks Nachdruck verliehen wurde. Die Solidarität erstreckte sich jedoch nur auf die Zunftgesellen. Es kam vor, dass sich ihre Aktivitäten gegen einstige Kollegen, gegen Pfuscher richteten, weil deren Tätigkeit Kaufkraft abschöpfte und die Verdienstmöglichkeiten der Meister – und damit auch der Gesellen – verringerte.

## Der Rahmen des städtischen Lebens

Über die Gebäude und die Wohnverhältnisse in den mittelalterlichen Städten Ungarns ist wenig bekannt. Nur in wenigen, in ihrer Entwicklung stehengebliebenen Städten sind Gebäude aus dem Mittelalter erhalten oder bei archäologischen Grabungen aufgedeckte Überreste vielfach umgebauter Häuser gestatten einige Schlussfolgerungen dazu, wie diese ursprünglich einmal ausgesehen haben mögen. Am deutlichsten bewahrte das Straßennetz Spuren des mittelalterlichen Stadtbilds und seiner Atmosphäre, der engen, winkligen Gassen, die dem Verlauf der Stadtmauern folgten und an vielen Punkten zusammenstießen.

Im Stadtbild gab es einen großen Unterschied zwischen den *civitates* – genauer gesagt ihrer innerhalb der Mauern gelegenen Innenstadt – und den *oppida*. In den Ersteren behinderten die Befestigungen die ungehinderte Ausdehnung der Stadt, sodass die Häuser im Inneren der Stadt bald in die Höhe wachsen mussten. Hier gab es daher, wenngleich nicht in großer Zahl, auch ein- oder mehrstöckige Gebäude. Häufiger kam es allerdings vor, dass die Wohngebäude auf größeren Grundstücken durch den Anbau von Seitenflügeln erweitert wurden. Um die Kirche und den Marktplatz im Zentrum der Stadt herum ließen sich die begüterteren Familien der Stadt nieder, hier waren die Gebäude zumeist bereits aus Stein oder Ziegeln errichtet und mit Schnitzereien oder Figuren geschmückt. Die Zierde der Stadt bildeten ihre öffentlichen Gebäude: die Kirchen und Klöster und dazu das meist ebenfalls (im Vergleich zu den Bürgerhäusern) größere, ab dem 16. Jahrhundert gewöhnlich prunkvoll ausgeführte Rathaus.

Die ebenerdigen Häuser in größerer Entfernung vom Zentrum, am Stadtrand und in den außerhalb der Mauern gelegenen Vorstädten, waren bescheidener und erinnerten an dörfliche Bauernhäuser. Ihr Baumaterial war dürrtig, meist waren sie aus Holz errichtet. Aus Testamenten und Kaufverträgen geht hervor, dass der Wert dieser Häuser sehr verschieden war, die bescheidensten Summen wurden für Gebäude von dörflichem Zuschnitt gezahlt.

In den Marktflecken dominierten auf deren gesamtem Gebiet die dörflichen, aus einfachen Materialien gebauten Häuser und abgesehen von einigen Ausnahmen waren auch ihre Kirchen, Klöster und öffentli-

chen Gebäude kleiner und architektonisch weniger anspruchsvoll gestaltet.

Über das Innere der Häuser ist weniger bekannt. Anzunehmen ist, dass die bescheideneren Wohnhäuser wie auf dem Dorf in Stube, Kammer und Küche aufgeteilt waren und dass auch die einstöckigen Gebäude nicht besonders viele Zimmer hatten: Hier war der Wohnraum um ein oder zwei Zimmer oder Kammern größer, in reicheren Häusern gab es mitunter im Obergeschoss auch einen zu Repräsentationszwecken dienenden Saal. In ein- oder mehrstöckigen Häusern lagen die Wohnräume oberhalb des Erdgeschosses, in dem die Werkstatt, der Laden oder eventuell ein Lager untergebracht waren.

Unter den Gebäuden wurden große Keller zur Lagerung von Wein gebaut und da die Landwirtschaft ihre Bedeutung nie ganz verlor, wurden vornehmere wie auch bescheidenere Gebäude so errichtet, dass auf dem Grundstück auch Platz für Wirtschaftsgebäude – Ställe, Remise, Lebensmittelspeicher – blieb.

Zur Inneneinrichtung der Zimmer oder der Kleidung der Stadtbewohner verraten die Quellen wenig. Katalin Szende gelangte durch ihre Untersuchungen von Testamenten aus Ödenburg und Pressburg zu dem Schluss, dass die wohlhabenderen Bürger im 15. Jahrhundert bestrebt waren, ihre Umgebung möglichst bequem und ihrem Rang angemessen zu gestalten. Das schlug sich in der Qualität von Kleidung, Inneneinrichtungen und Geschirr nieder. Die Gegenstände in diesen Haushalten hatten große Ähnlichkeit mit denen, die in Testamenten aus kleineren Städten im benachbarten Österreich aufgeführt wurden. Die Lebensumstände der Mehrzahl der Stadtbewohner waren jedoch bescheidener und unterschieden sich oft kaum von denen in Haushalten aus Marktflecken oder Dörfern.

# Städte im dreigeteilten Ungarn. Niedergang oder Umgruppierung?

## Symptome des Niedergangs

Die ungarische Geschichtsschreibung hat den frühneuzeitlichen Städten des 16.–17. Jahrhunderts wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Das beginnt sich erst jüngst, unter anderem durch die Untersuchungen István H. Némeths zu Kaschau, zu ändern. Im Vergleich zu Entstehung, Aufstieg und Blütezeit der Städte im 13.–15. Jahrhundert schienen die zwei Jahrhunderte nach Mohács<sup>5</sup> mit Blick auf die Stadtentwicklung ein niederdrückendes Bild zu bieten, vor allem für diejenigen Historiker, die sich nur mit dem Schicksal der *civitates* befassten und das Niveau des Handwerks als vorrangiges Kriterium für deren Urbanität betrachteten.

Die osmanische Eroberung dünnte den gesamten Bestand an Städten aus. Ein Teil der zuvor prosperierenden Städte wie Ofen, Pest, Weißenburg, Gran, Szeged, und Fünfkirchen gerieten unter osmanische Herrschaft. Bedeutende Handelszentren wie Kanischa, Raab, Veszprém und Pápa wurden zu Grenzburgen, Pápas Zivilbevölkerung lebte unter der Kontrolle des Militärs. Die Städte, die somit aus dem Städtenetz herausfielen, wurden durch die Erhebung von neun anderen Siedlungen zur Stadt nicht ersetzt, umso weniger, als es sich bei den meisten der Letzteren, so bei Bösing, Modern, Rust und Sankt Georgen, um wenig urbane, Weinbau und Weinhandel betreibende Ortschaften mit geringer Bevölkerungszahl handelte, die weder zu diesem Zeitpunkt noch später eine wichtigere Rolle spielten. Auch Pukanz und Bries gehörten nicht zu den bedeutenden Bergstädten. Eisenstadt und Güns vermehrten eher die Zahl der Klein- und Mittelstädte. Die einzige Ausnahme bildete eine der größten und wichtigsten Städte des Landes, Debrecen, das 1693 Stadtrecht erhielt, was im Grunde lediglich die rechtliche Anerkennung seines herausragenden städtischen Funktionsspektrums war. Das Stadtrecht war der letzte Schritt in der Ergänzung seiner zahlreichen Privilegien, aber keinesfalls der Anstoß zu seiner Entwicklung.

5 Vgl. Anm. 1, S. 32 (J. B.).

Historiker, die ein umfassendes Bild der Stadtentwicklung entwarfen, konnten sich dabei nur auf Aufarbeitungen zur Geschichte einiger Städte stützen. Diese Werke kündeten von Niedergang oder Stagnation: vom Sinken der Zahl der Bewohner wie auch der Handwerker, vom Erlahmen des Handels, von der sinkenden Fähigkeit der Bevölkerung, Steuern zu zahlen, von der Willkür der Adligen, die in die Stadt zuzogen und die Freiheiten der Bürger sowie die Privilegien der Stadt in Frage stellten. Aus all diesen durchaus belegbaren Tatsachen zogen sie die Schlussfolgerung, dass die Jahrhunderte der Frühen Neuzeit in Ungarn eine Zeit des Niedergangs der Städte und des städtischen Lebens waren, die Phase ihres Herabsinkens zur Bedeutungslosigkeit.

Die Forschung befasste sich jedoch lediglich mit der Situation der *civitates*. Die Marktflecken wurden dagegen als – wenn auch bedeutende – Knotenpunkte der bäuerlichen Warenproduktion und des bäuerlichen Warenumschlages betrachtet, deren Handel dem der Städte bzw. dem der ausländischen Kaufleute untergeordnet war. Nur aufgrund der Forschungen Lajos Gecsényis zur Handelsgeschichte dieses Zeitraums sowie Ferenc Szakálys hervorragende Studien wurde in den 1990er Jahren deutlich, dass der Handel der Marktflecken weitaus wichtiger war und sich keineswegs nur auf den Einkauf der Überschusserzeugnisse des Umlands beschränkte, sondern eine ernstzunehmende Konkurrenz für den Handel zahlreicher königlicher Städte darstellte.

Die Geschichtsschreiber führten den Niedergang der Städte gewöhnlich vor allem darauf zurück, dass die europäische Agrarkonjunktur des 16. Jahrhunderts dem ohnehin weniger entwickelten und hinter dem westeuropäischen immer weiter zurückbleibenden Handwerk in Ungarn schadete. Auf den europäischen Märkten wuchs die Nachfrage nach Lebensmitteln, deren Preis stieg, während jener von gewerblichen Erzeugnissen im Vergleich dazu niedrig blieb. Für ausgeführte landwirtschaftliche Erzeugnisse, für Rinder und Wein konnten also weitaus mehr Tuch oder Metallerzeugnisse eingeführt werden als früher, sodass der Import solcher Artikel sich vergrößerte. Da nach der Entdeckung Amerikas die Nachfrage nach ungarischen Edelmetallen zurückging, stieg das Gewicht landwirtschaftlicher Erzeugnisse innerhalb des Exports noch weiter an. Dies motivierte die Stadtbewohner und unter ihnen auch die Handwerker dazu, ihr Gewerbe entweder aufzugeben oder seine Aus-

übung zu drosseln und sich stattdessen stärker der Landwirtschaft zu widmen. Das Handwerk verlor an Gewicht, dagegen expandierte der Handel, was die ohnehin dominante Rolle der Städte im Handel und insbesondere im Fernhandel noch weiter ausbaute. Im 17. Jahrhundert, als die Preisrelationen sich veränderten, waren die Städte nicht imstande, ihre frühere Rolle wiederzugewinnen, und blieben auf dem im Mittelalter erreichten Entwicklungsstand stehen oder verfielen sogar – Entwicklungen, welche die Zerstörungen des langen Türkenkriegs (1593–1606) noch weiter verstärkten. All dies wurde mit der Peripherielage Ungarns in Europa, mit der osmanischen Eroberung, der Dreiteilung des Landes und den zahlreichen Kriegszügen erklärt. Doch reichten die Ursachen wesentlich weiter zurück.

Jenő Szűcs hatte als erster die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass am Ende des 15. und vor allem in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in den Ödenburger Stadtbüchern neben den Fragen von Weinbau und Weinhandel, die schon vorher erwähnt wurden, immer häufiger auch von Ackerbau und Viehzucht die Rede war. Die Bewohner der Vorstädte erbaten proportional zu ihren Hausgrundstücken auch Felder und Wiesen in der Gemarkung der Stadt und beanspruchten Vergünstigungen für den Getreidehandel. Auch die Handwerker beteiligten sich an diesem: 1524 verlangten sie, dass sie, d. h. die Schuster, Tischler, Schmiede und andere Einwohner, für ihre Getreideerzeugung und ihren Getreidehandel in Richtung Wien vom Dreißigstzoll befreit werden sollten. Während in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Urproduktion – mit Ausnahme des Weinbaus – im Leben der Stadt in den Hintergrund getreten war, änderte dieser Prozess ab der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine Richtung. In diesem Zeitraum besaßen bereits 40 Prozent der Bürger Ödenburgs Ackerland und die zum Getreideanbau genutzte Fläche in der Gemarkung der Stadt war etwa doppelt so groß wie zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit hatten fast 80 Prozent der Stadtbewohner und zwei Drittel der Handwerker auch Weingärten. Es ist anzunehmen, dass diese Entwicklung, auch wenn sie bisher nicht abschließend untersucht wurde, auch in anderen Städten erfolgte, deren Land für den Ackerbau geeignet war. So waren z. B. am Ende des 16. Jahrhunderts die Bürger von Eperies zum großen Teil auch Besitzer von Weingärten. In Ödenburg kam das Interesse am Getreide-

anbau früher und stärker auf als in anderen Städten, weil die Einwohner aufgrund der Lage der Stadt im Westen des Landes, zu Wien hin, einen besonders günstigen Zugang zum Absatzmarkt hatten und die Einfuhr westlicher Handwerkserzeugnisse sie stärker berührte als die Bewohner anderer Städte. Der Aufschwung von Weinbau und Weinhandel war dagegen überall zu beobachten. Die Bürger begnügten sich nicht mit den Weinbauflächen in der Umgebung der Stadt, sondern traten in zunehmender Zahl auch als »fremde« Besitzer in entfernter gelegenen Weinbaugegenden auf. Dies war eine verständliche Reaktion auf den gewaltigen Preisanstieg landwirtschaftlicher Produkte: Der Verkauf von Agrarprodukten und Vieh versprach weit größeren Gewinn als der von Handwerkserzeugnissen. Eigentümer kleinerer Flächen wiederum arbeiteten für den Eigenbedarf an Lebensmitteln, die sie sonst zu hohem Preis auf dem Markt hätten erwerben müssen.

Die problematischen Entwicklungen, die die weitere Entfaltung der im 15. Jahrhundert aufblühenden Städte bedrohten, beschränkten sich nicht allein auf wirtschaftliches Gebiet. Die politischen Ereignisse nach dem Tod von König Matthias (1453–1490, König ab 1458) und der Machtgewinn des mittleren Adels zu Lasten der Zentralmacht hatten zur Verabschiedung von Gesetzen geführt, die – wenn sie denn konsequent umgesetzt worden wären – eine verhängnisvolle Wirkung für die ungarische Stadtentwicklung gehabt hätten.

Lange teilte auch ich die allgemein verbreitete Einschätzung der Historiografie, wonach die Gesetzgebung an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert den Städten, vor allem jedoch den Marktflecken, einen schweren Schlag versetzt habe. In dieser Zeit wuchsen nämlich die Ansprüche des Adels an seine Lebensführung, für welche die von den Bauern erhobenen Geldabgaben, obgleich sie stetig stiegen, keine ausreichende Deckungsgrundlage boten. Der wachsende Handel mit Agrargütern und der aus ihrem Absatz zu erwartende Gewinn regten den Adel dazu an, von der früher verbreiteten Ablösung von Naturalabgaben durch Geldabgaben abzugehen und kraft Gesetzes wieder Naturalabgaben durchzusetzen. GA 47/1492 schrieb vor, dass die Hörigen den Neunten in Naturalabgaben zu leisten hatten, und zwar nicht nur an ihren eigenen Grundherrn, sondern auch für Parzellen, die sie auf dem Grund anderer Herren bearbeiteten. Dies berührte vor allem die Markt-

flecken unmittelbar, denn in ihnen war die Ablösung von Leistungen durch Geldabgaben am weitesten verbreitet, ja üblich, und hier war auch der Anbau auf zusätzlich gepachtetem Land allgemein gebräuchlich. Das Gesetz beeinflusste also die zuvor freieren Verhältnisse in den Pachtbeziehungen der Hörigen und der Bewohner von Marktflecken negativ. Die Festschreibung der Zahlung des Neunten auf solches Land war unter zwei Gesichtspunkten ungünstig: Zum einen konnte der Grundherr so einen Teil der Überschussproduktion seiner Hörigen erhalten, die diese sonst frei hätten auf dem Markt veräußern können. Zum anderen hatte die Ablösung von Abgaben durch Geldleistungen zur Entstehung vergleichsweise freierer Pachtbeziehungen beigetragen, während die Rückkehr zur früheren Form die Untertänigkeit der Bauern verstärkte. Ein Dekret von 1498 dehnte die Pflicht zur Abgabe des Neunten für Pachtland auch auf die zuvor davon befreiten Bürger der *civitates* aus (eine Verordnung, die 1514 und 1518 erneut bekräftigt wurde) und schrieb auch die Abgabe des Kirchenzehnten in Naturalabgaben vor.

Das primäre Ziel dieser Verordnungen war meines Erachtens die Verstärkung der bäuerlichen Abhängigkeit, die die hemmungslose Anhebung jeglicher Art von Abgaben erleichterte. Doch verbarg sich darin auch die Möglichkeit, dass sich die größeren Grundherren selbst in den guten Gewinn versprechenden Handel mit Agrarerzeugnissen einschalten. Ihre eigene Getreideproduktion war zu jener Zeit im Allgemeinen niedrig, zusammen mit den Abgaben der Hörigen lohnte sich die Beteiligung am Handel jedoch bereits. Zu diesem Zweck bemühten sie sich auch um Handelsvergünstigungen. Für ihre eigenen Erzeugnisse besaßen Adlige schon lange Zollfreiheit (was nicht bedeutete, dass sie nicht auch hier und da bei kleineren Geschäften dieses Vorrecht ebenfalls genutzt hätten). GA 35/1498 regelt jedoch bereits ausdrücklich den Handel von Adligen, sein Ziel war die Änderung des »misslichen« Zustands, dass ein Teil der Bürger und Hörigen für seine Erzeugnisse Zollfreiheit besaß, während die Adligen, die ihr Blut zur Verteidigung des Landes vergossen, in dieser Hinsicht benachteiligt seien. Das Gesetz schrieb vor, dass auch sie keinen Zoll zu zahlen hätten, wenn sie mit ihren Erzeugnissen Handel trieben. Offenkundig im Interesse des Adels wurde die Zollfreiheit der Städte, mit Ausnahme der acht freien königlichen oder Tavernikal-Städte, revidiert. Städte wie *oppida* waren negativ

von der Schollenbindung der Hörigen betroffen, die als Vergeltung nach dem gescheiterten Bauernkrieg von 1514 eingeführt wurde, denn der Entzug des freien Abzugsrechts beraubte die Städte der wichtigsten Quelle ihres Bevölkerungswachstums.

Neuere Forschungen belegten jedoch, dass diese strengen Gesetze nur begrenzte Wirkung entfalteten. Viele Marktflecken entrichteten ihre Abgaben auch weiterhin in Form von Geldleistungen, ihre Naturalabgaben beschränkten sich auf die sogenannten »Geschenke«, sie blieben von Fronarbeit befreit und mussten höchstens öffentliche Arbeiten leisten. Auch der Wegfall der Abzugsfreiheit ließ sich nicht konsequent umsetzen, zum einen, weil es unmöglich war, massenhafte Fluchtbewegungen der Bevölkerung vor den Osmanen zu unterbinden, zum anderen, weil der Adel selbst hinsichtlich der Bewegungsfreiheit der Hörigen geteilter Meinung war. Auf der Schollenbindung beharrten vor allem kleinere Grundherren mit wenigen Hörigen, während Großgrundbesitzer weniger Sorge um den Verlust von ein oder zwei Bauern hatten. Eher hielten sie die weitere Ansiedlung von Arbeitskräften auf ihren Gütern für wichtig, auch um den Preis von Vergünstigungen. So blieb die Handhabung der Entlassung von Hörigen nach Zeit und Gegend unterschiedlich, und die Schollenbindung wurde nicht gänzlich umgesetzt. Die Gesetze vom Ende des 15. und vom Beginn des 16. Jahrhunderts belegen eher eine für die Stadtentwicklung insgesamt schädliche Tendenz: das Bestreben der Adligen, unbegrenzte Macht über ihre Hörigen – und so auch über ihre Marktflecken – zu gewinnen und mit ihrem Eintritt in den Handel die Bewegungsfreiheit der als Rivalen betrachteten Städte auf diesem Gebiet zu beschränken.

### **Die Umbildung des ungarischen Städtetzes im europäischen Vergleich**

Trotz der eben beschriebenen Umstände lässt sich meiner Einschätzung nach nicht einfach von einem Niedergang der Städte aufgrund von Ungarns besonderer Lage oder aufgrund seiner politischen Zustände sprechen. Vielmehr ist in jener Zeit in ganz Europa ein Umbau des Städtetzes zu beobachten, der in Ungarn eine spezifische Gestalt gewann.

Diese Umstrukturierung stand im Einklang mit dem Platz des Landes in der innereuropäischen Arbeitsteilung und bedeutete eine Anpassung an die Situation, die durch die Dreiteilung des Landes ab der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden und von ständigen kriegerischen Ereignissen geprägt war. Beziehen wir auch die Marktflecken in die Betrachtung ein, vor allem jene, die städtische Funktionen erfüllten, so lassen sich statt eines Niedergangs spezifische Merkmale einer Anpassung erkennen.

Denn was geschah damals in Europa? Im europäischen Vergleich muss natürlich berücksichtigt werden, dass der Zeitpunkt der Entstehung und Blütezeit der Städte im Westen früher als in Ungarn lag und auch die Dynamik der dortigen Stadtentwicklung sich von der in Ungarn unterschied. Dennoch erfolgte auch in Westeuropa im 16.–17. Jahrhundert bzw. mindestens bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts eine beträchtliche Umstrukturierung des Städtennetzes.

Der Bestand der mittelalterlichen Städte veränderte sich nicht wesentlich, aber ihre weitere Entwicklung erfolgte selektiv: Die Bevölkerung einzelner Städte, vor allem der Hauptstädte der entstehenden Nationalstaaten und der Seehäfen, die eine wichtige Rolle im internationalen Handel sowie in demjenigen mit den jeweiligen Kolonien spielten, wuchs außerordentlich stark, während Knotenpunkte des Binnenhandels oder Zentren kleinerer Regionen stagnierten. Am Bedeutungsverlust der kleineren Städte waren dieselben Faktoren beteiligt, die auch die Stadtentwicklung in Ungarn negativ beeinflusst hatten: In erster Linie war das der Preisanstieg der Agrarprodukte, der die Nachfrage nach Handwerksartikeln sinken ließ. Dieser Prozess setzte sich im 17. Jahrhundert fort, wenn auch nun unter dem Einfluss anderer Faktoren. Europaweit verlangsamte sich das Bevölkerungswachstum, ja infolge des Dreißigjährigen Krieges sank die Bevölkerung der davon betroffenen Gebiete sogar. Auch wenn sich das Preisverhältnis zwischen Lebensmitteln und gewerblichen Erzeugnissen wieder zu Lasten der Ersteren veränderte, führte das Sinken des Preises der Agrarprodukte doch zugleich zum Sinken der Grundrente. Infolgedessen kauften die Grundbesitzer weniger Luxusartikel und nahmen städtische Dienstleistungen seltener in Anspruch, was zum Niedergang früherer regionaler Zentren führte. Die gedrückten landwirtschaftlichen Preise begrenzte die Nachfrage der Dorfbewohner nach Handwerkserzeugnissen, was wiederum kleine-

re Marktzentren empfindlich traf. Infolge der Verlagerung der Herstellung von gewerblichen Massenartikeln auf das Land begannen zahlreiche Städte niederzugehen, die Zentren der Textil- und Metallproduktion gewesen waren, ihre Bevölkerung schrumpfte deutlich.

Diese ungünstigen Umstände belasteten vor allem kleinere Städte, die unter der Abnahme ihrer zuvor schon nicht übermäßig großen Bevölkerung mehr litten als größere Ortschaften und deren Niedergang lange Zeit unumkehrbar blieb. Das Wachstum in den genannten beiden kleineren Gruppen von Städten, den Hauptstädten und den Seehäfen, beschleunigte sich dagegen. Der transatlantische Handel und der Ausbau der Kolonien begründeten den Aufschwung der Hafenstädte. Die Unterstützung durch den Herrscher, aber auch die Stärkung der Zentralmacht und der Ausbau des Staates stimulierten die Entwicklung der Hauptstädte, denn dort waren die Institutionen von staatlicher Verwaltung, Militär und Rechtspflege angesiedelt, deren Personal stetig stieg und eine anspruchsvolle Konsumentenschicht bildete. In dem Maße, wie die Stärkung der Zentralmacht dem Aufschwung der Hauptstädte und der wichtigeren Verwaltungszentren zugutekam, berührte sie die kleineren Städte unvorteilhaft, die von diesen neuen Entwicklungen nicht profitierten, aber unter immer stärkere Aufsicht des zentralen Apparats gerieten und sich in ihrer Autonomie zunehmend bedroht sahen oder diese gar verloren.

In Ungarn fehlten gerade diejenigen Städte, die andernorts die Nutznießer dieser Entwicklung waren, die Großstädte. Mangels Meereszugang gab es auch keine Seehäfen, und das dreigeteilte Land hatte keine eigentliche Hauptstadt. Auf dem Gebiet des königlichen Ungarns konnte Pressburg, wohin der Sitz der Regierungsämtner verlagert worden war, sie nicht ersetzen; die Hauptstadt dieses Gebiets war praktisch Wien. Im osmanischen Eroberungsgebiet waren die Verwaltungsfunktionen und der Apparat derjenigen Städte, die die Zentren kleinerer Gebiete bildeten, beschränkt. In Siebenbürgen gelang es Weißenburg nicht, eine solche Rolle für sich auszubauen, da es weder ständiger Sitz des Fürsten und seines Hofes noch Ort der Landtage war.

Das Städtenetz Ungarns bestand also aus den Mittel- und Kleinstädten, Handwerkszentren und Knotenpunkten des Fernhandels über begrenzte Entfernungen, die auch in anderen Regionen Europas zu den

Verlierern der Gesamtentwicklung gehörten. Noch dazu waren gerade die größeren unter ihnen, die Städte mit mehr als oder mindestens 10.000 Einwohnern – Pest, Ofen, Szeged –, unter osmanische Herrschaft geraten. Das Spezifische war also das Raumbrechen agrarischer Produktion in den Städten: Auch in den kleineren Städten Westeuropas stieg die landwirtschaftliche Tätigkeit, aber dort diente sie vornehmlich der Selbstversorgung der lokalen Bevölkerung.

Fraglich ist, ob dieser Niedergang alle Städte gleichermaßen betraf. Der Verfall des Handwerks und sein Steckenbleiben in dem mittelalterlichen Zunftrahmen belasteten vor allem die königlichen Städte an den Grenzen Ungarns, und auch sie nicht in vollkommen gleichem Maß. In Siebenbürgen, wo die Städte der Konkurrenz westlicher Handwerkserzeugnisse weniger ausgesetzt waren und wo die benachbarten, gewerblich weniger entwickelten Donaufürstentümer einen günstigen Absatzmarkt für die sächsischen Handwerker bildeten, blieb der gewerbliche Entwicklungsstand etwa auf dem gleichen Niveau, und sogar die Textilindustrie, für deren gröberes Tuch die Ausfuhrmöglichkeiten in den Städten Ungarns auf ein Minimum gesunken waren, blieb in Siebenbürgen bestehen.

Angaben zum Sinken der Stadtbevölkerung bedürfen genauerer Überprüfung: Allgemein bekannt ist, dass die Stadtbewohner und Adligen aus dem osmanischen Eroberungsgebiet in großer Zahl in die Städte des königlichen Ungarn strömten, in erster Linie nach Tyrnau, Kaschau und Debrecen. Doch auch andere Städte nahmen Flüchtlinge in großer Zahl auf. Schätzungen der Bevölkerungszahl basieren auf Steuerverzeichnissen. Dass die Zahl der darin Erfassten sank, lässt fragen, ob dahinter nicht ein Wandel des Besteuerungssystems stand bzw. der Niedergang möglicherweise mit der Nichterfassung der Steuerfreiheit genießenden Adligen oder der fehlenden Berücksichtigung der Vorstädte zusammenhing.

Auch wenn wir auf unserem jetzigen Kenntnisstand die These von der sinkenden Bevölkerungszahl der Städte akzeptieren müssen, steht fest, dass dieser Prozess nicht alle Städte gleichermaßen berührte. Bezieht man alle Siedlungen mit städtischen Funktionen in die Betrachtung ein, ohne Rücksicht auf deren Rechtsstatus, wird deutlich, dass Bevölkerungsschwund bzw. Bevölkerungswachstum selektiv auftraten, dass nur

wenige Städte aus dem Gesamtbestand herausfielen, sich aber ihr Ort in der Rangfolge oft beträchtlich veränderte. Alte Städte, die einst einen vorderen Platz in der Städtehierarchie eingenommen hatten, beispielsweise Pressburg, Ödenburg oder Bartfeld, stiegen vorübergehend oder dauerhaft ab und andere traten an ihren Platz. Die mittelalterliche Städtehierarchie veränderte sich mit anderen Worten grundlegend, und auch innerhalb der hier betrachteten zwei Jahrhunderte gab es weitere Modifikationen. So wurde z. B. Tyrnau, im 15. Jahrhundert noch eine unbedeutende kleine Siedlung, zu einer der wichtigsten Städte des Landes. Nicht nur, weil es im 16. Jahrhundert eine der wichtigsten Stationen des Rinderexports, ein wichtiges Zentrum des Fernhandels und des Binnenmarktes war, sondern auch, weil dieser lebhafte Verkehr auf seine handwerkliche Entwicklung wie auch auf seine Urbanisierung gleichermaßen eine günstige Wirkung ausübte. Am Ende des Jahrhunderts lag seine Bevölkerungszahl bei 4–5.000, überstieg also noch kaum kleinstädtisches Niveau. Es hatte etwa 200 Handwerker und 100–150 Kaufleute, von denen 1579 37 Prozent und 1584 30 Prozent Steuern zahlten. (Dieser Rückgang innerhalb weniger Jahre belegt meines Erachtens weniger den Niedergang von Handwerk und Handel als vielmehr die geringe Verlässlichkeit der zeitgenössischen Quelle.) Doch das Handwerk verblieb auch weiterhin im mittelalterlichen Zunftrahmen. Und parallel dazu verzichteten die Bürger nicht auf die Vorteile ihrer landwirtschaftlichen Produktion. Mehr als zwei Drittel der Handwerker und mehr als ein Drittel der Kaufleute besaßen Ackerland oder Weingärten, oftmals sogar beides.

Tyrnau bewahrte seine führende Position im Städtenetz auch im 17. Jahrhundert, damals nun bereits weniger aufgrund seines Handelsumschlags als vielmehr dadurch, dass es auch wichtige administrative und kulturelle Funktionen erhielt. Als Sitz des Erzbischofs von Gran hatte es eine wichtige Stellung in der kirchlichen Verwaltung inne und als Sitz der 1635 dort von Péter Pázmány (1570–1635) gegründeten Universität besaß es große kulturelle Bedeutung. Trotz seiner vergleichsweise niedrigen Bevölkerungszahl übte es beträchtliche städtische Funktionen aus.

In diesem Zeitraum rückte auch Kaschau auf einen vorderen Platz in der Städtehierarchie vor. Durch seine günstige geografische Lage und seine verkehrstechnischen Vorzüge war es schon zuvor nicht unbedeu-

tend gewesen. Vor allem im Kupferhandel hatte es eine wichtige Rolle gespielt, doch hatte es zunächst das benachbarte Eperies oder Bartfeld oder auch die Zipser Städte kaum übertroffen. Die Verlagerung der Ausfuhrwege für Kupfer zwang die Stadt zu einem »Profilwechsel«. Auch Kaschau schaltete sich in den Weinexport in Richtung Polen ein, der neben dem Handwerk, das den bescheidenen Bedarf der Städte der Region und vor allem den des Umlands befriedigt hatte, auch die wichtigste Einnahmequelle gewesen war. In Polen, wo Weinbau aufgrund der klimatischen Bedingungen nicht möglich war, herrschte lebhafte Nachfrage, und bei den anspruchsvolleren Käufern erfreute sich vor allem der Tokaierwein großer Beliebtheit und brachte aufgrund seines höheren Preises besonderen Gewinn. Die Umstellung verlief nicht reibungslos, auch Konflikte zwischen den deutschen und magyarischen Einwohnern schwächten die Stadt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stabilisierte sich die Situation jedoch so weit, dass Kaschau die übrigen Städte in den Hintergrund drängte und selbst zum Zentrum des Weinhandels wurde. Zugleich übernahm es die Führungsrolle im Bündnis der oberungarischen Städte, dem lockeren Verband der aus früher gleichrangigen Städten bestehenden »Pentapolitana« (Kaschau, Bartfeld, Eperies, Leutschau, Zeben, später Käsmark), dessen Entscheidungen sich zunehmend den Kaschauer Interessen unterordneten.

Beim Erringen seiner Führungsrolle und seinem Aufstieg innerhalb der Städtehierarchie war von Bedeutung, dass die wirtschaftliche Funktion der Stadt durch Verwaltungsaufgaben ergänzt wurde: Seit 1554 saß hier das Generalat von Oberungarn und seit 1567 die Zipser Kammer. Die Verwaltungsaufgaben lieferten also, ähnlich wie in anderen Ländern Westeuropas, wenngleich in geringerem Ausmaß als in dessen Hauptstädten, ernsthafte Anstöße für die Stadtentwicklung.

Der Weinexport in Richtung Polen blieb auch im 17. Jahrhundert ein prosperierender Wirtschaftszweig, als der Rinderhandel infolge der schon beschriebenen Preisentwicklung drastisch zurückging. Vom Weinhandel profitierten nicht nur die königlichen Städte, sondern auch die Weinregion von Tokaj-Hegyálja, die das Zentrum des Anbaus von Qualitätswein bildete. Auf vergleichsweise engem Raum entstanden hier zwölf blühende, bevölkerungsreiche Marktflecken, deren ausschließliche landwirtschaftliche Tätigkeit Weinbau und Weinerzeugung waren. Hier

bildete sich also eine Monokultur, was die Bevölkerung zum Erwerb von Lebensmitteln auf dem Markt zwang. Der Weinbau benötigte viele Arbeitskräfte, sodass die starke Differenzierung der Bevölkerung dieser Marktflecken nach Stand und Besitz nicht überraschend ist. Die große Zahl an Häuslern belegt nicht nur den wachsenden Anteil einer Bevölkerungsschicht, die kein eigenes Land besaß, sondern auch die zunehmende Verbreitung von Lohnarbeit vor Ort.

Infolge ihres aus dem Weinbau stammenden relativ hohen Einkommens und aufgrund der vorherrschenden Monokultur garantierte die Bevölkerung dieser Marktflecken eine überdurchschnittlich anspruchsvolle und breite Nachfrage nach Handwerkserzeugnissen. Nicht nur Gewerke, die mit dem Weinbau verbunden waren – wie die der Böttcher, Schaffmacher, Stellmacher, Fassmacher, Schmiede –, blühten, sondern auch Hersteller anderer Spezialerzeugnisse wie z. B. die Brötchenbäcker oder die Lebküchler traten auf den Plan. Den von den Einwohnern der Marktflecken erzeugten Wein verkauften gewöhnlich ortsansässige Kaufleute, und am Ende des 17. Jahrhunderts gelangte ein großer Teil der Weingärten in den Besitz der Stadtbürger und zunehmend auch den von großen Besitzern.

Die glänzendste Laufbahn unter den Städten Ungarns durchlief Debrecen, das trotz seiner niederen formalrechtlichen Position – bis 1693 blieb es *oppidum* – fast alle Freiheiten einer Stadt besaß und im gerade behandelten Zeitraum zur größten Stadt des Landes und zum wichtigsten Kontaktpunkt des Handels zwischen den einzelnen Landesteilen wurde. Mit seiner Einwohnerzahl von 10–12.000 stand es auf dem ersten Platz in der Städtehierarchie. Dieser Aufstieg Debrecens ist das glänzendste Beispiel für den beginnenden Umbau des Städtenetzes und der erste Schritt in einer Entwicklung, die sich in den kommenden Jahrhunderten fortsetzen sollte. Zum ersten Mal geriet damit ein *oppidum* an die erste Stelle unter den einwohnerstarken Städten. Wenn auch schon im 15. Jahrhundert einige *oppida* an Einwohnerzahl mit den *civitates* hatten wetteifern können, so hatten doch bislang immer Städte im Rechtssinn, *civitates*, an der Spitze der Rangordnung gestanden.

Debrecen geriet nicht allein durch seine überragend hohe Einwohnerzahl an die Spitze, sondern auch dadurch, dass es zum wichtigsten und reichsten Handelsemporium des Landes wurde. Auf der gewaltigen

Stadtflur, die sich auf einer Fläche von mitunter mehr als 120–130 Hektar erstreckte, sowie auf gepachteten Flächen wurde eine prosperierende landwirtschaftliche Warenproduktion betrieben. Etwa ein Viertel der Bevölkerung baute Getreide an, Hauptgeschäft der Mehrheit war jedoch die Viehzucht. Die reichste Bevölkerungsschicht und die Stadtführung stellten die Kaufleute, die 10–12 Prozent der Einwohner ausmachten. In ihren Vereinigungen, »in Kompagnie« tretend, besaßen sie genug Kapital, um ihr Vieh nicht an ausländische Aufkäufer zu verkaufen, sondern es in eigenen Unternehmungen bis nach Wien oder Nürnberg zu treiben. Ihre Geschäftsbeziehungen reichten von Konstantinopel bis Danzig, von Kronstadt bis Augsburg und erstreckten sich auf halb Europa. Die Debrecener Märkte wurden zu den umsatzstärksten Umschlagplätzen für Waren aus Oberungarn, der Tiefebene und Siebenbürgen. Daher spielte die Stadt eine herausragende Rolle im landesweiten, größere Regionen überbrückenden Handel. Über die Kapitalkraft der Kaufleute liegen zahlreiche Einzelangaben vor. Ihren Reichtum belegt z. B., dass das Militär 1564 aus den Geschäftsräumen von fünf Händlern Waren im Wert von 250.000 Fl. raubte.

Neben Landwirtschaft und Handel betrieb ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung, fast die Hälfte, (auch) ein Handwerk. Der Anteil der Handwerker überstieg sowohl den sonst in Marktflecken anzutreffenden als auch den in *civitates* üblichen beträchtlich. Mit einer Anzahl von 20 Berufen lag die Spezialisierung allerdings kaum über dem Niveau der mittelalterlichen *oppida*. Die Bekleidungsindustrie durchbrach in gewisser Hinsicht den mittelalterlichen Rahmen, sie versorgte nicht nur die Einwohner vor Ort und in der näheren Umgebung, sondern auch die in entfernteren Gegenden der Tiefebene mit einfacheren Kleidungsstücken und Stiefeln. Zum zunehmenden Reichtum der Bewohner trug jedoch das Handwerk weniger bei, was meines Erachtens bestätigt, dass die gewerbliche Produktion auch damals kein Stimulus der Stadtentwicklung in Ungarn war.

Auch die zunehmende Steuerlast konnte das Aufblühen der Stadt nicht aufhalten. Wie die Steuern beglichen wurden, bezeugt vielmehr die beispiellose Finanzkraft der Einwohner. Siedlungen im osmanischen Eroberungsgebiet zahlten im Allgemeinen doppelt Steuern: zum einen an die ungarischen Grundherren und an den Staat, zum anderen an die

Osmanen. Debrecen musste zudem auch an den Fürsten von Siebenbürgen Steuern abführen, da es zu dessen Herrschaftsgebiet gehörte. In der Mitte des 16. Jahrhunderts brachte die Stadt jährlich 2.000 Fl. an die Osmanen und 1.000 Fl. an den Fürsten von Siebenbürgen auf, dazu 2.000 Fl. Grundsteuer und 200 Fl. Zehntablösung sowie Portalsteuer in wechselnder Höhe; der Ärar erhielt 1.000 Fl. Die jährliche Steuerlast lag also über 6.000 Fl., hinzu kamen die gewöhnlich beträchtlichen Kosten für die häufigen Geschenke an die Osmanen. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts wuchsen – wie auch in anderen Städten – diese Steuerlasten weiter an, vor allem infolge des ungeheuren Anstiegs der staatlichen Steuern und der zusätzlichen Eintreibungen für das Militär.

Ähnlich wie andere Städte des osmanischen Ungarns verdankte Debrecen seinen Aufschwung nicht nur seiner wirtschaftlichen Tätigkeit, sondern auch dem Umstand, dass der Grundherr fern war, dass es sich das Wohlwollen der Osmanen erkaufte, seine Angelegenheiten völlig frei regelte und daneben seine Vorrechte erweitern konnte. Über die gnadenlose Eintreibung der Steuern hinaus mischten sich die Osmanen nicht weiter in die inneren Angelegenheiten der Städte ihres Gebiets ein, während im königlichen Ungarn Grundherr und Komitat bzw. in den königlichen Städten die zentralen Behörden (in erster Linie die Hofkammer, die das wirtschaftliche Gebaren der Städte immer strenger kontrollierte) zunehmend an Gewicht gewannen, ganz zu schweigen von dem in den Städten stationierten Militär. Diese relative Freiheit zog Menschen in die Städte des Eroberungsgebiets, deren Bevölkerungszahl und Bevölkerungswachstum weit über denen der übrigen Städte lagen. Die Zusammenballung von Menschen in den Städten der Tiefebene wurde durch deren außerordentliche große Gemarkungen bzw. die dort betriebene Viehzucht möglich: Ackerbau oder Weinbau allein hätten keine derartig große Einwohnerzahl unterhalten können. So gelangte auch Kecskemét in das Feld der größeren Städte. Von etwa 1.500 zu Beginn des 16. Jahrhunderts stieg seine Einwohnerzahl auf fast 5.000, zum Ende des Jahrhunderts sank sie jedoch wieder auf 2.000. Kleiner, aber bedeutender als Kecskemét waren Nagyköros und Cegléd, Gyöngyös am Rande des Eroberungsgebiets oder das etwa 4.000 Einwohner zählende Tolna in Transdanubien.

Nach Größe und Zusammensetzung veränderte sich der Städtebestand Ungarns nicht wesentlich. Seine Mitglieder waren im Mittelalter zu diesem Rang gelangte Rechtsstädte und Marktflecken. Außer Frage steht, dass vereinzelt auch solche *oppida* in den Kreis der Siedlungen mit Stadtfunktion aufstiegen, die – wegen ihrer begrenzten Rolle oder weil die wenigen überlieferten Angaben keine genauere Einschätzung zuließen – früher nicht zu den Städten zu rechnen waren. Die Zahl dieser neuen Städte blieb jedoch gering. Die entscheidende Veränderung war die Umgruppierung in der Rangordnung, die aufgrund ihrer Bedeutung, Einwohnerzahl und Entwicklungsdynamik unter den Städten bestand, was das Beispiel Debrecens wohl am besten illustriert. Diese Hierarchie war sehr formbar und instabil, Wellen von Aufstieg und Niedergang betrafen nicht nur das Städtetz insgesamt, sondern auch die Entwicklung einzelner Städte.

Der Zerfall des Landes, Grenzstreitigkeiten und andere Kriegereignisse ebenso wie die Anlage neuer Zollstellen und die erzwungene Umlenkung des Verkehrs zu ihnen veränderten in gewissem Umfang den Verlauf der Handelswege. Ins Abseits geratene, sich zuvor vielversprechend entwickelnde Städte konnten zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, während neue Knotenpunkte des Handels für längere oder kürzere Zeit einen beispiellosen Aufschwung erlebten, durch den ihr Handelsumsatz stieg, auch ihre Bevölkerung schnell wuchs und ihr Handwerk sich über das durchschnittliche Maß hinaus entwickelte und ausdifferenzierte.

Eines der besten Beispiele solchen kurzen, vorübergehenden Glanzes ist Kálmáncsehi (heute Kálmánca). In früheren Jahrhunderten war es ein vergleichsweise bevölkerungsreicher, aber funktional nicht besonders bedeutender Marktflecken im Komitat Somogy gewesen. Dann wurde es zu einem Zentrum des Viehhandels aus dem Donau-Theiß-Zwischenland und dem Gebiet jenseits der Theiß durch Südtransdanubien nach Norditalien. Dass das Städtchen nicht allein Durchlaufpunkt, sondern auch aktiver Teilnehmer an diesem Handel war, belegt, dass von den 10.076 Rindern, die 1559/1560 am Dreißigstzoll in Szigetvár vorbeigetrieben wurden, Einwohner von Kálmáncsehi für 8.551 Stück bzw. für 85 Prozent der Tiere den Zoll zahlten. Natürlich kehrten sie nicht mit leeren Händen zurück: Sie importierten in großer Menge

Tuch und Eisenwaren aus Pettau und Waffen aus Wien. Die Einwohner Kálmánsehs handelten nicht mit selbst aufgezogenen Tieren, einen Teil kauften sie in Bába und Tolna von Kaufleuten aus der Tiefebene, doch reichten ihre Beschaffungsaktivitäten noch weiter. Sie suchten auch die Zentren der Viehzucht auf, es gibt Belege für ihre Reisen nach Debrecen und Szeged. Der Aufstieg des Ortes zum Handelszentrum Mitte des 16. Jahrhunderts ging mit einer Verdoppelung der Bevölkerung einher, doch überstieg diese auch damals kaum die Zweitausender-Marke. Diese kleine Bevölkerung war stark differenziert: Ein Drittel übte irgendein Handwerk aus – es gab sechzehn davon –, 5 Prozent betrieben Handel. Aufgrund der Lückenhaftigkeit, ja des Fehlens einer Stadtforschung zum 17. Jahrhundert ist nicht bekannt, wie lange Kálmánsehs Glanzperiode anhielt. Ferenc Szakály schätzt sie auf maximal anderthalb Jahrzehnte. Sicher ist jedoch, dass es mit dem Niedergang des Rinderhandels ab dem 17. Jahrhundert wieder zu einer unbedeutenden Siedlung schrumpfte.

Ähnlich kurzlebig, wenngleich wahrscheinlich länger andauernd als derjenige Kálmánsehs war der Aufstieg Ráckeves unter die wichtigsten Handelszentren des 16. Jahrhunderts. Der Ort wurde im 15. Jahrhundert von Serben auf der Csepeler Insel gegründet, die vor den Osmanen aus der Stadt Keve (später Temeschkubin/Kovin) geflohen waren. Die Stadt war in königlichem Besitz gewesen, die Umsiedler erhielten die Erlaubnis, ihre alten Privilegien auch an ihrem neuen Wohnsitz zu nutzen – ihre Zoll- und Dreißigstzollfreiheit, ihr Mark- und Stapelrecht. Zu ihren Vorrechten gehörten auch die Steuerfreiheit, die freie Wahl des Pfarrers sowie das Recht, nur von einem eigenen Richter gerichtet zu werden. Wahrscheinlich konnten sie diese Privilegien im Verlauf des 15. Jahrhunderts nicht vollständig bewahren, Details dazu sind aus dieser Zeit jedoch nicht überliefert. In den ersten Jahrzehnten der osmanischen Herrschaft gehörte Ráckeve mit Blick auf seine Einwohnerzahl, den Entwicklungsstand seines Handwerks und vor allem seinen breiten Handel zu den wichtigsten Städten des Eroberungsgebiets. Seine Kaufleute, größtenteils Griechen und Serben, schlossen sich zu Handelsgesellschaften zusammen und bereisten die Donau von den bulgarischen Häfen bis nach Wien. Vom Balkan importierten sie vor allem derbes Tuch, aus Siebenbürgen Salz, aus der Tiefebene Rinder und Wein, aus dem Westen gewerbliche Erzeugnisse. Bei der Entwicklung dieses Han-

dels spielte die Lage der Stadt am Berührungspunkt mehrerer Großlandschaften mit unterschiedlichem wirtschaftlichem Profil, am Ufer der Donau, an einer verkehrsreichen Fährre eine wichtige Rolle. Ihre Bedeutung wurde dadurch weiter gehoben, dass sie auch ein entwickeltes Handwerk besaß. Mitte des 16. Jahrhunderts waren hier 160–200 Handwerker in 30 verschiedenen Berufen tätig. Wie in den meisten Städten der Epoche waren auch unter ihnen diejenigen in der Bekleidungsindustrie am zahlreichsten. Allein die Zahl der Schneider überstieg ein halbes Hundert.

Das Beispiel dieser Städte sollte vor Augen führen, dass die Stadtentwicklung dieser Epoche durch Niedergang wie Aufstieg gleichermaßen gekennzeichnet war. Infolge der Anpassung an das wirtschaftliche Umfeld stiegen einzelne Siedlungen auf oder verfielen wieder, die Rangordnung der Städte grupperte sich mehrmals um, die Städtehierarchie war ähnlich wie in ganz Europa in Umstrukturierung begriffen. Wichtigstes Kennzeichen dieser Umbildung war der Aufstieg von Markflecken mit städtischem Funktionsspektrum an die Spitze der Hierarchie, eine Stadtwerdung, die vorerst ohne rechtliche Anerkennung blieb. In jenem Zeitalter lassen sie sich kaum noch als die bloßen Nachschubposten der Städte betrachten, als die »kleinen Geschwister« der *civitates*: Sowohl hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit als auch ihrer sozialen Zusammensetzung und ihrer Handelsaktivitäten hatten sie städtischen Charakter. Nichts zeigt das wohl besser als die Tatsache, dass Kaufleute und begüterte Handwerker, die vor den Osmanen aus den Marktflecken der Tiefebene in die größeren Städte – Debrecen, Tyrnau, Kaschau – flohen, sich dort reibungslos in die Bürger integrierten und oft auch binnen kurzer Zeit in den Rat aufstiegen.

Die Umbildung des Städtenetzes war nicht nur von Veränderungen seiner Hierarchie generell gekennzeichnet, sondern auch davon, dass die Marktflecken – auch wenn die zeitgenössische ständische Betrachtungsweise wie auch das öffentliche Recht des Landes dies nicht anerkannten – sich eindeutig in dieses Netzwerk eingliederten und sich auch die geografische Verteilung dieses Netzes selbst veränderte. Sie wurde gleichmäßiger, vor allem in der zuvor als »städtelos« betrachteten Tiefebene, in der nun bedeutende Siedlungen mit städtischem Charakter bestanden.

## **Städtische Wirtschaft und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit**

Auf der Oberfläche mochte es so aussehen, als ob die Stadtgesellschaft ihre mittelalterliche Struktur bewahrt hätte: Handwerker, Händler und Urproduzenten bildeten die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Das Handwerk hatte seinen mittelalterlichen Rahmen nicht verlassen: Die Zünfte verhinderten mit immer größerer Strenge die Ausdehnung der Produktion einzelner Werkstätten. Noch strenger verboten sie, dass Meister im Zusammenschluss mit Gesellen oder Pfuschern ihre Kapazitäten vergrößerten, dafür wurden nun noch höhere Strafen angedroht. Derartige Versuche kamen am häufigsten in den Gewerben mit breitem Käuferkreis, bei den Herstellern von Kleidungsstücken, z. B. den Schneidern, vor. Die Zünfte duldeten aber auch keine noch so bescheidenen »Neuerungen«, kein Abgehen von den üblichen Verfahrensweisen. Mit der Einfuhr ausländischer Artikel vermochten sie auch deshalb nicht zu konkurrieren, weil sie selbst teurer herstellten als die ausländischen Unternehmer, die die billigere Arbeit dörflicher Arbeitskräfte nutzten. Daran konnten auch die Preisvorschriften der städtischen Behörden nichts ändern, ebenso wenig die der Komitate, in deren Zuständigkeit die Gesetzgebung des frühen 17. Jahrhunderts die Preisregulierung stellte. Die Vorschriften konnten die Preisgestaltung immer nur vereinzelt und temporär beeinflussen, letztlich diktierte der Markt. Größere Betriebe entstanden nur im Bergbau und im Hüttenwesen. Im 16. Jahrhundert befanden sie sich im Wesentlichen im Eigentum ausländischer Kapitalanleger, im 17. Jahrhundert in staatlichem oder grundherrlichem Besitz.

Während der Agrarkonjunktur, im Laufe des 16. Jahrhunderts, bewegte sich der Handel, vor allem im osmanischen Ungarn, aus den stärker geregelten Verhältnissen des mittelalterlichen Warenumschlags heraus. Ein bedeutender Teil der landwirtschaftlichen Produkte, die in den Verkauf gelangten, die überwiegende Mehrheit des über die Landesgrenzen getriebenen Viehs, stammte aus dem Eroberungsgebiet und gelangte durch das königliche Ungarn hindurch ins Ausland. Der neue Zug dieses Handels war nicht so sehr die immer größere Verbreitung des Schmuggels, denn dafür hatte es auch in früheren Jahrhunderten Bei-

spiele gegeben, und er kam auch später weiterhin vor. Die wirkliche Neuerung war das enge Verschmelzen des Handels mit Spionage und Nachrichtenbeschaffung: Das war der Preis für das Wohlwollen der königlichen oder osmanischen Behörden wie auch des Militärs und für den Zugang zu ihrer Unterstützung. Das ermöglichte den Ausbau eines in- und ausländischen Netzes von Handels- und Kreditbeziehungen. Die Nachrichtenbeschaffung war ein wirkungsvoller Weg, um an wichtige Informationen über Handel und Politik zu gelangen. Zusätzlich brachte sie die Kaufleute gelegentlich für kurze Zeit in engen Kontakt mit hohen Amtsinhabern auf beiden Seiten. Der Horizont dieser Kaufleute ging weit über die Umgebung ihrer Stadt hinaus, ein breites Wissen war nicht nur für ihre Handelstätigkeit von Nutzen, sie spielten auch bei der Einbürgerung neuer Glaubensprinzipien oder bei den politischen Entscheidungen ihrer engeren Region eine aktive Rolle. (Ein gutes Beispiel für eine derartige aktive Einmischung ist Gyula, dessen unter Führung der Kaufleute stehende Bürger tätig dazu beitrugen, dass die Herrschaft dem auf Seiten Szapolyais stehenden Imre Czibák in die Hände gespielt wurde.) Einzelne Kaufleute hegten mitunter noch größere Träume: Aus Ferenc Szakálys Werk über »Marktflecken und Reformation« ist der Fall des János Trombitás bekannt, der versuchte, sich auch in die große Politik, genauer in die Wahl des Fürsten von Siebenbürgen, einzumischen. Die Mentalität dieser Kaufleute war zweifellos sehr verschieden von jener Gruppe mittelalterlicher Kaufleute in Städten und Marktflecken, die weiter den altbewährten Mustern folgten. Letztere waren eher Faktoren und Gehilfen der ausländischen Kaufleute als Gestalten wie die, wie sie sich Szakály vorstellte und die, wenngleich weniger kapitalstark als ihre ausländischen Kollegen, doch zu selbständigen Kaufleuten aufstiegen, die neue Wege suchten und fanden. Szakály meinte in ihnen die ersten Unternehmer zu entdecken: Ich möchte sie eher als Abenteurer-Händler mit unternehmerischem Geist bezeichnen, denn der moderne Begriff des Unternehmers erfasst ihre Tätigkeit nicht.

Wie schon erwähnt, ließen sich viele dieser Händler – oft in ganzen Gruppen – in den größeren Städten nieder, in Kaschau, Tyrnau, Debrecen und andernorts, wo sie schnell auch Positionen im Rat erlangten. Mangels genauerer Untersuchungen wissen wir nicht, welche Wirkung ihre besondere Mentalität auf die traditionellen Kaufleute dieser Städte

hatte. Wir werden es erst erfahren, wenn die Stadtgeschichte der Erforschung dieser zwei Jahrhunderte mehr Aufmerksamkeit widmet und die Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der städtischen Gesellschaft und der Mentalität ihrer Führungsschicht eingehend untersucht.

Im 17. Jahrhundert, vor allem in dessen zweiter Hälfte, wurden die Breite und die Reichweite des städtischen Handels geringer, teils aufgrund der sinkenden ausländischen Nachfrage, teils wegen der steigenden Belastung durch Zölle und Steuern und nicht zuletzt durch den zunehmenden Eintritt der Grundherren in den Handel. Durch ihre Vergünstigungen und ihre besseren Möglichkeiten zur Durchsetzung ihrer Interessen wurden Letztere zu gefährlichen Konkurrenten. Auf den ausländischen Märkten verschlechterte sich der Absatz für landwirtschaftliche Produkte, und den wachsenden Bedarf des Militärs deckten in erster Linie die Grundherren, zum Teil durch die damals erfolgende Ausdehnung der Eigenwirtschaft, die in Fronarbeit betrieben wurde, zum Teil durch die Naturalabgaben der hörigen Bauern. Eine beträchtliche Konkurrenz bedeuteten auch die Soldaten der Grenzbürgen, die allerdings nur gelegentlich auf dem Markt erschienen. Die Kaufleute der alten Städte wurden zunehmend auf deren weiteres oder engeres Umland zurückgedrängt, das sie vor allem mit importierten Waren versorgten, die sie selbst bei ausländischen Kaufleuten erworben hatten. Im 17. Jahrhundert fiel die Wirtschaft auf mittelalterliches Niveau zurück.

Zugleich waren in der Stadtgesellschaft tiefgreifende Veränderungen zu beobachten: Die einstige Aufspaltung nach Besitz vertiefte sich, neben die schon früher anzutreffende Gliederung nach Beruf und Besitz trat in dieser Zeit jene nach ständischen, religiösen und sprachlichen Unterschieden, die oft quer zu ersteren Unterscheidungen verlief. Mangels einschlägiger stadthistorischer Untersuchungen verfügen wir jedoch nur über ein grobes Modell dieser Vorgänge, das auf punktuellen Kenntnissen basiert.

Die Forschungsliteratur, aber auch die städtischen Protokolle beschäftigen sich am intensivsten mit den schädlichen Auswirkungen des Zuzugs von Adligen in die Städte. Die Bürger betrachteten es als Verletzung ihrer Rechte, dass die Adligen mit Zähnen und Klauen versuchten, ihre Privilegien zu bewahren, dass sie nicht gewillt waren, ihren Anteil

an den öffentlichen Lasten zu tragen, dass sie die Autonomie der Städte zerrütteten und auch deren Selbstverwaltung untergruben. Ihre Rolle schien umso gefährlicher, als am Ende dieses Zeitraums die zugezogenen Grundherren wie auch Bürger, die einen persönlichen Adelstitel erworben hatten – wenngleich Letztere ihren bürgerlichen Beruf weiter ausübten – einen immer größeren Einfluss in der Stadtführung erlangten. Die zunehmende Präsenz Adliger in den Städten wurde zur Quelle von Konflikten, für die man im 16. Jahrhundert noch Kompromisslösungen gefunden hatte. GA 62/1563 hatte nämlich festgelegt, dass Adlige, die ein städtisches Haus besaßen, auch verpflichtet waren, die für dieses Haus fällige Steuer zu entrichten und sich auch sonst den Bräuchen der Stadt unterzuordnen. Im Laufe der Zeit konnten die Bürger diesen Bestimmungen jedoch immer weniger Geltung verschaffen. Dass die Privilegien der Adligen über das Bürgerrecht gestellt wurden, wertete die Freiheiten der Bürger ab und verletzte die städtische Autonomie insofern, als sich damit eine zunehmend breitere Schicht ihrer rechtlichen Unterstellung unter die städtischen Behörden entzog. Regierungsbeamte, die in den Städten stationiert waren, und das Personal für die Kommandostellen des Militärs, das in immer größerer Zahl in den Städten lebte, vergrößerten diese Schicht zusätzlich. All dies berührte vor allem die Städte im königlichen Ungarn nachteilig.

In Siebenbürgen hatten es die Sachsenstädte sowie eine Zeitlang auch Klausenburg vermocht, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Ermöglicht hatten dies auch die von Ungarn abweichende Zusammensetzung des siebenbürgischen Adels sowie eine nicht immer konsequent umgesetzte, jedoch das Schicksal der Städte insgesamt günstig beeinflussende Politik der Fürsten und nicht zuletzt der Umstand, dass die siebenbürgischen Städte, während die Exportmöglichkeiten nach Norden und Westen zurückgingen, in den Donaufürstentümern noch immer günstige Marktchancen für ihre Erzeugnisse hatten.

Die Städte des Eroberungsgebiets blieben frei von zuziehenden Adligen, sie konnten ihre Autonomie besser bewahren als die Siedlungen im königlichen Ungarn. Sie hatten in erster Linie wirtschaftliche Probleme, vor allem den enger werdenden Markt für landwirtschaftliche Erzeugnisse und die zunehmend steigenden Steuern.

Trotz der Verletzung städtischer Vorrechte hatte die Niederlassung von Adligen in den Städten meines Erachtens auch positive Seiten. Sowohl diese stadsässigen Adligen als auch die an Zahl wachsenden Beamten waren anspruchsvollere und zahlungsfähigere Konsumenten, was sich mit Blick auf Ansprüche und Kaufkraft der Bürger auf das wirtschaftliche Leben in der Stadt positiv auswirkte. Auch ihre kulturelle Bedeutung, ihre Rolle als Vermittler neuer künstlerischer und geistiger Einflüsse, ist nicht zu unterschätzen. Sie verfügten über einen breiteren Horizont, und ihre Kenntnisse der gesamten Monarchie stellten für die Stadtbewohner wichtige Informationsquellen dar. Ihre Lebensweise und Verhaltensnormen wurden zum Vorbild der begüterten Oberschicht des Stadtbürgertums. Die in jener Zeit errichteten öffentlichen Gebäude, darunter auch einige neue bzw. umgebaute Rathäuser, städtische Bürgerhäuser und Wohnsitze Adliger, legen Zeugnis von einem oftmals hohen künstlerischen Niveau ab.

Der Unterschied zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern, der auch in den Städten des Mittelalters bestanden hatte, wurde nun um neue ständische Trennlinien vermehrt und kompliziert. Zudem entstand mit der Ausbreitung der Reformation eine weitere, bislang unbekannte Gliederung, die nach der Konfession. Bei der Verbreitung der Reformation spielten die Städte – *civitates* wie *oppida* – eine Initiativrolle. Über die Annahme des neuen Glaubens entschied der Rat der jeweiligen Stadt, die Führung freier Städte ebenso wie der das Recht der Pfarrerswahl besitzende Rat eines Marktflückens. Die herausragende Rolle Letzterer in diesem Prozess war auch früher schon bekannt, Ferenc Szakály hat davon ein auch in seinen Details überzeugendes Gesamtbild gegeben, in dem er vor allem die Rolle einiger Kaufleute in diesen Räten und ihr Mäzenatentum heraus hob.

Die Mehrzahl der Rechtsstädte nahm in der Mitte des 16. Jahrhunderts das lutherische Bekenntnis (*Confessio Augustana*) an, in den Marktflücken im Westen des Landes, im osmanischen Ungarn sowie jenseits der Theiß setzte sich der Calvinismus (*Confessio Helvetica*) durch. Das heißt natürlich nicht, dass es in einzelnen Siedlungen nicht auch Vertreter anderer Bekenntnisse gegeben hätte. Das Ringen zwischen den protestantischen Konfessionen schlug sich in Glaubensdebatten, aber auch in Konfrontationen zwischen den Gläubigen in den Städ-

ten nieder. Die konfessionellen Gegensätze spitzten sich jedoch erst im Zeitalter der Gegenreformation, im 17. Jahrhundert, zu, als in den ohnehin immer stärker dem Hof und der Hofkammer unterstellten Städten teils durch gewaltsame Bekehrung, teils durch Ansiedlung die Zahl katholischer Einwohner wuchs. Wenngleich sie in den meisten Städten lange Zeit eine Minderheit bildeten, wurden sie vom Hof wie von der katholischen Kirche in jeder Hinsicht gefördert: Sie konnten protestantische Kirchen in Besitz nehmen, und im Interesse der Wiedergewinnung von Gläubigen wurden immer mehr Klöster gegründet. Die Religionskonflikte entstanden also im Zuge der Rekatholisierung. Auch die immer stärker gemischte ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung konnte zur Konfliktquelle werden. Die Bewohner der mittelalterlichen Städte Ungarns waren mehrheitlich deutschsprachig gewesen, in den meisten *civitates* der Frühen Neuzeit lebten, wie schon ausgeführt, deutsch- und ungarischsprachige Einwohner weitgehend reibungsfrei zusammen. Spannungen zwischen ihnen hatten eher soziale Wurzeln: Die überwiegend zur mittleren Schicht der Stadtbevölkerung oder zur Unterschicht gehörenden magyarischen Einwohner beehrten gegen die reichen deutschen Bürger auf, die zunehmend allein die Stadtführung übernahmen. Die Bürger aus den Städten und Marktflecken, die im 16. Jahrhundert vor der osmanischen Eroberung geflohen waren, wie auch die Adligen, die sich in den Städten niederließen, waren mehrheitlich Magyaren, was die Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung veränderte. Mitunter wuchs nur ihr Anteil, mitunter gewannen, wie in Kaschau und Tyrnau, die ungarischsprachigen Einwohner das Übergewicht, und in den Bergstädten stieg der Anteil der Slowaken. Auch wenn es in jener Zeit meist keine heftigen Konflikte gab, lässt sich doch eine gewisse Abschottung dieser Gruppen gegeneinander in sozialer Hinsicht, bei der Eheschließung oder im familiären Umgang, feststellen.

Auch die Besitzunterschiede nahmen zu, die Kluft zwischen einer kleiner werdenden Gruppe reicher Bürger und den immer zahlreicheren Armen in der Bevölkerung vergrößerte sich. Zu Letzteren gehörten auch die aus der Mittelschicht absteigenden Handwerker, die früher deren große Masse ausgemacht hatten. Während einst die Mehrzahl der Bürger nach dem Zeugnis ihrer Steuerbeiträge zur mittleren Schicht gehört hatte, sank dieser Anteil nun spürbar, was die wachsende Polarisierung

der Bevölkerung anzeigt. Zur Vorsicht mahnt allerdings, dass sich mangels genauerer Untersuchungen nicht sagen lässt, inwieweit diese Gliederung nach Besitz ein realistisches Gesamtbild ergibt bzw. wie genau diese Steuerverzeichnisse sind. Wir wissen nicht, wie groß der Teil der Bevölkerung war, der von ihnen erfasst wurde, und noch problematischer ist der Umstand, dass die Steuerregister nur Einkommen aus innerstädtischen, also innerhalb der Stadtmauern gelegenen Grundstücken und dort betriebenen Geschäften betrafen, auch wenn der Besitz von eigenen, gepachteten oder als Pfand erhaltenen Grundstücken außerhalb der Stadt(mauern) das Gesamtbild erheblich verändert hätte. Eine wachsende Differenzierung der Bevölkerung nach Besitz war im Übrigen in allen Städten Europas zu beobachten.

Die Verwaltung dieser zunehmend vielfältig gegliederten und von Interessengegensätzen geteilten städtischen Gesellschaft war keine leichte Aufgabe, zumal wenn man bedenkt, dass sie zur Bewahrung ihrer Vorrechte und zur Sicherung ihrer Wirtschaftsgrundlage in ständigem Kampf mit dem Adel und der Zentralmacht und immer wieder auch mit den Osmanen stand. Dennoch waren sowohl die bereits recht früh spezialisierten Verwaltungsapparate der königlichen Städte als auch die damals weiter ausgebauten Verwaltungen der Marktflecken imstande, sie zu bewältigen. Die weltliche Kontrolle erstreckte sich nicht nur auf das Glaubensleben, sondern regelte auch den Alltag der Stadt in puritanischem Geist. Dabei wurde darauf geachtet, dass die verschiedenen Schichten ihren Platz in der Gesellschaft kannten. Erlasse schrieben vor, wie sich Menschen auf verschiedenen Stufen der Rangordnung kleiden durften, bestimmten Zeremoniell und Umfang von Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen oder Vergnügungen. Die meisten dieser Vorschriften konnten allerdings nicht dauerhaft umgesetzt werden.

In dieser Zeit setzte sich die Verschriftlichung der Stadtverwaltung umfassend durch. Zuvor waren nur Schriften mit rechtssicherndem Inhalt wie z. B. die Verleihung des Stadtrechts sorgfältig aufbewahrt worden, dazu höchstens noch vereinzelt Aufzeichnungen über wichtigere Ereignisse. Aus dem 17. Jahrhundert wurden nun regelmäßig auch die Protokolle der Ratssitzungen, Steuerkonskriptionen, Rechnungsbücher und Bürgerverzeichnisse aufbewahrt und lebhafte Briefwechsel untereinander und mit den oberen Behörden geführt. Urteile der Ge-

richte, Entscheidungen in Verwaltungsfragen oder die oft sehr diplomatischen Lösungen von Konflikten mit der Außenwelt belegen, dass Personen mit Rechtskenntnissen in die Räte aufstiegen und dass zumindest der Notar das erforderliche Wissen in Recht und Verwaltung besitzen musste. Immer breitere Kreise der Bürger konnten lesen und schreiben, war nicht zuletzt ein Ergebnis der Reformation war. In manchen Stadtschulen unterrichteten hervorragende Lehrer und Prediger die Schüler nicht nur in Glaubensfragen, sondern vermittelten ihnen auch breites Wissen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es in Ungarn etwa 80 reformierte, 60 evangelische, 20 katholische und ein halbes Dutzend unitarische Gymnasien in den Städten und Marktflecken. In diesem Jahrhundert wurde die katholische Universität in Tyrnau eröffnet und entstanden die großen protestantischen Hochschulen in Weißenburg, Nagyenyed, Straßburg am Mieresch, Sárospatak, Großwardein und Debrecen als die berühmteste unter ihnen. Auch die Praxis der Peregrination, des »Wanderns« an ausländische Universitäten hielt an, ja sie erlebte einen neuerlichen Aufschwung. Viele junge Leute aus den Städten – *civitates* wie *oppida* – besuchten ausländische Lehreinrichtungen, je nach Konfession katholische oder protestantische. Da hier die Nachfrage nach Büchern am größten war, ließen sich Verleger und Buchhändler in den Städten nieder. Ihr Käuferkreis war nicht auf die Stadtbevölkerung beschränkt, durch sie gewannen die Städte an kultureller Ausstrahlung.

Ziehen wir eine Bilanz des Zeitalters und versuchen, die eingangs gestellte Frage zu beantworten, ob das 16.–17. Jahrhundert tatsächlich eine Zeit des Niedergangs der Städte war, lautet meine Antwort: nein. Wie ausgeführt vollzog sich damals in ganz Europa eine Umstrukturierung des Städtetetzes und der Städtehierarchie. In der beschriebenen Entwicklung lässt sich ein Analogon zu diesem gesamteuropäischen Prozess entdecken, in Ungarn trug sie zudem spezifische Züge, die auf die wirtschaftliche und politische Situation des Landes, die anhaltende osmanische Eroberung weiter Gebiete, den Zerfall des Landes in drei Teile und die zahlreichen, nur von kurzen Perioden des Friedens unterbrochenen Kriegereignisse zurückzuführen sind. Aufstieg und Niedergang einzelner Städte und ganzer Regionen verliefen in dieser Phase nebeneinander. Im wirtschaftlichen Leben Ungarns lassen sich im 17. Jahrhundert und

vor allem in dessen zweiter Hälfte durchaus Zeichen eines Niedergangs finden. Die Städte erhielten jedoch neben ihren alten zugleich neue Funktionen. Ihre schon früher vorhandene, jedoch weitaus schwächere kulturelle und verwaltungstechnische Rolle gewann an Bedeutung, der Verwaltungsapparat der Städte wurde komplexer und vollkommener.

Die steigenden Lasten, die wachsende Konkurrenz des Adels und seine Angriffe gegen städtische Rechte sowie die Rekatholisierung zwangen die Städte, die sich zuvor eher um ihre partikularen Interessen gekümmert hatten, sich zusammenzuschließen und auf dem Reichstag gemeinsam aufzutreten. Ihre Lebensfähigkeit ist auch daraus ersichtlich, dass sie – wenngleich oft um den Preis der Verschuldung – auch die steigenden staatlichen Steuern entrichten konnten. Die Steuern, die die Mitglieder des oberungarischen Städtebunds zu zahlen hatten, stiegen von 30–40.000 Fl. im 16. Jahrhundert auf 170–180.000 Fl. am Ende des 17. Jahrhunderts und stabilisierten sich dann auf diesem Niveau. Zusätzlich dazu wurde z. B. in Kaschau Militär in hoher Zahl stationiert, das von der Bevölkerung unterhalten werden musste, und gemeinsam mit den anderen Städten hatte es zunehmend mehr Soldaten zu stellen, d. h. für ihren Sold aufzukommen. Waren, die an das Militär geliefert wurden, wie auch Kredite, die der Staatskasse gewährt werden mussten, wurden oft erst sehr spät bezahlt bzw. zurückgezahlt. Wären die Städte tatsächlich verarmt, wie oft behauptet wird, hätten sie all dies nicht mehr leisten können.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeutete der lange Türkenkrieg (1593–1606) einen schweren Schlag für die Bewohner des gesamten Landes, darunter auch der Städte. Seine Verwüstungen waren nur von einer kurzen, einige Jahrzehnte währenden Friedenszeit gefolgt. Zwischen 1649 und 1686 gab es dann kein einziges Jahr mehr, in dem nicht irgendwo zu den Waffen gegriffen worden wäre. Die Masse der in den Kämpfen Gefallenen, in Gefangenschaft Verschleppten oder von den stets auf die Kriegszüge folgenden Seuchen Dahingerafftten verringerte die Bevölkerung des Landes deutlich. Dörfer und Städte verödeten im Zuge der Kriege, und denjenigen von ihnen, die nicht zu Kriegsschauplätzen wurden, von Militär geplündert und gebrandschatzt wurden, erschwerte die wachsende Last von Steuern und Abgaben die Existenz. Mit der Rückeroberung des Landes am Ende des 17. Jahrhunderts

erreichten die Kriegszerstörungen ihren Höhepunkt: Der Preis dafür war die starke Entvölkerung des vormaligen Eroberungsgebiets und die Verwüstung zahlreicher Siedlungen. Viele Bewohner waren in den Kämpfen umgekommen, andere geflohen, von Letzteren kehrten nicht alle zurück und auch nicht immer an ihren früheren Wohnsitz. Von Ackerbauern und Bewohnern fester Ortschaften aufgegebene Flächen wurden von nomadisierenden Viehzüchtern übernommen, die nach dem Abzug des osmanischen Militärs nachrückten. Spontane Binnenwanderungsbewegungen, z. B. aus Oberungarn in die Tiefebene und deren südliche Gebiete, in Gegenden jenseits der Fluren und tradierten Einflussgebiete der großen Marktflecken, wurden nur langsam von ersten Ansiedlungsaktionen von Staat und Grundherren ergänzt. Letztere begannen erst in der kommenden Periode wirklich zu greifen. Den Neubeginn des Lebens behinderten die Kriegsergebnisse des Rákóczi-Aufstands: So kehrte das Leben erst im ersten Viertel bzw. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in seine alten Bahnen zurück.



## **Die Herausbildung des neuzeitlichen Städteneetzes**

In den vorangegangenen Kapiteln wurde versucht, die Stadtentwicklung auf dem gesamten Gebiet Ungarns zu verfolgen. Die Vorstellung des neuzeitlichen Städteneetzes und der Prozesse der jüngeren Urbanisierung muss sich notgedrungen auf das engere Ungarn beschränken, da zu Siebenbürgen und Slawonien keine nach einheitlichen Grundsätzen zusammengestellten Daten bzw. mit vergleichbarer Methodik erhobenen Forschungsergebnisse zur Verfügung stehen.

## **Die Lage der Städte zu Beginn des 18. Jahrhunderts**

Der Befreiungskrieg zerrieb das bereits zunehmend destabilisierte Städtenez. Die Kriege der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten auch die Städte Oberungarns nicht verschont: Der Thököly-Aufstand hatte die Städte im Norden und Nordosten des Landes sowie die Bergstädte im Tal der Gran (ung. Garam, slow. Hron) zu Kriegsschauplätzen werden lassen, im Rákóczi-Aufstand wurden jene im Westen des Landes in ähnlicher Weise verwüstet. Die Kriegszerstörungen betrafen zahlreiche Gebäude und erschwerten die Lage der unter hohen Steuern und Kriegskontributionen leidenden Bevölkerung zusätzlich, doch waren sie nicht unüberwindlich. Die Überlebenden und Zurückkehrenden sowie neue Zuwanderer stellten das städtische Leben in seinem bisherigen Rahmen wieder her und nahmen, wenngleich oftmals auf niedrigerem Niveau, Handel und Gewerbe wieder auf. Ähnlich war die Lage in den oft gleichfalls von Kriegszügen betroffenen Städten Siebenbürgens. Ungleich größere Verwüstungen verursachte die Rückeroberung des Landes im einstigen Eroberungsgebiet, in dem ein großer Teil der Siedlungen, darunter auch zahlreiche kleinere Marktflecken, entvölkert und aufgelassen wurden.

Die Funktionsstädte bzw. Marktflecken des Eroberungsgebiets waren auch in osmanischer Zeit zumindest in rechtlicher Hinsicht nicht als Bestandteile des Städteneetzes Ungarns betrachtet worden. Wirtschaftlich hatten sie jedoch faktisch eine solche Rolle gespielt, da ihre Bewohner, wie dargestellt, die wichtigsten Außenhandelsprodukte Ungarns erzeugt

und auch am Handel mit ihnen durch das königliche Ungarn bis ins Ausland teilgenommen hatten. Einige Jahrzehnte mussten vergehen, bis das Städtetz einheitlicher wurde, und auch dann blieb es im Inneren des Landes noch lange Zeit loser und weitmaschiger geknüpft als in den übrigen Landesteilen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts reorganisierte sich das Städtensystem Ungarns in seinem mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Rahmen. Dies gilt sowohl für die Verteilung der Siedlungen mit städtischer Funktion nach ihrem rechtlichen Status als auch für ihr Funktionsspektrum. Der verfassungsrechtliche Unterschied zwischen Städten im rechtlichen Sinn – den freien königlichen Städten – bzw. den Siedlungen mit städtischer Funktion auf verschiedenen Stufen des Besitzes von Privilegien und Autonomien – den mehrheitlich unter grundherrlicher Hoheit stehenden Marktstellen – blieb bestehen.

Was diese rechtliche Position anging, sank die Zahl der königlichen Städte zu Beginn des 18. Jahrhunderts, weil die im früheren osmanischen Gebiet liegenden *civitates* Ofen, Pest, Gran, Stuhlweißenburg und Szeged zunächst unter Verwaltung des Militärs bzw. der Kammer gestellt wurden und erst im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts nach zahllosen Beschwerden und Bittbriefen unter großen Opfern ihre alten Rechte wiedererlangen konnten. Auch ihr Ringen um die Erneuerung ihrer alten Privilegien bezeugt, dass sie sich die Wiedererlangung ihrer Existenz als Stadt nur auf den mittelalterlichen Grundlagen vorstellen konnten.

Bezüglich ihres Funktionsspektrums waren die Städte – *civitates* wie *oppida* – in der Mehrzahl bescheiden dimensionierte Umschlagszentren kleinerer Gebiete, deren Marktplätze bzw. Handwerkszentren. Ihr Aufgabengebiet hatte zumeist bereits im Mittelalter Gestalt angenommen. Abgesehen von kleineren Veränderungen richtete sich die Gestaltung dieser Einflussgebiete nach dem in der osmanischen Eroberungszeit entstandenen Beziehungssystem. Es wurde wesentlich vom Verkehr nach außen bzw. dem Grenzhandel der Peripherieregionen und daneben vom wenig umfangreichen Warenumsatz innerhalb kleinerer Gebiete geprägt. Der Außenhandel hatte noch nicht sein früheres Volumen wiedererlangt, zumindest liegen keine Quellen vor, die das belegen würden. Vermutlich gab es im Norden und Westen des Landes einen eher unbedeutenden und mit Gelegenheitscharakter betriebenen Grenzhandel. Die

Austauschbeziehungen waren allem Anschein nach stark zersplittert, das dokumentieren verstreute Angaben über die von Hörigen aufgesuchten Märkte aus den 1710er Jahren.

Landesweite Konskriptionen von 1715, 1720 und 1728 hatten nämlich in einem Unterpunkt auch danach gefragt, welche Märkte die Bauern aufsuchten. Aus den Antworten ließe sich grundsätzlich ableiten, welche Ausstrahlung einzelne Städte besaßen, doch wurde diese Rubrik leider nur in einigen Komitaten und auch dort nicht in jedem Fall ausgefüllt. So ist es lediglich möglich, mit einer gewissen begrenzten Genauigkeit die Frequentation bestimmter Städte oder Marktplätze für einzelne Komitate oder Kleinregionen zu rekonstruieren. Wegen der Bruchstuckhaftigkeit der Angaben sind diese Ergebnisse kaum genauer als diejenigen, die aus den zufälligen Belegen für die Rolle einzelner *civitates* und *oppida* für das Mittelalter erarbeitet wurden. Doch sind damit zumindest gewisse Schlussfolgerungen zu einzelnen Landschaften möglich.

Die meisten Städte waren nicht imstande, ihren ausschließlichen wirtschaftlichen Einfluss auf ein größeres Gebiet auszudehnen, gewöhnlich bildeten sie nur für die Dörfer ihrer näheren Umgebung den ausschließlichen Verkaufsort. Auch innerhalb kleinerer Regionen mussten sie sich den Aufkauf von Lebensmitteln und den Verkauf ihrer Handwerkserzeugnisse mit zahlreichen anderen, kleineren Städten teilen. So übten innerhalb kleinerer Landschaftseinheiten jeweils mehrere größere und kleinere Siedlungen nebeneinander die Rolle von Marktzentren aus: Zum reinen Einflussgebiet einer Stadt (*vonzaskorzset*), das von anderen Städten nicht beeinflusst wurde, gehörten durchschnittlich 18–20 kleinere Siedlungen, während aus entfernteren Orten durchschnittlich 30 Personen die Märkte der betreffenden Stadt neben denen anderer Marktzentren aufsuchten. (Das Gebiet, in dem eine Stadt ihren wirtschaftlichen Einfluss nicht allein, sondern mit anderen Siedlungen ausübte, kann daher zur Unterscheidung vom reinen Einflussgebiet »geteiltes Einflussgebiet« genannt werden.) Die meisten Angaben liegen aus Komitaten an den Grenzen des Landes nach Westen und Norden vor, die vom Krieg weniger in Mitleidenschaft gezogen worden waren, und charakterisieren daher vor allem Städtenetz und städtische Einflussbereiche dieser Gebiete. Sie belegen, dass damals noch sehr viele kleine Marktflecken mittelalterlichen Ursprungs wichtige Marktzentren darstellten. Die Zer-

splitterung ist verständlich: Zu Beginn des Jahrhunderts war die Nachfrage nach Lebensmitteln und noch mehr die nach Handwerksprodukten vergleichsweise begrenzt. Auf die sinkende Nachfrage reagierten die Zünfte mit weiteren Beschränkungen der Aufnahme von Mitgliedern, was wiederum viele Gesellen dazu zwang, ihre Selbständigkeit in kleineren Städten, in Marktflecken oder in einzelnen Berufen sogar auf den Dörfern zu begründen. In dieser Zeit bestand übrigens großer Mangel an Handwerkern, besonders in den zur Ansiedlung offenstehenden inneren Teilen des Landes, so sehr, dass GA 117/1723 in das Land einwandernden Handwerkern 15 Jahre Steuerfreiheit zusicherte. Zwei Jahre später rief der Stadthaltereirat Komitate und Städte in einem Rundschreiben dazu auf, ihren Bedarf hinsichtlich der Ansiedlung von Handwerkern und der Einrichtung von Manufakturen anzumelden. Aus den Meldungen zeichnet sich das niederdrückende Bild eines Handwerks ab, das kaum imstande war, grundlegende Bedürfnisse zu befriedigen. Zur organisierten Ansiedlung von Handwerkern kam es, anders als im Falle von Bauern, nicht, doch zogen das gesamte Jahrhundert hindurch kontinuierlich Handwerker nach Ungarn. Ziel der Ausländer waren die Städte, vor allem die freien königlichen Städte. Gleichzeitig wanderten Handwerker von den Dörfern in die Marktflecken bzw. von einer Stadt in die andere. Aufgrund der Kargheit der Nachfrage und der Schwierigkeiten bei der Aufnahme in die Zünfte wanderte andere aus den Städten in kleinere Siedlungen oder auf das Land ab.

Die größten Einflussgebiete oder Marktzone innerhalb des engeren Ungarns – denn allein aus diesem liegen derartige Konskriptionen vor – besaßen damals Debrecen, Pest-Ofen, Sathmar, Kaschau und Ödenburg sowie überraschenderweise der Marktflecken Homenau. Ihr reines Einflussgebiet umfasste 80–100, wenngleich meist nur bevölkerungsarme Siedlungen, und hunderte weitere Dörfer gaben sie als einen ihrer Aufkauf- bzw. Absatzmärkte an. Die ersten Orte in der Rangfolge waren offensichtlich königliche Städte, und ersichtlich ist auch, dass vor allem solche Städte an der Spitze standen, die vom Krieg verschont oder weniger zerstört worden waren. Ähnliche Effekte sind auch in der Rangordnung der Städte nach Bevölkerungsstärke zu beobachten. Die landesweiten Konskriptionen erfassten die Steuer zahlenden Haushaltsvorstände, vermutlich mit ähnlichen Abweichungen in der Genauigkeit, wie dies

auch bezuglich der Marktorte der Fall war. Ausgehend von Schätzungen der in den jeweiligen Haushalten lebenden Personen bzw. von Schätzungen der Bevölkerungsentwicklung unter Berücksichtigung der zu erwartenden Fehlstellen und Fehlerquoten waren damals Ofen, Debrecen, Schemnitz, Komorn, Raab, Pressburg, Ödenburg, Kecskemét, Kremnitz und Szeged die bevolkerungsstarksten Städte des Landes. Auch sie waren mehrheitlich vom Krieg weniger zerstört bzw. relativ früh zuruckeroberte und sich daher schneller erholende Siedlungen.

Ungarische Historiker neigen dazu, die Bevolkerungsangaben der Konskriptionen von 1715 und 1720 und so auch die zur Stadtbevölkerung zum Ausgangspunkt von Betrachtungen der Entwicklung im 18. Jahrhundert zu nehmen. Meines Erachtens ist das nicht korrekt. Nicht nur, weil die Zahlenangaben recht unzuverlässig sind (und es in Anbetracht der damals ablaufenden starken Binnenwanderung auch sein müssen, da die Menschen und Menschengruppen nach Ablauf ihrer Steuerfreiheit immer wieder weiterwanderten), sondern mehr noch deshalb, weil die Bevölkerungsverteilung auf einzelne Siedlungen zu diesem Zeitpunkt noch recht zufällig war: Die Hierarchie unter den Städten, der Besiedlungsgrad der einzelnen Landesteile, die Größenverhältnisse zwischen den neu besiedelten Orten widerspiegeln nicht die historisch herausgebildeten wirtschaftlichen Beziehungen oder den im Siedlungsnetz des Landes eingenommenen Platz der jeweiligen Orte, sondern noch die chaotische, in Umordnung begriffene Situation, die nach der Rückeroberung des Landes und dem Rakoczi-Aufstand entstanden war. Nur wenn dies berücksichtigt wird, können die Angaben der Konskriptionen als Ausgangspunkt herangezogen werden. Keinesfalls jedoch bilden sie Ergebnisse der frühneuzeitlichen Entwicklung des Landes ab.

## **Das Städtenetz und die Veränderungen der Städtehierarchie im Verlauf des 18. Jahrhunderts**

Im Verlauf des Jahrhunderts begann infolge der fortschreitenden Besiedlung des Landes, der gleichmäßigeren Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Regionen und nicht zuletzt dank der Tatsache, dass

die Kriege dieser Epoche das Landesgebiet weitgehend verschonten, der Aufschwung des Wirtschaftslebens. Die wirtschaftlichen Binnenbeziehungen wurden wiederhergestellt bzw. ausgebaut und durch das Aufleben des Außenhandels intensiviert. Die Richtung der ungarischen Wirtschaftsentwicklung wurde nun weniger von der gesamteuropäischen Arbeitsteilung als vielmehr zunehmend von derjenigen innerhalb des Habsburgerreichs bestimmt. Die Wirtschaftspolitik des Wiener Hofes, die das Reich als eine Einheit betrachtete, wies Ungarn die Rolle eines Lieferanten für Lebensmittel und Rohstoffe bzw. eines Aufnahmemarkts für die gewerbliche Produktion der Provinzen jenseits der Leitha zu, sodass die Struktur des Außenhandels im Grunde unverändert blieb. Den Hauptteil der Ausfuhr machten landwirtschaftliche Erzeugnisse und Rohstoffe aus, in der Einfuhr dominierten gewerbliche Produkte, in erster Linie Textilien und Metallwaren. Wegen des Zollgesetzes von 1754, das Waren aus Österreich bevorzugte, ging die Einfuhr der qualitativ höherwertigen und billigeren westeuropäischen Erzeugnisse zurück. Die Verbraucher in Ungarn waren nun auf die teureren und qualitativ schwächeren Importe aus den österreichischen Territorien angewiesen, zugleich ging der ungarische Export in Gebiete außerhalb des Habsburgerreichs auf ein Minimum zurück. Der Handel, und zwar der Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, sowie in geringerem Umfang die landwirtschaftliche Tätigkeit blieben auch weiterhin die wichtigsten Faktoren der Stadtentwicklung, auch wenn die Stadtgeschichtsschreibung das nur schwer akzeptiert und bei der Betrachtung des Wirtschaftslebens dem Handel gewöhnlich weit weniger Raum gewährt als dem immer mehr verelendenden Handwerk und die Urproduktion – von wenigen Ausnahmen abgesehen – von vornherein als der Stadtentwicklung zuwiderlaufenden Umstand betrachtet. Neben dem Handel machten sich, vorerst noch in untergeordneter Bedeutung, jedoch mit wachsendem Gewicht, administrative und kulturelle Funktionen geltend.

Bei der damals stattfindenden Umgestaltung des Städtennetzes spielte die Gewichtsverschiebung innerhalb der landwirtschaftlichen Erzeugung wie auch in der Nachfrage nach deren Produkten eine wichtige Rolle. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die wichtigsten Ausfuhrartikel – ähnlich wie früher – Vieh und tierische Produkte gewesen, die

40 Prozent der Gesamtausfuhr ausmachten. Danach folgten Getreide mit 16 Prozent und Wein mit 14 Prozent. Zum Ende des Jahrhunderts stand der Rinderexport zwar weiterhin an erster Stelle, war jedoch auf einen Anteil von 21 Prozent gesunken, während der des Getreides unverändert geblieben und Tabak auf 11 Prozent gestiegen war. Dem Anstieg der Getreideerzeugung kam auch der wachsende Bedarf der Armee zugute. Dieser wurde teils von den großen Gütern und deren von ihren Hörigen eingetriebenen Abgaben, teils aber auch von Produzenten in den Dörfern und Marktflecken gedeckt. Ein Teil der Lieferungen an das Militär gelangte in Lager und tauchte daher nicht in den Zollverzeichnissen auf, er ist somit auch nicht in der Zusammensetzung des Außenhandels greifbar.

Die wachsende Bedeutung der Getreideerzeugung wirkte sich in zweierlei Hinsicht auf die Lage der Städte aus. Zum einen erhielt der Ackerbau in der Landwirtschaft der Städte der Tiefebene immer größere Bedeutung auf Kosten der extensiven Rinderzucht, was eine bedeutende Veränderung in deren Wirtschaftsleben darstellte. Zum anderen waren gerade die Getreidemarkte für die Entwicklung der Städte von größerer Bedeutung als die Viehmärkte, die sich vor allem auf die Mast des herangetriebenen Lebendviehs, seine Versorgung auf angemieteten Weideflächen und Auengehofen und deren Umland konzentrierte. Auch wenn zu den jährlichen Märkten der meisten Städte auch Vieh in großer Zahl herangetrieben wurde, diente dieses in größeren Siedlungen doch eher der Versorgung der lokalen Bevölkerung mit Fleisch. Zieht man das Verzeichnis der als herausragend wichtig eingestuften Märkte des frühen 19. Jahrhunderts heran, das der Statistiker Elek Fenyes erarbeitete, wird deutlich, dass die Zentren des Handels mit Getreide oder aber mit Getreide *und* Vieh mehrheitlich auch Städte mit wichtigen Funktionen waren, während mehr als die Hälfte der Stadtorte der großen Viehmärkte lediglich dieses Merkmal aufwies und daneben keine oder nur wenige sonstige städtische Funktionen besaß.

Ein Zeichen der Umgestaltung des Städtenetzes war der geringe Anstieg der Zahl der freien königlichen Städte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts erhielten sieben weitere Siedlungen – Raab, Komorn, Sombor, Neusatz, Maria-Theresiopel, Fünfkirchen, Temeschwar – Stadtrecht, zu

Beginn des 19. Jahrhunderts folgte ihnen noch eine einzige Stadt, nämlich Arad.

Die neuen Städte ließen die Anzahl der königlichen Städte nicht wesentlich ansteigen, die auch innerhalb des engeren Ungarns kaum die 40 überstieg, doch veränderten die neuen Stadtrechtsverleihungen deren Zusammensetzung. Sombor, Neusatz und Maria-Theresiopel vermehrten die Zahl der vor allem von Landwirtschaft und Warenumschatz lebenden Städte mit dem Profil von Marktflecken, die, rechnet man auch noch das ähnlich strukturierte Szeged und das erst kurz zuvor zu Stadtrang gelangte Debrecen hinzu, nun mehr als 10 Prozent aller königlichen Städte stellten und die, was nicht weniger wichtig ist, zur Urbanisierung der zuvor »städtelosen« Tiefebene beitrugen. Mit dem Aufstieg dieser Siedlungen zu Städten verringerte sich der auf das Mittelalter zurückgehende Unterschied zwischen Städten im Rechtssinn, die sich in erster Linie mit Handwerk und Handel beschäftigten, bzw. vornehmlich Landwirtschaft betreibenden Marktflecken ohne Stadtrecht.

Noch bemerkenswerter ist allerdings, dass diese gerade zu Stadtrang aufgestiegenen Siedlungen binnen kurzer Zeit auch zu den bevölkerungsreichsten Städten des Landes wurden. Am Ende des 18. bzw. zum Beginn des 19. Jahrhunderts sah die Rangordnung der Städte nach Bevölkerungsgröße, nunmehr bereits auf zuverlässigere Angaben gestützt, folgendermaßen aus:

Rang	1787		1827		1846	
1	Debrecen	29.153	Pest	56.577	Pest	100.000
2	Pressburg	26.898	Debrecen	45.375	Debrecen	55.100
3	Ofen	24.873	Pressburg	37.180	Ofen	44.500
4	<i>Kecskemét</i>	22.626	Maria-Theresiopel	34.924	Pressburg	40.200
5	Pest	22.417	<i>Kecskemét</i>	34.080	<i>Kecskemét</i>	40.000
6	Szegedin	21.519	Szegedin	32.208	Maria-Theresiopel	36.200
7	Maria-Theresiopel	20.708	Ofen	30.001	Szegedin	35.901

## Die Herausbildung des neuzeitlichen Stadtenetzes

Rang	1787		1827		1846	
8	Schemnitz	20.454	<i>H. vasarhely</i>	26.166	<i>H. vasarhely</i>	32.300
9	<i>Erlau</i>	16.852	<i>Miskolc</i>	22.910	<i>Miskolc</i>	30.000
10	Raab	12.822	Neusatz	20.231	Sombor	26.000
11	<i>Miskolc</i>	13.884	Stuhl- weienbourg	20.069	Stuhl- weienbourg	22.600
12	<i>H. vasarhely</i>	13.393	Komorn	17.782	<i>Mako</i>	21.000
13	Sombor	13.360	Sombor	17.534	Arad	20.800
14	odenbourg	12.113	Erlau	17.487	<i>Gro- wardein</i>	19.700
15	Komorn	12.067	Schemnitz	17.028	Temeswar	19.100
16	Stuhl- weienbourg	11.780	<i>Gro- wardein</i>	16.115	Neusatz	19.000
17	<i>Growa- rdein</i>	9.790	<i>Nyiregy- haza</i>	15.640	Erlau	18.900
18	Temeswar	9.242	Raab	14.472	<i>Nyiregy- haza</i>	18.500
19	<i>Gyöngyös</i>	9.134	Gyöngyös	14.426	Nagykoros	18.500
20	Neusatz	8.998	<i>Gyula</i>	13.751	Raab	18.000

Kursiv: grundherrliche Städte; 1787: josephinische Volkszählung;  
 1827: topografisch-statistische Aufstellung des Ludovicus Nagy;  
 1846: aufgrund österreichischer Statistiken

Aus dieser Tabelle lassen sich mehrere Schlussfolgerungen ableiten. Zum einen, dass in diesem Zeitraum – ähnlich wie in anderen europäischen Ländern – die Bevölkerungszahl mehrerer Klein- und Mittelstädte die Zehntausender- oder sogar die Zwanzigtausender-Marke überschritt und diese damit, zumindest im ungarischen Kontext, zu Mittelstädten wurden. Pest mit seinen 100.000 Einwohnern wurde am Vorabend der Revolution von 1848 auch nach europäischem Maßstab zu einer Großstadt. Zudem ist aus der Tabelle ersichtlich, dass der Abstand zwischen der größten und der zweitgrößten Stadt in diesem Zeitraum immer mehr wuchs.

Bemerkenswert ist die hohe Stabilität in der Abfolge der bevölkerungsreichsten Städte. Unter denjenigen, die am Ende des 18. Jahrhunderts die zehn größten waren, fielen nur drei – Schemnitz, Erlau und Raab – aus dieser Gruppe heraus, mit Ausnahme von Schemnitz verblieben sie jedoch unter den ersten zwanzig. Infolge der unterschiedlichen Dynamik ihrer Bevölkerungsentwicklung veränderte sich zwar die Reihenfolge dieser bevölkerungsreichsten Städte ein wenig, doch stiegen im 19. Jahrhundert nur wenige Siedlungen neu unter die zwanzig größten auf. Ein neues Phänomen ist das Erscheinen von Siedlungen ohne Stadtrecht, d. h. von bischöflichen und anderen grundherrlichen Städten unter den einwohnerstärksten Orten des Landes.

Auch wenn die Bevölkerungsgröße nicht das einzige oder auch nur das wichtigste Kriterium des städtischen Charakters einer Siedlung darstellt, ist schnelles Bevölkerungswachstum bzw. die hohe Bevölkerungskonzentration an einem Ort auf jeden Fall bemerkenswert, vor allem, wenn man berücksichtigt, dass die alten *civitates* vielfach eine geringe und seit dem Mittelalter stagnierende oder sogar sinkende Einwohnerzahl hatten. Die Zeitgenossen maßen dem große Bedeutung bei, wie dies u. a. ein Artikel Lajos Kossuths (1802–1894) im *Pesti Hírlap* belegt, der sich mit dem Stimmrecht der Städte auf dem ungarischen Reichstag beschäftigte. Er schrieb:

» [...] wenn jemand sieht, dass ein Städtchen mit ungefähr andertausend Einwohnern [...], das keinerlei Anzeichen pulsierenden Lebens in die Waagschale werfen kann, zugleich jedoch politisches Mitwirkungsrecht verlangt, wenn so jemand sieht, wie wir darüber beraten, welcherlei unmittelbaren Einfluss wir einer solchen *verdorbenen Gemeinde*<sup>6</sup> auf dem Reichstag gewähren, dann ist es natürlich, dass er fragt: wenn dies diesem und das jenem gestattet ist, warum dann nicht dem blühenden Miskolc, Erlau, Großwardein, Kreutz, Kecskemét usw.«

6 Ungarisches Äquivalent der Quelle für »rotten borrough« (J. B.).

Als entscheidendes Kriterium der Einstufung als Stadt wurde die Bevölkerungsgröße einer Siedlung auch im zeitgenössischen Europa als wichtig angesehen, und die Auffassung der liberalen ungarischen Politiker stimmte damit überein. Wenn sie es auch nicht offen aussprachen, so erkannten sie doch, dass das Stadtrecht, also die rechtliche Einstufung eines Ortes als Stadt, nicht mehr unbedingt mit einer tatsächlichen Rolle als Stadt zusammenfiel. Von der Kenntnisnahme der ungarischen Realität zeugt GA 23/1848, der, ohne ein Minimum vorzugeben, Städte mit weniger als 12.000 Einwohnern als Kleinstädte, solche mit 12.000–30.000 Einwohnern als Mittelstädte und bevolkerungsreichere als Großstädte einstuft. Mit einer Einwohnerzahl von 12.000 war ein Ort in Westeuropa noch eine Kleinstadt, schließlich gab es in der Mitte des 19. Jahrhunderts dort 43 Städte mit mehr als 100.000 und zwei mit mehr als 1.000.000 Einwohnern. Zwischen 20.000 und 99.000 Einwohner hatten damals 3.000 europäische Städte.

Eine hohe Bevölkerungskonzentration ging in Ungarn allerdings nicht unbedingt mit städtischem Charakter oder markanten Stadtfunktionen der betroffenen Siedlung einher. Unter den oben in der Tabelle aufgeführten Städten sind mehrere, so zum Beispiel das weit vorn platzierte Hodmezvasarhely oder Mako und Nagykoro, deren zentrale Funktionen überaus schwach waren. Andererseits schafften es in wirtschaftlicher, kultureller und administrativer Hinsicht bedeutsame Städte wie Kaschau und Fünfkirchen (deren Bevölkerungszahl 1846 bei 13.700 bzw. 15.300 lag) nicht an die Spitze der Rangfolge.

Ein Urteil über die Bevölkerung der Städte des damaligen Ungarns erfordert umso mehr Vorsicht, als hier auch die Einwohnerzahl von Dörfern oft den europäischen Durchschnitt oder das im Habsburgerreich übliche überstieg. Viele Siedlungen hatten mehr als 10.000 oder auch 20.000 Bewohner, ohne dass sie irgendeine städtische Funktion ausut hätten. So warteten innerhalb des Habsburgerreichs im zeitgenössischen Ungarn die meisten Städte mit mehr als 10.000 Einwohnern auf. Um 1840 gab es in den Provinzen jenseits der Leithe – Ober- und Niederösterreich, die Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol eingerechnet – insgesamt sechs Städte mit über 10.000 Einwohnern. In Böhmen gab es zwei, in Ungarn dagegen außer 20 Siedlungen mit Stadtrecht weitere 33 solcher Marktflecken und sogar zwei derartige Dörfer. In Kenntnis der

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse lässt sich daraus jedoch keinesfalls schlussfolgern, dass Ungarn das am stärksten urbanisierte Gebiet des Habsburgerreichs gewesen wäre. Die größere Bevölkerungszahl der Städte ist meines Erachtens darauf zurückzuführen, dass es hier auch wesentlich mehr Dörfer mit mehr als zweitausend Einwohnern gab als andernorts auf habsburgischem Gebiet. In Österreich erreichten nur 16 Prozent der Dörfer diese Größe, in Böhmen 19 Prozent, in Mähren 30 Prozent, in Ungarn dagegen 46 Prozent, ein Anteil, der nur noch in Galizien mit 58 Prozent derartig bevölkerungsreicher Dörfer übertroffen wurde. In Ungarn lebte dagegen mehr als ein Drittel aller Einwohner in solchen Siedlungen. Der Schwellenwert für eine städtische Bevölkerung lässt sich also nur definieren, wenn zugleich die Bevölkerungsgröße in den übrigen Gliedern des Siedlungsnetzes berücksichtigt wird.

Die Bevölkerungszahl ist folglich nur ein und in jener Zeit keinesfalls das entscheidende Kriterium für den städtischen Charakter einer Siedlung, ebenso wie auch die Rechtsstellung für die Einschätzung des Profils einer Siedlung an Bedeutung verlor. Der Statistiker Károly Keleti zweifelte bereits 1870 daran, dass die Bevölkerungsgröße an sich ausreichend sein könnte, um eine Trennlinie zwischen Dorf und Stadt zu ziehen. Er hielt ein komplexeres System von Kriterien für erforderlich, das daneben auch die Zusammensetzung der Einwohner nach Beschäftigung, den »intellektuellen Verdienst«, also den Anteil Gebildeter, die Lese- und Schreibfähigkeit der Bewohner, die Anzahl der Dienboten und die Wohnverhältnisse mit einbezog. Beim Vergleich der Rangfolge nach Einwohnerzahl bzw. nach diesen Kriterien stellte er fest, dass das städtische Element unter den Siedlungen an der Spitze einer derartigen Rangordnung zu suchen sei und dass man die »Einteilung nach dem spitzfindigen Privileg des vorigen Jahrhunderts«, d. h. nach dem Stadtrecht, beiseitelegen müsse. Keletis Gedanken fanden allerdings erst beinahe ein Jahrhundert später Gehör bei den Historikern, in erster Linie in der kleinen Gruppe der Vertreter eines funktionalen Stadtbegriffs.

## **Erste Versuche zur Bestimmung des neuzeitlichen Städtenetzes**

Die ältere Fachliteratur hatte hinsichtlich der Einschätzung des städtischen Charakters der Marktflecken zu keinem Konsens gefunden, und folglich versuchten sich selbst diejenigen Historiker, die manche Marktflecken als stadtartige Siedlungen betrachteten, nicht an deren genauer Eingrenzung. Es schien einfacher, die Geschichte der Städte im Rechtsinn bzw. der Marktflecken gesondert zu behandeln, was wiederum zu unverkennbaren Verzerrungen im Gesamtbild der Stadtentwicklung führte. Für die Spezialisten für das 18.–19. Jahrhundert war das weniger problematisch. Zum einen, weil die damals in den Status von Rechtsstädten erhobenen Siedlungen mit agrarischem Profil die Zusammensetzung der freien königlichen Städte veränderten und damit die Schärfe der Trennlinie zwischen Städten mit unterschiedlichem Rechtsstatus abgemildert wurde. Zum anderen, weil der Niedergang und das lange Dahinvegetieren einiger freier königlicher Städte offenkundig machten, dass das Stadtprivileg, egal wie wichtig es ursprünglich als Motor für Entwicklung und Urbanisierung gewesen war, für sich allein städtisches Leben und städtische Funktion nicht in alle Ewigkeit zu garantieren vermochte. Für Historiker, die einen funktionalen Stadtbegriff akzeptierten, war das städtische Aufgabenspektrum ein wichtigeres Kriterium als Rechtsstellung oder Bevölkerungsgröße. Zudem boten frühneuzeitliche Quellen genügend Daten, aus denen sich der städtische Charakter einzelner Marktflecken belegen ließ. Damit gab es die Möglichkeit, das Städtenetz des frühneuzeitlichen Ungarn genauer zu rekonstruieren. Diese günstigen Umstände – sowohl die positive Einschätzung des städtischen Charakters der Marktflecken als auch die Quellenlage – schufen eine gewisse Nähe der Standpunkte unter den Stadthistorikern, auch wenn dies noch keine völlige inhaltliche oder methodische Übereinstimmung bedeutete.

Als Erster versuchte Zoltan David 1963, den Stadtebestand Ungarns an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zu rekonstruieren. Er ordnete die freien königlichen Städte – auch wenn er deutliche Unterschiede zwischen ihnen feststellte – automatisch als Städte ein. Als solche betrachtete er aber auch alle Marktflecken mit mehr als 2.000 Einwohnern,

die hinsichtlich vorhandener zentraler Funktionen, der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung nach Beschäftigung oder ihres Stadtbildes städtische Aufgaben erfüllten. Von 262 Marktflecken mit mehr als 2.000 Einwohnern stufte er aufgrund dessen 107 als Städte ein, sodass die Zahl der Städte zusammen mit den Rechtsstädten bei über 150 lag. Das erscheint möglicherweise übertrieben, es hing mit dem auch von Dávid betonten Umstand zusammen, dass sein Ergebnis nur näherungsweise Geltung hatte, da die Verschiedenartigkeit des Quellenbestandes zahlreiche subjektive Deutungen erfordert hatte. Die Bedeutung seiner kurzen Studie bestand darin, dass er ein komplexes, wenn auch eklektisches Bündel von Kriterien enzwickelt hatte, das statistische, funktionale und wirtschaftliche Aspekte mit dem Rechtsstatus (dem er Priorität einräumte) kombinierte. Seine Gedanken waren eine wichtige Anregung für weitere Forschungen.

Ein gutes Jahrzehnt später erschien Sándor Gyimesis umfassende Analyse zur Stadtentwicklung Ungarns an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Konsequenter als Zoltán Dávid legte er einen funktionalen Stadtbegriff zugrunde, in dem er der rechtlichen Einstufung der Siedlungen keine vorrangige Bedeutung beimaß, allerdings, wie ich meine, die Bedeutung der Einwohnerzahl überschätzte. Seine Untersuchung bezog alle – in ihrem Bestand im Lauf der Zeit schwankenden – Siedlungen ein, die aufgrund ihrer Bevölkerungsgröße, des Anteils der Handwerker, des Vorhandenseins administrativer und kultureller Einrichtungen vor Ort vermutlich zentrale Funktionen versahen, ohne Rücksicht auf ihren rechtlichen Status. Diese Siedlungen ordnete er anhand der Punktwerte, die sie bei gewichteter Berücksichtigung ihrer Gesamtmerkmale erhielten. Er kam zu dem Schluss, dass der Bestand an Städten in Ungarn am Ende des 18. Jahrhunderts etwa 77, zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 100 ausmachte. Der Wert der Untersuchung Gyimesis bestand in der konsequenten Anwendung funktionaler Ansätze, der Berücksichtigung der Veränderungen, die sich innerhalb des Städtesystems vollzogen hatten, und nicht zuletzt in seiner konsequenten komparatistischen Betrachtungsweise. Er verglich die Städte des Landes nicht mit einzelnen westlichen Städten, sondern gab einen ausführlichen Überblick über die Urbanisierung der verschiedenen europäischen Länder, mit der er dann Merkmale der ungarischen Entwicklung verglich. Er wies die stärkere

Entwicklung von Städten mit agrarischem Profil nach, lenkte die Aufmerksamkeit auf das Übergewicht von Handelsfunktionen und auf die geringe Rolle des Handwerks in der Stadtentwicklung. Diese Feststellungen sind noch heute gültig. Dennoch führten gewisse Einseitigkeiten seines Ansatzes, die auch auf die zugrunde gelegten Quellen zurückzuführen sind, die hohe Veranschlagung der Bevölkerungsgröße und der Rolle des Handwerks dazu, dass Lajos Nagy und ich, die wir zum Erscheinungszeitpunkt von Gyimesis Werk bereits eine ähnlich angelegte Untersuchung nach einem abweichenden Kriteriensystem begonnen hatten, nicht allen seinen Ergebnissen ungeteilt zustimmen konnten.

Ein Punkt unserer Kritik war, dass die Wahrnehmung eines Spektrums zentraler Funktionen nicht nur mit Blick auf die einzelne Stadt und mit Blick darauf geprüft werden konnte, was die Stadt ihrem Umland gab. Wir bemängelten, dass selbst die aktive Seite dieser Beziehung nicht vollständig untersucht worden war. Die Aufmerksamkeit hatte allein den Handwerkserzeugnissen der Stadt, ihren administrativen und kulturellen Diensten gegolten. Arbeitsmöglichkeiten, die solche Zentren boten (z. B. Tagelohn, Fuhrdienste, gewisse Arbeiten im Zusammenhang mit dem Bergbau usw.) waren nicht berücksichtigt worden, angesichts der Vernachlässigung des Handels ebenso wenig die Bedeutung der Märkte oder das Angebot von Absatzmöglichkeiten. Noch weniger berücksichtigt war, inwiefern die Stadt auf ihr Umland angewiesen war, beispielsweise in ihrer Lebensmittel- und Rohstoffversorgung, der Deckung ihres Arbeitskräftebedarfs usw. Die stadtzentrierte Herangehensweise hatte die wichtige Tatsache überdeckt, dass die Beziehung von Zentrum und Umland wechselseitig war. Auch der Anteil der Handwerker an der Bevölkerung war ein irreführendes Kriterium für die Erstellung einer Rangordnung, da eine gleiche Zahl oder ein gleich hoher Anteil an Handwerkern in einer gewerblich entwickelten Gegend etwas ganz anderes bedeutete als dort, wo die Mehrzahl der städtischen Handwerker für den lokalen Bedarf arbeitete, oder aber dort, wo diese in derselben Größenordnung im weiten Umkreis die alleinigen Vertreter der Handwerksproduktion überhaupt waren. Daher meinten wir, dass sich das von Gyimesi gezeichnete Bild nur durch die Untersuchung der praktischen Wirksamkeit zentraler Funktionen der Zentren weiter schärfen ließ, durch ein Abgehen von der Stadtfixiertheit der früheren Untersuchungen und ihre

Ersetzung durch eine genauere Prüfung der wechselseitigen Beziehung von Stadt und Umland. Dies zu tun war das Ziel unserer Auswertung der Konskription von 1828.

## **Das Netz der Städte, die als Marktzentren fungierten**

Unser Ausgangspunkt war, dass in dem Beziehungssystem zwischen Stadt und Umland zu Beginn des 19. Jahrhunderts wirtschaftliche Aspekte die Hauptrolle spielten. Zwar nahm damals auch die Bedeutung administrativer Funktionen in der ständischen Gesellschaft zu, unter anderem dadurch, dass der Komitatssitz nunmehr an einen festen Ort gebunden war, angesichts der Machtteilung zwischen Staat, Komitat und Grundherrn war sie für die dörfliche Bevölkerung jedoch noch von vergleichsweise geringer Bedeutung und kam nur vermittelt zur Geltung; Ähnliches galt für ihre kulturelle Ausstrahlung, auch wenn diese im Vergleich zu früheren Zeiten zunahm. Auch wenn wir diese zentralen Funktionen nicht ausblendeten, konzentrierten wir uns daher doch auf Ausdehnung und Charakter der Austauschbeziehungen zwischen Stadt und Umland.

Ähnlich wie Gyimesi bezogen wir nur das engere Ungarn ein, da unsere Quelle nur hierzu Angaben vom gleichen Zeitpunkt und mit gleicher Fragestellung lieferte. Siebenbürgen war dagegen z. B. nicht einbezogen.

Unseren Ausgangspunkt bildete die Frage der Konskription danach, wo die Bauern ihre Erzeugnisse verkauften bzw. wo sie ihren Bedarf an den nötigen Handwerksartikeln deckten. Wie bereits erwähnt, war dies auch schon in den Konskriptionen aus theresianischer Zeit gefragt worden, Antworten waren damals aber nur für einen Bruchteil der Siedlungen festgehalten worden. Die Erhebung von 1828 enthielt jedoch für 85 Prozent der Siedlungen verwertbare Angaben, insofern dort die jeweils aufgesuchten Märkte festgehalten worden waren. Das ermöglichte es, die als Marktort aufgesuchten Siedlungen auf der Karte zu verorten und ihr Einzugsgebiet zu identifizieren. Aufgrund von Bevölkerungsangaben, die zu annähernd gleichem Zeitpunkt erhoben worden waren,

konnte zudem die in diesem jeweiligen Einzugsgebiet ansässige Bevölkerung festgestellt werden.

Den Ausgangspunkt bildeten also nicht die Städte. Ziel war es vielmehr, das Netz der Siedlungen zu rekonstruieren, die eine bestimmte zentrale Aufgabe erfüllten, und erst anschließend unter ihnen – aufgrund des Reichtums ihrer zentralen Funktionen und der Größe ihres Einflussgebiets – diejenigen herauszufinden, die tatsächlich städtische Funktion hatten.<sup>7</sup> Wir versuchten nicht, die *Möglichkeit* der Erfüllung zentraler Aufgaben spekulativ zu bestimmen, sondern ihre *Tatsache* anhand zeitgenössischer Belege nachzuweisen.

Von den 743 Orten mit Märkten, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Ungarn registriert waren, wurden 282 von den befragten Ortschaften als von ihnen aufgesuchte Marktplätze genannt. 132 wurden von Gebieten unterschiedlicher Größe als ihre alleinigen Einkaufs- und Absatzorte angegeben, sie können also als die alleinigen *Marktzentren* eines kleineren oder größeren Gebiets betrachtet werden. Weitere 144 Siedlungen wurden von den Dörfern neben anderen Marktorten in Ergänzung zu diesen aufgesucht. Im Unterschied zu Marktzentren, deren Einflussgebiet nicht auch von anderen Orten beeinflusst wurde und die daher ein ausschließliches, reines Einflussgebiet (*tiszta vonzaskorzet*) besaßen, sollen diese alternativ aufgesuchten Marktorte als Unterzentren bezeichnet werden. Im Fortgang der Untersuchung konzentrierten wir uns auf die Marktzentren, weil wir annahmen, dass nur Siedlungen, die ihr Einflussgebiet ausschließlich beherrschten, die städtische Funktion eines zentralen Ortes ausüben konnten.

Die Marktzentren und ihre Einflussgebiete durchliefen während des 18. Jahrhunderts beträchtliche Umgestaltungen. Unter dem Einfluss wirtschaftlicher Entwicklungen erweiterten sich einige kleine Einflussgebiete zu solchen mit dem Ausmaß einer ganzen Region, was eine Umstrukturierung der Marktzone (*piackorzetek*) nach sich zog. Innerhalb des ganzen Landes betrachtet fielen derartige Veränderungen sehr unterschiedlich aus. Die sehr kleinen Einflussgebiete (*korzetek*), die zu Beginn des 18. Jahrhunderts vorherrschten, waren zu Beginn des 19. Jahrhun-

7 Vgl. S. 93.

derts nur noch in den Berggegenden anzutreffen, deren Morphologie, besonders Bergzüge und Wasserläufe, die Herausbildung größerer Einflusszonen behinderten. Vergleicht man den Bestand der 1828 als Marktplätze angegebenen Siedlungen mit den spärlicheren und ungleichmäßiger vorliegenden Angaben aus früheren Erhebungen, ist festzustellen, dass der Umbau des Bestands der Marktplätze und zentralen Orte und seiner Hierarchie im Verlauf des 18. Jahrhunderts weiter vorangeschritten war. Verkehrsgünstig gelegene Siedlungen, die bereits zuvor Bedeutung besessen hatten, verstärkten ihre Anziehungskraft, daneben erschienen auch einige neue, vorher nicht erwähnte oder unbedeutende Marktzentren. Weitaus größer war jedoch die Zahl der Siedlungen, die schon früher recht unbedeutend gewesen waren und die im Zuge dieser Veränderungen zu Unterzentren oder zu Markttorten mit nahezu bedeutungslosem Umsatz abstiegen.

In einem ersten Schritt ordneten wir die Marktzentren nach der Bevölkerungsgröße ihres reinen (d. h. ungeteilten) Einflussgebiets. Dabei gab es einige überraschende Ergebnisse. An der Spitze der Rangfolge stand Pest-Ofen, was aufgrund der früheren Ergebnisse nicht verwunderlich war. Überraschend war eher, dass auf Platz 12 das kleine Sighet mit seinen weniger als 4.000 Einwohnern stand – und damit einen Platz vor der weitaus größeren Handelsstadt Szeged und weit vor Debrecen, das nur Platz 42 erreichte. Damit war klar, dass die Stärke der Anziehungskraft eines solchen Marktzentrums nicht aus seinen inneren Gegebenheiten resultierte, sondern mindestens genauso stark von Merkmalen seines Einzugsgebiets abhing.

Die Beziehung von Marktzentrum und Einflussgebiet konnte also nur interpretiert und erklärt werden, wenn die Ausstattung beider – soweit die Quellen dies gestatteten – möglichst genau rekonstruiert wurde. Bei der Zusammenstellung weiterer Untersuchungskriterien erfassten wir alle Faktoren der Wirtschaft von Marktzentrum und Einflussgebiet, die nach unseren Vermutungen bzw. nach zeitgenössischer Ansicht zur Gewinnung zentraler Funktionen beitragen konnten und zu denen in der Konskription von 1828 oder in zeitnah entstandenen Quellen quantitative oder quantifizierbare Angaben vorlagen.

Hinsichtlich der Bevölkerungsgröße der Marktzentren berücksichtigten wir nicht nur Kopfzahlen, sondern versuchten auch die Größe von

Häusern und Haushalten zu erschließen, indem wir die Zahl der auf ein Haus bzw. auf einen Steuerzahler entfallenden Personen berechneten. Um die Rolle des Handwerks zu messen, erfassten wir – im Unterschied zu bisherigen Untersuchungen – nicht nur die Zahl der Gewerbetreibenden und ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung, sondern versuchten auch qualitative Kriterien einzuführen. Zu diesen gehörte die Anzahl der Meister, die Zahl der Handwerke, in denen mehr als fünf Meister tätig waren, die Zahl der Handwerke, die im Einflussgebiet des Ortes sonst nicht betrieben wurden, die Zahl der ganzjährig arbeitenden Meister und der Anteil derjenigen, die Gesellen beschäftigten, sowie die Zahl der Gesellen pro Werkstatt. Das ermöglichte es, die innere Differenzierung bzw. die Produktivität des Handwerks einzuschätzen und festzustellen, bei welchen Artikeln die Bevölkerung des Umlands auf das Angebot des Zentrums angewiesen war. Da die Quellen zu den Kaufleuten wesentlich weniger Angaben als zu den Handwerkern machten, konnten wir hier nur fünf Indizes einführen, nämlich Zahl und Anteil der Kaufleute bzw. der Großkaufleute sowie Zahl und Anteil der in dem Zentrum wohnenden Juden, da ihre stärkere Anwesenheit an einem Ort auf einen lebhafteren Handel hinwies. Weiter erfassten wir die auf einzelne Anbauarten entfallende landwirtschaftliche Nutzfläche in den Zentren, um festzustellen, wieweit die Bewohner Selbstversorger waren bzw. ihre Lebensmittel auf dem Markt beschaffen mussten. Schließlich erfassten wir sonstige, nicht auf wirtschaftlichem Gebiet tätige Institutionen in Verwaltung, Verkehr, Unterrichtswesen und Gesundheitsversorgung, die je nach Breite und Reichweite ihres Angebots zwischen einem und zehn Punkten bedeuteten. Die sonstigen Funktionen der Marktzentren wurden also über die Gesamtpunktzahl der in ihnen angesiedelten Einrichtungen gemessen.

Hinsichtlich des Einflussgebiets erfassten wir dessen Bevölkerungsgröße, die Zahl der dazugehörigen Siedlungen, deren durchschnittliche Bevölkerungsgröße, die auch bei den Marktzentren verwendeten Indizes für Handwerker, Kaufleute und Juden sowie die Größe der landwirtschaftlichen Nutzfläche und die Fläche pro Kopf und Nutzungsart.

Anschließend erschlossen wir mit mathematischen Methoden (Faktoranalyse, dann Clusteranalyse) die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Größen mit der Frage, welche Faktoren die Stärke der An-

ziehungskraft eines jeweiligen Zentrums beeinflussten. (Erwähnenswert ist hier, dass der Anteil der Handwerker an der Gesamtbevölkerung, den Gyimesi als Kriterium für den Entwicklungsstand des Handwerks herangezogen hatte, keine starke Korrelation zur Stärke der Anziehungskraft eines Zentrums zeigte, während qualitative Merkmale des Handwerks sich als wichtig herausstellten.)

Die Analyse wies nach, dass für die Anordnung von Marktzentren in verschiedenen Gruppen die Bedeutung von Handwerk und Handel im jeweiligen Zentrum, der Reichtum der vorliegenden sonstigen Funktionen sowie die Größe des reinen Einflussgebiets und dessen Entwicklungsstand mit Blick auf Handwerk und Handel die bestimmende Rolle spielten. Die Homogenität innerhalb der Gruppen zeigte sich in erster Linie in der Größe der Ackerbaufläche des jeweiligen Einzugsgebiets, dem Entwicklungsstand der Zentren und in geringerem Maß auch im Entwicklungsstand der Einzugsgebiete mit Blick auf Handwerk und Handel.

Die Untersuchung der typischen Charakteristika einzelner Gruppen erbrachte, dass entwickelte bzw. stark entwickelte Marktzentren mit großem Einflussgebiet dort entstanden, wo im Umland vielfältige landwirtschaftliche Tätigkeit für den Markt betrieben wurde und dieses Umland auch über ein bedeutendes oder zumindest dem Landesdurchschnitt entsprechendes Handwerk und ebensolchen Handel verfügte. Diese Zentren waren also nicht nur und nicht in erster Linie dadurch bedeutend, dass sie Sammel- und Verteilungszentren besonders nachgefragter Exportartikel, landwirtschaftlicher Produkte oder von Vieh oder die unmittelbaren Exporteure dieser Güter waren, sondern mindestens in gleichem Umfang auch dadurch, dass es die Bevölkerung ihres Einflussgebiets war, die einen bedeutenden Teil dieser Waren produzierte und verkaufte und die damit über genug Geld verfügte, um als Konsument von im Zentrum erzeugten oder dorthin transportierten in- und ausländischen Waren aufzutreten. Für diese Zentren war auch charakteristisch, dass die Siedlungen ihres Einflussgebiets bevölkerungsstark waren und durchschnittlich mehr als 1.000 Einwohner in ihnen lebten.

Das Vorhandensein eines reinen Einflussgebiets bildete bei dieser Herangehensweise also die Voraussetzung für die Anerkennung einer Zentrumsfunktion, war aber allein noch nicht Gradmesser für den

Stadtcharakter des betreffenden Ortes, da es mehr als ein Marktzentrum gab, das nur wenige, oftmals kleine Siedlungen in seinem Einflussgebiet hatte. Daher betrachteten wir die durchschnittliche Größe des reinen bzw. des geteilten Einflussgebiets der Marktzentren und stuften – mit einer gewissen Willkürlichkeit – nur diejenigen unter ihnen als Städte ein, deren gesamtes Einflussgebiet mehr als 5.000 und deren reines Einflussgebiet mindestens 20.000 Einwohner hatte. Als Voraussetzung für städtische Funktionen sahen wir an, dass die betreffende Siedlung noch Sitz mindestens einer Einrichtung sein musste, die zentrale Aufgaben nicht-wirtschaftlicher Art erfüllte.

Dieses Kriterium erfüllten 57 Marktzentren, die somit das Netz von Städten mit Zentrumsfunktion bildeten. Diese Zahl lag weit unter den Schätzungen von Zoltan David und Sandor Gyimesi. An dieser Stelle muss betont werden, dass diese Siedlungen nicht das gesamte Städtenetz Ungarns ausmachen, sondern damit nur diejenigen erfasst sind, die auch als zentrale Orte fungierten. Daneben ließen sich Städte mit speziellen Funktionen finden, deren Funktion und Dienstleistungen sich nicht auf ein mehr oder weniger scharf umrissenes Gebiet begrenzten. Auch derartige Spezialfunktionen konnten zur Stadtwerdung einer Siedlung beitragen, wenn sie eine Bevölkerungskonzentration mit sich brachten, die den Unterhalt derartiger Einrichtungen ermöglichte. Das galt für Industriestädte, deren Massenprodukte landesweit vertrieben wurden oder auch in den Export gingen – von ihnen gab es allerdings in Ungarn nicht viele. Eine ähnliche Rolle spielten die Bergbaustadte, deren Erzeugnisse nicht in ihrem Einflussgebiet verwendet wurden, die jedoch in ihrer Lebensmittelversorgung auf ihr Umland angewiesen waren und daher unter den Marktzentren oder Unterzentren anzutreffen waren. Einige Flusshafen mit hohem Warenumschatz wie z. B. Tolna oder Mohacs waren keine zentralen Orte, wenngleich sie wichtige Knotenpunkte des Handels entlang der Donau waren. Die hier verladenen Waren stammten jedoch nicht aus ihrem Einflussgebiet, die Siedlungen waren lediglich Knotenpunkte des Handels über größere Regionen hinweg. Der Statistiker Elek Fenyves hatte beide als wichtigste Handelsorte der jeweiligen Komitate eingestuft, nach seinen Angaben wurden in Mohacs jährlich mehrere hundert Schiffe beladen. Die Einwohner selbst gaben [1828] jedoch an, dass ihre Märkte so schwach seien, dass außer einigen Wagen

voll Geschirr dort kaum etwas angeliefert würde und sie ihr Getreide in Frankenstadt kauften. Die Waren wurden also gleichsam außerhalb der Stadt verschifft. Städtische Spezialfunktion hatten auch einige Schulstädte, so unter anderem Sárospatak.<sup>8</sup>

Und schließlich gehörten auch einige Städte der Tiefebene zu denjenigen mit Spezialfunktion, die ihr Erzeugnis, nämlich ihr Vieh, auf entfernten Märkten verkauften, als Agrarsiedlungen jedoch nicht auf die Lebensmittelversorgung durch ihr Umland angewiesen waren. Das Fehlen eines Einflussgebiets ist in diesem Fall durch die besondere Siedlungsstruktur der Tiefebene zu erklären, die vom seltenen Vorkommen oder gar Fehlen administrativ selbständiger Dörfer gekennzeichnet ist. Handwerk und Handel dieser riesigen Siedlungen dienten in erster Linie zur Befriedigung des lokalen Bedarfs, die hohe Bevölkerungskonzentration führte mitunter zum Entstehen eines Netzes administrativer Institutionen und Schulen. Dávid und Gyimesi hatten diese Städte ohne zentrale Funktionen und mit geringem oder keinem Einflussgebiet, so z. B. Jászberény, Hajdúszoboszló und Hajdúböszörmény mit ihren mehr als 10.000 oder Karcag mit 7.000 Einwohnern, unter die Städte eingeordnet. Károly Keleti veranschlagte 1870 den städtischen Charakter dieser Orte als sehr gering. Auf einer Liste von 131 Siedlungen ordnete er sie in dieser Hinsicht auf Rang 94, 101, 113 bzw. 103 ein.

Städte ohne zentrale, aber mit spezieller Funktion müssen offenkundig anders untersucht werden – was allerdings bis heute noch nicht geschehen ist. Hier kann nur gemutmaßt werden, dass ihre Zahl nicht mehr als ein oder zwei Dutzend betrug. Ihre Berücksichtigung würde daher den Gesamtbestand an zentralen Städten in Ungarn zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dessen Kern die in der Untersuchung bestimmten Marktzentren ausmachten, nicht wesentlich vergrößern. Mit ihnen zusammen wüchse die Zahl der Städte ungefähr auf die von Gyimesi ver-

8 Dort bestand – ähnlich wie in Debrecen und auch in einigen anderen Orten – ein protestantisches, in diesem Fall reformiertes, vom Kirchen-distrikt betriebenes Kollegium. Es gewährte auch Stipendien und reichte als Internatsschule von der Grundstufe bis zur Hochschule (Ausbildung von Pfarrern und Juristen) (J. B.).

anschlagte Größe. Dies zeigt, dass die Bestimmung des Stadtebestands Ungarns im Zeitalter vor der Industrialisierung und dessen Hierarchie noch keinesfalls als abgeschlossen betrachtet werden kann. Untersuchungen mit neuen Gesichtspunkten und Methoden sind nötig, um das Problem befriedigend zu lösen.

## **Bestand und Typen der Städte mit zentralen Funktionen**

Die Zusammensetzung der Städte mit zentraler Funktion nach ihrer Rechtsstellung – 22 königliche Städte, sechs bischöfliche und 29 grundherrliche Marktflerken – zeigt klar, dass tatsächliche Stadtfunktion und Rechtstitel immer mehr auseinandertraten. Dies hatte auch die nach anderen Kriterien durchgeführte Untersuchung Gyimesis erbracht. Gewiss hatte nur ein Teil der *oppida* Stadtfunktion, doch noch wichtiger ist, dass nur noch etwa die Hälfte aller königlichen Städte eine solche Funktion erfüllte. Eine genauere Bestimmung der Städte mit Sonderfunktion würde das Bild von der gewandelten Bedeutung der Städte mittelalterlichen Ursprungs innerhalb des ungarischen Städtebestandes zu jener Zeit nur noch weiter präzisieren.

Die Clusteranalyse ermöglichte es, die Städte aufgrund von Ähnlichkeiten bezüglich der ausgewählten Kriterien in Gruppen einzuordnen und dabei subjektive Einschätzungen zu vermeiden. Damit ermöglichte sie die Bestimmung von Typen zeitgenössischer Städte.

Die Hauptstadt, Pest-Ofen, bildete eine eigene Gruppe, was verständlich ist, da diese Doppelstadt, die die Hauptstadtfunktion gemeinschaftlich ausübte, sich hinsichtlich ihres Funktionsspektrums wie auch ihres Urbanitatsgrades, der Größe ihres Einflussgebiets und dessen Charakters von allen anderen Städten unterschied; sie erreichte in jeder Hinsicht höhere Punktzahlen. Mit ihren nicht-wirtschaftlichen zentralen Funktionen kam Pest-Ofen auf 116 Punkte und damit auf fast doppelt so viele wie das danach folgende Pressburg mit 60 Punkten. Die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt, vor allem die Pests, war nicht nur im Landesmastab überragend. Auch im europäischen Kontext zählte es aus der Sicht der Zeitgenossen zu den bedeutenderen Markorten. Der Umsatz eines einzelnen Pester Marktes wurde in den 1820er Jahren mit 15–16 Millio-

nen Forint veranschlagt, mehr als die Hälfte davon entfiel auf Rohstoffe. Die Stadt war auch zentraler Distributionsort für importierte gewerbliche Erzeugnisse, die in dieser Zeit nicht mehr nur allein auf regelmäßigen Märkten, sondern auch in den sich zunehmend spezialisierenden Geschäften verkauft wurden oder in den Niederlassungen von Fabriken Abnahme fanden. Diese Zweigstellen und Warenniederlagen beeinflussten die Entwicklung des Handels in Ungarn nicht mehr nur im Großhandel, sondern auch im Detailhandel und trugen als Haupteinkaufsorte für Kaufleute aus der Provinz dazu bei, Pests Position im Binnenhandel zu stärken. Dies schlug sich auch in der Ausgestaltung seines Einflussgebiets nieder: In seinem reinen Einflussgebiet lagen 118 Siedlungen mit 227.000 Einwohnern, in seinem geteilten Einflussgebiet 134 Siedlungen mit 172.000 Einwohnern. Seine Anziehungskraft reichte bis in das Gebiet jenseits der Theiß und im Westen bis weit nach Transdanubien hinein. Pester Kaufleute besaßen Warenniederlagen in mehreren Städten und standen mit jeder größeren Stadt des Landes in Verbindung.

An der Spitze der nachfolgenden Stufen der Rangordnung standen *Handelszentren ersten Ranges* – Pressburg, Kaschau, Ödenburg, Fünfkirchen, Szegedin, Sombor, Neusatz, Frankenstein, Veszprém und Großkanischa. Mit Ausnahme von Großkanischa und Veszprém hatten sie alle mehr als 10.000 Einwohner. Alle lagen an Landstraßen oder Wasserstraßen ersten Ranges, an der Kreuzung wichtiger Verkehrsadern und waren nicht nur wichtige Knotenpunkte des Binnen-, sondern auch des Außenhandels. In der Mehrzahl waren sie Komitats- oder Bischofssitze oder hatten als Distriktzentren eine andere wichtige administrative Aufgabe. So konnten sie ihren Einfluss auf ein weites Gebiet ausdehnen, im Verhältnis zu dem ihr geteiltes Einflussgebiet unbedeutend war. Ihre Einflussgebiete (*körzet*) prägte (mit Ausnahme von Kaschau und Fünfkirchen) Ackerbau in großem Maßstab, und auch der Weinbau war bedeutend. Das Handwerk ihres Umlands war ebenfalls durchaus differenziert, viele Vertreter seltener Berufe waren dort tätig, und die Zahl der Handwerker und Kaufleute pro tausend Einwohner überstieg weit den Durchschnitt im Umland anderer Städte.

Ähnliche Gegebenheiten, jedoch ein vergleichsweise begrenzter Handel kennzeichneten die *Handelszentren zweiten Ranges*, zu denen die zehn Städte Temeschwar, Gran, Raab, Tyrnau, Stuhlweißenburg, Balas-

sagyarmat, Keszthely, Dunafoldvar, Waitzen, Papa und Grossanktnikolaus gehörten. Ihre durchschnittliche Einwohnerzahl lag bei 11.000, doch war die Streuung hier gröſser als in der vorigen Gruppe. Sie reichte von 3.700 Einwohnern in Balassagyarmat bis zu 20.000 in Stuhlweisenburg. Ihr reines und ihr geteiltes Einflussgebiet waren ungefähr gleich gross, letzteres fiel mitunter ein wenig gröſser aus. Diese Städte waren mehrheitlich Zentren von florierenden Getreideanbaugebieten, doch nur wenige von ihnen hatten einen hohen Warenumschatz oder waren gar im Ausenhandel aktiv. Im Grunde können nur Temeschwar, Raab und Tyrnau als Handelsstädte von herausragender Bedeutung betrachtet werden. Stuhlweisenburg und Papa oder in geringerem Umfang Dunafoldvar und Waitzen waren eher wichtige Sammelplätze des Produkt- und Viehhandels, und die drei übrigen Städte wickelten nur Handel innerhalb ihres Einzugsgebiets ab.

Auch diese Städte erfüllten vielfältige zentrale Funktionen: Gran, Raab, Stuhlweisenburg und Temeschwar waren Komitats- und Bistums-sitze, weitere zwei Städte waren Komitatszentren. Temeschwar beherbergte zugleich mehrere Ämter, die für einen ganzen Distrikt zuständig bzw. landesweit tätig waren. Das Gutszentrum Papa hatte durch seine Schule auch breite kulturelle Funktion.

Sowohl Handwerk und Handel dieser Städte als auch ihrer Einflussgebiete waren entwickelt und differenziert, was auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen und den Handelszentren ersten Ranges schuf.

Eine dritte Gruppe wichtiger Handelszentren waren die *Zentren mit Sammel- und Distributionsfunktion*, zu denen Debrecen, Sathmar, Erlau, Komorn, Grosswardein, Miskolc, Gyöngyös, Nyiregyhaza, Kecskemét, Jula, Arad und Werschetz gehörten. Mit Ausnahme Komorns waren diese Städte nicht in den Handelsverkehr von und nach Westen integriert – nicht nur wegen ihrer Entfernung von der westlichen Landesgrenze, sondern noch mehr, weil ihre Straßenverhältnisse ungünstiger als die der Städte in den beiden ersten Gruppen waren. So bildeten sie eher Knotenpunkte und Distributionszentren von Transport und Handel zwischen verschiedenen Grosslandschaften und Landesteilen. Ein grosser Teil der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und des Viehs, der in den Handel zwischen den verschiedenen Landesteilen und mittelbar in

denjenigen nach Westen gelangte, stammte aus ihren weit ausgedehnten geteilten Einflussgebieten, deren Fläche etwa dreimal so groß war wie ihr jeweiliges reines Einflussgebiet. Das bedeutet, dass sie auch miteinander in Konkurrenz standen und in ihren Aktivitäten der regionale, über ihr engeres Einflussgebiet hinausreichende Handel die wichtigste Rolle spielte, was sicherlich auch auf Spezifika des Siedlungsnetzes der Tiefebene bzw. der Marktbeziehungen dieser Siedlungen zurückzuführen ist.

Die sonstigen zentralen Funktionen der Städte dieser Gruppe waren begrenzter. Nur sieben von ihnen hatten Funktionen als Komitats- oder kirchliche Verwaltungszentren, Einrichtungen für einen ganzen Distrikt beherbergte nur Debrecen. Alle waren sie bevölkerungsstarke Ortschaften mit jeweils mehr als 10.000 Einwohnern. Sowohl das Handwerk als auch der Handel dieser Städte und ihrer Einflussgebiete waren im Vergleich zu denen der beiden ersten Gruppen niedriger entwickelt und verharrten auf mittlerem Niveau.

Sieben kleinere Städte – Steinamanger, Neutra, Neustadt an der Waag, Tschakowa, Neuhäusel, Freistadt und Sassin – mit durchschnittlich 4.300 Einwohnern hatten die Rolle von *Distributionszentren*. Ihre wirtschaftliche Bedeutung wie auch ihre zentralen Funktionen waren im Vergleich zu den zuvor aufgeführten Städten unbedeutend, ihr Handwerk und ihr Handel erreichten mittleres Niveau oder waren schwach entwickelt. Ihre reinen Einflussgebiete erzeugten Getreide und waren mit Blick auf Handwerk und Handel entwickelt, doch bevölkerungsschwach. Die Beschränktheit ihrer Anziehungskraft hing auch mit ihrer geografischen Lage zusammen. Zumeist befanden sie sich am Gebirgsrand, in Flusstälern, und konkurrierten untereinander wie auch mit anderen nahe gelegenen Städten um den Einfluss auf die Bevölkerung ihres Umlands. Somit konnten sie nur gemeinsam gewissen Einfluss auf ein größeres Gebiet ausüben.

Die Dominanz der geografischen Verhältnisse zeigt auch, dass diese Städte mehrheitlich im Komitat Nyitra lagen, dessen Aufteilung in Marktzone (*piackörzetek*) seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts unverändert geblieben war.

Die Handelstätigkeit dieser Städte beschränkte sich auf das Einsammeln des Getreideüberschusses von Gebieten, die fern von den Haupthandelsrouten lagen. Diese wurden dann von Kaufleuten anderer Städte

oder von lizenzierten oder auch nicht lizenzierten jüdischen Händlern zu den größeren Handelszentren weitervertrieben. In den Städten dieser Gruppe gab es zahlreiche Handwerker, die jedoch nur wenige Berufe ausübten. Handwerk und Handel von Städten wie Umland hatte mittleres Entwicklungsniveau.

Hauptcharakteristikum der bisher aufgezählten Städte war, dass sie als Zentren von Gegenden mit reichem Getreideanbau direkt oder vermittelt, als Sammelzentren, eine wichtige Rolle im Binnen- und Außenhandel spielten. Darüber hinaus gab es drei Gruppen von Städten, die eher für die Versorgung ihres Umlandes mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen bedeutend waren. Als Zentren von Gebieten, die sich selbst mit Getreide versorgten oder als Zentren von Gegenden, die auf Getreideeinfuhr angewiesen waren oder nur einen geringen überschuss erzeugten, versorgten sie in erster Linie ihr Umland, in dem es kaum Handwerker oder Kaufleute gab, mit grundlegenden Bedarfsgegenständen. Kaufkraft und Bedürfnisse der Einwohner des Umlands waren hier weitaus geringer als in den Städten an der Spitze der Hierarchie, das niedrigere Niveau ihrer Dienstleistungen schuf auch kaum einen Anreiz zu weiterer Verstädterung. Unter ihnen waren alte, nun im Niedergang begriffene Städte ebenso wie neue Siedlungen, die aufzusteigen begannen. Ihr Hauptcharakteristikum war, dass sie gewöhnlich nur die Rolle von Zentren einer kleineren oder größeren Region ausfüllen konnten.

Nach der Stärke ihrer Anziehungskraft können sie in zwei Gruppen eingeteilt werden. Die erste bilden die *regionalen Zentren ersten Ranges*: Neusohl, Sillein, Ungwar, Satoraljaujhely/Neustadt am Zeltberg, Homenau, Kirment, Lugosch, Groskarol, Losonz und Rosenau, die jeweils ein ziemlich großes reines Einflussgebiet mit durchschnittlich 35.000 Einwohnern und ein noch weit größeres geteiltes Einflussgebiet mit durchschnittlich 61.000 Einwohnern hatten. Meist handelte es sich um Städte mit kleiner Bevölkerungszahl, der Gruppendurchschnitt lag bei 5.000, und viele von ihnen hatten nicht einmal so viele Bewohner. Die Ausnahme bildete Groskarol, das mehr als 10.000 Einwohner besaß. Mehrheitlich lagen sie im Osten des Landes, jenseits der Theiß. Verglichen mit den Distributionszentren erfüllten sie mehr und hohergeordnete zentrale Funktionen. So waren fünf von ihnen Komitatssitze, Neusohl war darüber hinaus noch Bistumssitz und damit Standort der Kirchen-

verwaltung, ferner saß dort das Distriktsgericht und waren dort Bergbeamte ansässig. Die übrigen Städte dieser Kategorie waren Zentren großer Güter, Bildungszentren oder Verkehrszentren. Die Mehrzahl der Einflussgebiete dieser Städte war bestenfalls imstande, sich selbst mit Getreide zu versorgen, Ungwar, Homenau und Sillein waren auf Einfuhr angewiesen, doch waren sie alle eher Distributionszentren für Getreide als Sammelpunkte hierfür. Handwerk und Handel dieser Städte waren mit Ausnahme von Neusohl und Ungwar sehr ärmlich. In ihrer handwerklichen Entwicklung ähnlich zurückgeblieben waren auch ihre Einflussgebiete, auch wenn viele Angaben zur Tätigkeit von Kaufleuten aus diesen Gegenden überliefert sind.

Eine weitere Gruppe *regionaler Zentren zweiten Ranges* bildeten die zwei Städte Sighet und Hust, die Zentren sehr armer, schlechte Ernten einbringender, jedoch bedeutende Viehzucht betreibender Gegenden waren, selbst geringe Bevölkerungszahlen hatten und nur primitives Handwerk besaßen. Sie waren zugleich die einzigen Marktorte ihres Komitats. Vor allem ihre Viehmärkte waren berühmt und Sighet war zudem ein wichtiger Ort zur Beschaffung von Getreide und anderen Nahrungsmitteln für das Umland. Beide Städte konnten große Einflussgebiete ausbilden, weil es in der Nähe keine bedeutenden Marktzentren gab und weil die armen Bewohner mit ihren geringen Ansprüchen (die im Übrigen einen Teil ihrer Lebensmittel und vielleicht auch der nötigen Gebrauchsgegenstände durch Gelegenheitsarbeit in entfernteren Gegenden, z. B. als Schnitter gegen Ernteanteil in der Tiefebene oder beim Getreidedreschen, beschafften) auch von dem bescheidenen Handwerk dieser Städte zufriedengestellt werden konnten. Hinsichtlich ihrer weiteren zentralen Funktionen gab es große Unterschiede zwischen beiden Städten. Hust war lediglich Gutszentrum, sein Handwerk hatte dörfliches Niveau, nur wenige Kaufleute lebten dort. Sighet war dagegen Komitatssitz und Gutszentrum und hatte auch kulturelle und Handelsfunktionen. Sein Handwerk war deutlich entwickelter als das Husts, seine zahlreichen Kaufleute waren imstande, das große Einflussgebiet der Stadt zu versorgen. In der Stadt mit ihren 4.000 Einwohnern gab es 15 Kaufleute mit größerem Kapitalstock und 48 weniger begüterte, insgesamt also 63.

Eine weitere Gruppe bildeten drei Städte, die einst eine wichtige Rolle im Außenhandel gespielt hatten, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts aber abstiegen – Bartfeld, Eperies und Käsmark – sowie mit ihnen Grosteffelsdorf, das ähnliche Charakteristika aufwies. Ihre Einzugsgebiete waren allesamt auf Getreideeinfuhr angewiesen, die Bewohner der Einzugsgebiete hatten wenig Kaufkraft, das dortige Handwerk war mittelmäßig entwickelt, und nur wenige Kaufleute betätigten sich in den Dörfern. Eperies, Bartfeld und Grosteffelsdorf waren große und anziehungsstarke regionale Zentren, während im Falle Kasmarks eher das mit anderen Städten geteilte Einflussgebiet sehr groß war.

Das Handwerk in Bartfeld, Eperies und Käsmark war als Erbe der früheren, bedeutenden Funktion dieser Städte sehr hoch entwickelt und spezialisiert, auch viele seltene Berufe wurden dort ausgeübt. Sein Käuferkreis war jedoch zurückgegangen, weil weder die verarmende Bevölkerung dieser niedergehenden Städte selbst noch die armen und zum Erwerb von Lebensmitteln durch Arbeitsleistungen oder gegen Geld gezwungenen Bewohner ihres Einflussgebiets eine kaufkräftige Nachfrage anmeldeten. Dies fiel umso mehr ins Gewicht, als auch das Angebot der benachbarten Marktzentren und der nahe gelegenen Zipser Städte für das nunmehr nur noch lokale Publikum viel zu reichhaltig war.

Unter den vier Städten hatte Eperies auch die Rolle eines Komitatssitzes und Zentrums der Kirchenverwaltung, aber darüber hinaus erfüllte es diverse Funktionen auf dem Gebiet von Rechtspflege und Unterrichtswesen. Mit diesen sonstigen zentralen Funktionen erreichte es einen Punktwert von 28 und nahm in der Rangfolge der Städte den achten Platz ein. Die übrigen drei Städte lagen in dieser Hinsicht weit hinter Eperies zurück.

Die drei wichtigen alten Außenhandels- bzw. Weinhandels-Zentren Bartfeld, Eperies und Käsmark hatten trotz ihres Niedergangs ihr urbanes Erscheinungsbild bewahrt. Dies zeigte sich nicht nur im Stadtbild, an den öffentlichen Gebäuden und Privathäusern, sondern auch in der Mentalität der Bürger. Hervorzuheben ist, dass eine bedeutende Zahl von Kaufleuten mit unternehmerischem Geist im Vormärz in diesen Städten geboren wurde und hier ihre Laufbahn begann, um dann aus dem als zu eng empfundenen Umfeld auszubrechen und in größere

Städte, in erster Linie nach Pest, umzuziehen, wo binnen kürzester Zeit der Aufstieg in die Spitzengruppe der Pester Großkaufleute erfolgte.

Die Untersuchung der Charakteristika dieser Städte verschiedenen Typs zeigte, dass der grundlegende Antrieb für Entstehung und Entwicklung anziehungsstarker Städte mit großer Bevölkerung, vielfältigen zentralen Funktionen, entwickeltem Handwerk und Handel in dieser Epoche nicht mehr wie in früheren Zeitaltern der Fern- oder Außenhandel war. Die intensive Beziehung zu ihrem Umland – wenn es kein bedeutendes und entwickeltes, selbständiges Einflussgebiet gab – konnte die Stadtentwicklung nicht mehr grundlegend stimulieren. Ihre Entwicklung wurde mit anderen Worten nicht mehr davon bestimmt, dass sie Sammelzentren besonders gefragter Artikel waren, sondern mindestens im selben Umfang auch davon, dass die Bevölkerung ihres Einflussgebiets einen bedeutenden Teil dieser Waren selbst erzeugte und verkaufte und daher über genügend Geld verfügte, um als Konsument von in der Stadt hergestellten oder dorthin gelieferten anspruchsvolleren Erzeugnissen aufzutreten. Solche Städte wuchsen besonders dynamisch: In den drei Gruppen der wichtigsten Handelszentren stieg die Bevölkerungszahl zwischen 1787 und 1846 um 75–84 Prozent, in der Hauptstadt sogar auf das Zweieinhalbfache.

Kaufkraft und Ansprüche der Verbraucher in den lebensmittelarmen Gebieten waren gering: Außer ihrer Arbeitskraft konnte die Bevölkerung der Provinz kaum etwas verkaufen. Die Bewohner der Gebirgsgegenden verkauften im ganzen Land Holzgeräte, Holzwaren, Öl und manchmal auch grobe Textilien aus eigener Herstellung, den größten Teil ihrer Lebensmittel verdienten sie jedoch durch Feldarbeit. Dieser mobilere Teil der Bevölkerung beschaffte sich das notwendige Brotgetreide während seiner Wanderungen zur Saisonarbeit oder an den Orten dieser Gelegenheitsarbeit. Die daheim Verbliebenen gaben ihr Geld, wenn sie es hatten, in erster Linie für Lebensmittel aus und kauften nur die allernotwendigsten und in Heimarbeit nicht herstellbaren Artikel in den Städten. Die Zentren so situierter Gebiete waren daher eher Schauplätze des Warenumschlags als seine aktiven Gestalter, und ihr daraus stammendes Einkommen war gering. Für die Niederlassung anspruchsvollerer Konsumenten, von Adligen oder Beamten, waren sie nicht attraktiv, und die lokale Bevölkerung hatte keinen Bedarf an höherwertigen

gen Waren. Somit stimulierte auch sie die gewerbliche Entwicklung nicht, und es gab wenig Arbeitsmöglichkeiten, die die Bewohner des Umlands angezogen hatzen. Die spärliche Nachfrage war Ursache dafür, dass Städte mit geringer Bevölkerung und unbedeutendem Handwerk und Handel in derartigen Gegenden dennoch große Einflussgebiete ausbilden konnten. Das Wachstum solcher Städte verlief zwischen 1787 und 1846 langsamer und hatte einen anderen Rhythmus als das der vorher beschriebenen Typen: Während die regionalen Zentren ein Bevölkerungswachstum um 50 Prozent aufwiesen, stieg die Bevölkerung der Distributionszentren nur um 13 Prozent, die der niedergehenden Auenhandelszentren stagnierte sogar.

## **Das Urteil der Zeitgenossen über die Stadt**

Das vorige Kapitel hatte sich damit beschäftigt, welche Siedlungen heutige Historiker nach welchen Kriterien als Stadt betrachten. Doch was war nach Ansicht der Zeitgenossen, der Menschen des Vormärz, des ungarischen Reformzeitalters, eine Stadt, und welche Erwartungen hatten sie an städtisches Leben?

Historiker lieben es, Stadtbeschreibungen mit Auszügen aus zeitgenössischen Reisebeschreibungen auszuschluckern, in diesem Kapitel will ich mich jedoch nicht mit diesen Quellen beschäftigen. Ausländische Besucher, vor allem solche aus dem Westen, zeichneten angesichts ihrer Erfahrungen in großen europäischen Städten ein reichlich negatives Bild der ungarischen Städte. Bestenfalls fanden ein paar ansehnliche Gebäude in Ofen, Pest, Pressburg oder einzelnen Bischofsstadten eingehendere Beschreibung: Auf die kleineren Städte verschwendeten sie nicht viele Worte. Sie erwähnten die Schönheit der Kurien oder Paläste der Adligen, bei denen sie zu Gast weilten, und kontrastierten diese mit dem schäbigen Erscheinungsbild städtischer Häuser. Sie beklagten die geringe Qualität der Herbergen und die nahezu unpassierbaren Straßen. Die Städte in der Tiefebene, Debrecen als die zweitgrößte Siedlung des Landes eingeschlossen, erschienen ihnen schlicht als riesige Dörfer. Die wenigen Reisenden, die zufällig zu jährlichen Märkten in die eine oder andere größere Stadt kamen, äußerten Erstaunen ob des Menschauf-

laufs, der dort herrschenden Betriebsamkeit und der großen Auswahl an Waren. Als Durchreisende hielten sie sich jedoch gewöhnlich nur kurze Zeit an einem Ort auf und hatten daher kaum Gelegenheit, das lebendige gesellige Leben der Städte kennenzulernen oder zu beschreiben.

Derartige Reisebeschreibungen, als selbständige Werke oder Zitate in Stadtgeschichten, sind gut bekannt. An dieser Stelle soll es vielmehr darum gehen, wie die Zeitgenossen aus Ungarn die Städte wahrnahmen. Die Stadtbeschreibungen stammen meist von gebildeten Verfassern, was ihren Stand angeht, von Adligen oder Honoratioren, von Gelehrten, Journalisten oder Politikern, und ihr unverhohlenes Ziel war es auch, mit ihren Ausführungen Ideen zur Entwicklung, Verschönerung und Magyarisierung dieser Städte zu verbreiten und einen Zukunftsentwurf zu vermitteln, dem die Stadt folgen sollte.

Ohne hier auf die politischen Debatten des Vormärz über die Lage der Städte einzugehen, muss doch festgehalten werden, dass das Verhältnis des Adels zu den Städten ungemein ambivalent war. Der liberale Reformadel maß der Entwicklung der Städte große Bedeutung bei, zum einen als den wichtigsten Orten von Gewerbe und freiem Handel, zum anderen, weil er sie für unverzichtbare Zentren der Zivilisierung der Zeitgenossen, der Verbreitung von Bildung und Wissen hielt. Es war sich darüber im Klaren, dass die Städte, wenn sie diese Aufgabe erfüllen sollten, tiefgreifender Reformen bedürften: Zur Durchsetzung der Gewerbefreiheit und zur freien Entwicklung des Handels war die Abschaffung des Zunftzwangs nötig; um die Städte intensiver ins politische Leben einzubinden, musste aus seiner Sicht die Stadtführung demokratisiert und die Bürgerschaft magyarisiert werden. Er betrachtete die Umgestaltung und den Aufschwung der Städte also als seine Herzensangelegenheit – und hatte zugleich deutliche (und nicht gänzlich unbegründete) Vorbehalte den Einwohnern der Städte, den Bürgern, gegenüber und sah häufig auch auf sie herab. Doch es gibt keine Städte ohne Bürger, und das Misstrauen vergiftete die Atmosphäre zwischen dem Adel (einschließlich der Reformen) und den Stadtbewohnern, was den Interessenausgleich, in der Sprache der Zeit die »Interessenvereinigung« (*érdekegyesítés*), auf beiden Seiten behinderte.

Bei der negativen Beurteilung der Stadtbürger spielte der Umstand eine große Rolle, dass diese Bürger – in erster Linie die Bürger der freien

königlichen Städte – mehrheitlich deutschsprachig und in diesem Sinne nicht »magyarisch« waren. Die Stadtfuhungen – auch wenn sie sich zu großem Teil aus Adligen bzw. aus geadelten Bürgern rekrutierten – wurden für Agenten des Wiener Hofes gehalten, weil sie nicht dem Komitat, sondern dem Statthaltereirat, einem Regierungsorgan, unterstellt waren und weil die königlichen Kommissare im Zuge der staatlicher Zentralisierungsmanahmen immer stärkeren Einfluss auf die Aufstellung und die Wahl des Bürgermeisters (in Ungarn mit dem Titel »Richter« (*bíró*)), des Inneren und des Äußeren Rates gewannen. Und da die Mitglieder des Stadtrats – des Inneren wie des Äußeren Rates – ihr Amt auf Lebenszeit innehatten, war der Einfluss des Hofes stabil und dauerhaft. Das Misstrauen des Adels wurde auch dadurch gestärkt, dass die Handwerker und kleinen Kaufleute, die die Mehrheit der Bürger ausmachten, mit Zähnen und Klauen ihr Zunftmonopol verteidigten und um die Bewahrung alter städtischer Privilegien kämpften. Nur eine kleine Gruppe der Stadtbewohner kam daher als wirtschaftlicher und politischer Partner in Frage.

Am politischen Leben konnte nur eine kleinere Gruppe der Städte, die der als Stand geltenden freien königlichen Städte, teilnehmen. Der Adel befürchtete, dass die Komitate bei einer zahlenmäßigen Vermehrung der Städte auf dem Reichstag in die Minderheit geraten könnten, und war deshalb gegen die Aufnahme weiterer Siedlungen in diesen Stand. (Hinzu kam, dass der Herausfall von Marktflecken aus grundherrlicher Untertänigkeit zugleich schmerzhaftes Einnahmeverluste bedeutete.) Um den Einfluss der – sich im Übrigen recht passiv verhaltenden – städtischen Gesandten auf der Standerversammlung zu beschränken, war das Stimmrecht der Städte auf eine einzige Stimme als Korporation beschränkt, worüber sich die Städte seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend beschwerten. Der liberale Adel war geneigt, die Stimmzahl der Städte zu erhöhen, freilich nur unter der Bedingung, dass sie zuvor ihr inneres Leben demokratisierten: Das gesamte Stadtburgertum – die Inhaber des Bürgerrechts, d. h. nicht alle Einwohner – sollte an der Wahl der Stadtfuhung und der Gesandten zum Reichstag beteiligt werden. Das lehnten die meisten Städte jedoch ab. Obwohl die Frage der Städte seit den 1840er Jahren auf dem Reichstag zur Debatte stand, wurde das

entsprechende Gesetz erst 1848 beschlossen, in sehr allgemeiner Form und mit der Auflassung, Einzelheiten später auszuführen.

So war also eine paradoxe Situation entstanden: Die Reformer hätten die Entwicklung der Städte gern befördert, ihnen schwebte das Bild einer idealen Stadt vor, mit den realen Städten vermochten sie jedoch wenig anzufangen.

Das Bild der idealen Stadt war jenes, das die Verfasser von Beiträgen in der zeitgenössischen Presse, in den Wochenschriften und Modeblättern, oder die Lokalberichterstatter zeichneten. Die Autoren achteten sorgfältig darauf, neben positiven Erscheinungen und Veränderungen stets auch auf Mängel hinzuweisen. Bestimmte Themen kehrten in diesen Texten immer wieder. Besonders charakteristische sollen hier vorgestellt werden.

Wenngleich die Publizisten dem wirtschaftlichen Aufschwung der Städte große Bedeutung beimaßen, erhielt diese Frage, besonders in den 1840er Jahren, doch wenig Raum. Frühere, stärker auf Wissenschaftlichkeit angelegte Stadtbeschreibungen hatten noch die wichtigsten Gewerbe erwähnt und waren gewöhnlich auf eine größere Zahl von Handwerkern eingegangen bzw. hatten über den Umfang des Handels berichtet. Die Beiträge der Wochenschriften und der Lokalberichterstatter richteten den Blick nur noch auf größere Unternehmen, auf Manufakturen und Fabriken, oder stellten neuartige, »größtstädtische« Formen des Ladenshandels vor. In Ödenburg wurden die Schaufenster gelobt, die eine »farbenprächtige, ja manchmal an tausendundeine Nacht gemahnende« reiche Auswahl an Waren präsentierten. In Fünfkirchen »sind das Äußere und die Aufschriften der Geschäfte wie in Pest«, schrieb der Berichterstatter des *Társalkodó* [Der Gesellschafter] 1834, und das hieß nicht wenig, denn die Firmenschilder der Pester Geschäfte waren oft das Werk namhafter Maler. Ähnlich wurde Veszprém beschrieben: »an Glanz und Geschmack wetteifern die Schaufenster seiner Geschäfte mit denen der größten städtischen Läden unseres Vaterlands«.

Die Zeitgenossen interessierte also nicht nur und nicht in erster Linie der Umsatz des Handels, sondern das Niveau der Dienstleistungen, das örtliche Kaufleute der jeweiligen Bevölkerung anboten.

Im Mittelpunkt der Publizistik der 1840er Jahre standen das gesellige Leben, Fragen der Kultur und der Bildung, mit anderen Worten die

zivilisatorische Rolle der Städte. Diese Rahmenbedingungen des städtischen Lebens, seine »Annehmlichkeiten« (*kellemei*), Ereignisse des geselligen Lebens und seine Schauplätze, die Möglichkeiten kultivierter Vergnügung, deren Reichtum an Anregungen waren es, die in jener Zeit die Städte für Adel und Gebildete immer anziehender machten.

Nahezu jede Stadtbeschreibung stellte mit Bedauern fest, dass der Hauptschauplatz des geselligen Lebens die Privatwohnung sei, die den Rahmen der in engem Kreis stattfindenden, sich oft kastenartig absondernden regelmäßigen Treffen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen biete. Ein illustratives Beispiel dafür bildet Vilmos Golubs Beschreibung Ödenburgs aus dem 1840er Jahren. Das gesellige Leben der Stadt entsprach aus seiner Sicht »nicht den Bedürfnissen dieses Jahrhunderts, wenn wir uns denn unsere Gegenwart nicht in das Land der Brahmanen versetzt vorstellen«. Die oberen Schichten »bilden einen kalten *club*, dem sich Uneingeweihte nicht einmal nähern dürfen«. Auf der Straße würden sie von Dienern begleitet oder führen eingeschlossen in verglasten Kutschen zu Hoflichkeitsbesuchen beieinander, wo sie über das Wetter, das Theater, vor allem aber über Wiener Klatsch sprächen. »Und von diesen törichten Nachaffern der Mode geht es weiter bis hinunter zur begueterteren Welt der Händler«, heißt es weiter, ohne die Verachtung für die Bürger zu verbergen.

»Übertriebene Prunksucht löst bei ihnen die frühere Sparsamkeit ab – eine Herde Dienstepersonal, prächtige Gespanne, eine französische Erzieherin sind die Artikel, durch die sie sich über ihre Umgebung erheben wollen. Auch sie führen ein abgeschlosseneres Leben, tragen das gelockte Haupt hoch, protzen und tun affektiert, schwärmen von der Kunst, obwohl sie kein bisschen davon verstehen, und geben Abendgesellschaften, zu denen nur die feine Welt geladen ist.«

Doch gab es auch Städte, in denen die Abgrenzung nicht derartig scharf war. Aus dem damals lediglich als Marktflecken geltenden Steinamanger schrieb der Korrespondent des *Pesti Divatlap* [Pester Modeblatt] Folgendes:

»... der Geist seines geselligen Lebens unterscheidet sich wesentlich von dem der königlichen Städte. Die besserdenkenden adligen Familien, die sich aus Anlass der Komitatssitzungen dort versammeln, empfangen in ihren geselligen Kreisen freudig gebildete Mitglieder des Bürgerstands und betrachten es als eine ihrer wichtigsten Pflichten, diese in den Geist des magyarischen geselligen Lebens einzuführen.«

Das gesellige Leben trat vor allem während der Ballsaison aus den Wänden der Privatwohnung heraus. Die Tanzveranstaltungen lösten die Absonderung jedoch nur in geringem Maß auf, denn die Mitglieder der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen pflegten sich getrennt zu vergnügen. Die Journalisten führten in ihren eingehenden Ballberichten, die während des Faschings die Nachrichten dominierten, jene Veranstaltungen als nachahmenswerte Beispiele auf, zu denen Adlige und Bürger gleichermaßen zugelassen waren. Mit Anerkennung schrieben sie von Fällen, in denen auch jüdischen jungen Damen diese Gnade gewährt wurde, und verurteilten Misshelligkeiten, die bei dieser Gelegenheit vorkamen. Tanzveranstaltungen wurden interessanterweise für ein wichtiges Mittel der Magyarisierung gehalten. So wurde lang und breit ausgeführt, ob die Damen Kleider aus heimischem Stoff oder aber verdammenswerterweise solche aus ausländischen Textilien getragen hatten oder ob und in welchem Umfang auch ungarische Tänze getanzt worden waren. Nicht der Glanz oder die Stimmung der Veranstaltung, sondern diese Kriterien waren entscheidend dafür, ob ein Ball als erfolgreich galt. Die Bälle überbrückten aber bestenfalls die Absonderung des Adels und der höheren Schichten des Bürgertums, die unteren Schichten des Volkes vergnügten sich auf eigenen Tanzveranstaltungen.

Was die Verbindung zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen anging, galt das oben zitierte Beispiel Steinamangers eher als Ausnahme, was auch die wachsende Trennung der Kasinos und Vereine voneinander belegt. Der Gründer des ersten, des Pester (später: Nationalen) Casinos, István Széchenyi, hatte das Ziel, nach englischem Vorbild einen geeigneten, eleganten und bequemen Rahmen für die Treffen und Debatten derer zu schaffen, die sich um die Beförderung der Angelegenheiten des Vaterlands bemühten. Die Bibliothek und zahlreiche in- und

ausländische Zeitungen im Lesesaal sollten zur besseren Orientierung der Mitglieder des Klubs beitragen. Széchenyi hatte vor allem die »Konzentration« des reformorientierten Adels vor Augen, wobei er – in der Praxis allerdings nur sehr beschränkt – auch die Teilnahme nicht-adliger Reformer nicht ausschloss. Nach dem Vorbild des Pester Casinos wurden (wie denn auch sonst bei der Ansiedlung neuer Institutionen, der Verschönerung der Städte u. a. das Vorbild Pests maageblich war) binnen kurzer Zeit auch in den Städten der Provinz Casinos gegründet, die bürgerliche Mitglieder nicht grundsätzlich abwiesen. Adlige und Bürger empfanden das Miteinander jedoch schon bald als so genierlich, dass in dichter Folge sogenannte Bürgerliche Casinos entstanden, die in erster Linie Vertretern des Bürgertums einen geselligen Ort boten. (Beamten und Gebildeten standen an den meisten Orten beide Casinos offen.)

Auch in Veszprém gab es zwei Casinos. Das Adelskasino (uri Kaszino) war Versammlungsort der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, es war Zentrum der Wissenschaft, der Intelligenz, des geistigen Lebens, wenngleich es diese letztere Aufgabe nur beschränkt erfüllen konnte: Die Mitglieder suchten es gern auf, allerdings weniger der Geselligkeit zuliebe als vielmehr, um die ungarischsprachigen Zeitschriften mit nach Hause zu nehmen. Die Mitglieder des Bürgerlichen Casinos, das im Kaffeehaus am Großen Markt untergebracht war, »die Persönlichkeiten des mittleren Standes« interessierten sich nicht besonders für Literatur und abonnierten lieber die politischen Blätter. Beide Casinos arbeiteten nur ausnahmsweise zusammen, vor allem zu wohltätigen Zwecken. Auch in Nagykoros gab es zwei Casinos, »... das adlige und das bürgerliche, zwischen beide hat der schändliche Hochmut der Patrizier jedoch keine dicke Trennwand errichtet, in beiden wird gelesen, geraucht, Karten gespielt, ohne Neid und Intrigen«. In Frauenstadt bestanden ab 1830 gleich drei Casinos – ein adliges, ein nichtadliges und ein bürgerliches. Die ersten beiden vereinigten sich 1840 unter dem Namen Nationalkasino.

Aus der Berichterstattung geht hervor, dass zwar in nahezu allen Städten und bevolkerungsreicheren Siedlungen Casinos entstanden, nur wenige von ihnen jedoch ihrer ursprünglichen Bestimmung nachkamen. Vergeblich errichteten sie stattliche Bibliotheken und bestellten massenhaft Zeitungen und Zeitschriften (mancherorts, wie die Korresponden-

ten bedauernd feststellten, nur ausländische), sie wurden dennoch nicht zu Orten des gebildeteren geselligen Lebens. Die Lesesäle wurden kaum benutzt, die ursprünglich prächtigen Räume wurden vom Staub bedeckt und von Pfeifenrauch imprägniert. Die Mitglieder suchten sie auf, um Karten zu spielen und zu rauchen, nicht um sich zu bilden oder die Angelegenheiten des Vaterlands zu diskutieren. Zu denjenigen Kasinos, die ihren Zweck nicht erfüllten, gehörten nach zeitgenössischem Zeugnis unter anderem jene in Ödenburg, Güns, Steinamanger und Zalaegerszeg.

Neben den Kasinos erwähnen zeitgenössische Berichte auch die dem Aufschwung des geselligen Lebens und seiner Kultivierung dienenden sonstigen Vereine. An einigen Orten wurde die einst für die Paraden der Bürgerwache oder für Schießübungen genutzten Schießstätten zu Mittelpunkten des geselligen Lebens: Neben dem immer mehr zum Sport werdenden Zielschießen veranstaltete man dort Bälle, und die umliegenden Parks wurden zu beliebten Orten für Spaziergänge und Begegnungen. Vielerorts entstanden anstelle der Kasinos oder neben ihnen von anderen gesellschaftlichen Schichten besuchte Lesezirkel. Der Bürgerliche Leseverein in Frauenstadt hatte in den 1840er Jahren 148 ordentliche Mitglieder, unter ihnen mehrere Beisitzer der Gerichtstafel, Anwälte und »andere Ehrbarere«, die neben den Zeitschriften aus mehr als einhundert Büchern wählen konnten. In Makó gab es zwei Lesezirkel. Lobend werden die vorerst nur vereinzelt Fälle hervorgehoben, in denen sich Bürger zur Verschönerung ihrer Stadt zusammenschlossen.

Vorrangiges Ziel des 1837 in Großkanischa gegründeten Bürgerlichen Vereins waren die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und die Unterstützung städtischer Einrichtungen. Außerdem erfreute er in seinem schönen Gartenlokal allabendlich das Publikum mit Musik. In anderen Städten wurde die Pflege der Musik von Instrumentalistenvereinen oder anderen Musikvereinen getragen, vielfach verbunden mit der Errichtung einer Musikschule. In einigen Städten gab es ein reges Konzertleben, teils unter Mitwirkung lokaler Liebhaber, zunehmend aber auch mit Einladung an berühmte Solisten, deren Auftritte das städtische Leben stimulierten. Franz Liszt gab in Ödenburg und Güns Konzerte, und über Raab hieß es, dass dort »die Konzertabende aufeinander folgen«. 1847 kamen dort mehr als zweihundert Gäste zusammen, um dem Auftritt eines Londoner Pianisten beizuwohnen, und ähnliches Interesse erregte im

Frühjahr jenes Jahres das gemeinsame Konzert des Flötisten Eduard Heindl und des Pianisten Anton Rubinstein.

Die Kasinos und andere Vereine uberwanden die Absonderung der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen voneinander nur teilweise, die von ihnen angebotenen Bildungs- und Vergnugungsmoglichkeiten konnten in erster Linie von den oberen Schichten der Gesellschaft genutzt werden. An Konzerten und anderen musikalischen Unterhaltungsangeboten erfreute sich ein breiteres Publikum. Zur »Vermischung« verschiedener gesellschaftlicher Schichten boten in erster Linie Theaterauffuhnungen und städtische Spazierwege, Parks und Ausflugsorte allgemeine, aber ebenfalls getrennt genutzte Gelegenheit. Die Meldung des *Pesti Divatlap* aus Raab beschreibt das treffend:

»Es gibt kein wirklich entwickeltes gesellschaftliches Leben, keine öffentlichen Vergnügungen, weil junge und unverheiratete Juristen und Advokaten, Ärzte, die Schuljugend, Kaufleute usw. alle ihren eigenen kleinen Zirkel bilden, in welchen Personen anderen Geschlechts oder Standes sich nicht einfügen. So sind wir vom Vorurteil zerrissen und durch die Rangsucht getrennt. Das Theater ist der einzige Ort, an dem wir einander begegnen.«

Nur wenige Städte besaßen ein eigenes Theatergebau, die Auftritte der Wanderschauspieler fanden meist in Wirtshusern oder öffentlichen Gebäuden statt. Dort, wo ein geeigneter Raum vorhanden war, fanden sie auch in den Kasinos Aufnahme. Gastspiele ungarischsprachiger Schauspieltruppen wurden als wichtige Ereignisse betrachtet und zogen ein großes Publikum an. Ihre Vorstellungen wurden auch von den unteren Schichten besucht, sofern diese den Eintrittspreis zahlen konnten. Interessant ist, wie offen die sonst eher geschlossene Stadtgesellschaft gegenüber den gewöhnlich als Boheme, als liederlich betrachteten und sozial gering geschätzten Schauspielern – genauer den Heldendarstellern und den Primadonnen gegenüber – war. Die Dery hielt in ihrem Tagebuch fest, dass sie fast in jeder Stadt, in der sie auftrat, zahllose Einladungen in Bürger- und Adelshuser erhielt, oft auch in die Paläste der Aristokraten.

Ein wichtiges Ereignis des städtischen Lebens war der tägliche oder zweitägliche Spaziergang auf dem Korso, der Auftritt auf den Spazierwegen und in den Parks, die jede Stadt, die etwas auf sich hielt, einzurichten und schön zu gestalten versuchte. Vielerorts bedeutete das zugleich musikalische Unterhaltung oder den Besuch von Konditoreien und Eisdielen in den Parks. Wenn sie sich auch nicht miteinander vermengten, begegneten einander hier doch die zu verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen gehörenden Bewohner, zeigten sich (und ihre neuen, modischen Kleider), bewunderten oder kritisierten einander. Bemerkenswert ist, für wie wichtig die Zeitgenossen die Anpflanzung von Bäumen und die Einrichtung von Grünanlagen selbst in jenen Kleinstädten hielten, die alles andere als überfüllt waren und zu deren ebenerdigen Häusern meist auch geräumige Höfe und Gärten gehörten, und aus denen man vom Zentrum aus schnell ins Grüne gelangen konnte. Die Naturnostalgie war hier ebenso präsent wie z. B. bei den Bewohnern englischer Industriestädte.

Stadtbeschreibungen erwähnen auch weitere öffentliche Orte des geselligen Lebens: die Kaffeehäuser, in denen nicht nur Kaffee getrunken wurde, sondern auch mit anderen Freuden des geselligen Lebens sowie Billardtischen und Möglichkeiten zum Kartenspiel die Bürger angelockt wurden. Die Korrespondenten führten Hotels und Gasthäuser auf und beschrieben deren Einrichtung, die Qualität der Bedienung, die Art der Gäste. Ebenso wurden Einrichtungen der Gesundheitsversorgung – Apotheken und Krankenhäuser – erwähnt, die ebenfalls als wesentliches Zubehör städtischen Lebens galten.

Und schließlich gingen sie auf ein weiteres Merkmal städtischen Lebens ein, aus ihrer Sicht sogar das wichtigste: den Zustand von Gebäuden und Straßen. Begeistert schrieben sie von neu errichteten, imposanten öffentlichen Gebäuden und der Schönheit niveauller, neuer Wohnhäuser, die frische Farbe ins Stadtbild brachten. Sie hervorzuheben war den Autoren umso wichtiger, als die Mehrzahl der Wohnhäuser baulich recht bescheiden und anspruchslos waren und sie deren Verschönerung oder Umbau für nötig hielten. Ähnliche Betrachtungen galten dem Zustand der Straßen, deren Sauberkeit und Pflasterung. Ödenburg erhielt z. B. besonderes Lob dafür, dass es mit der Anlage von Gehsteigen begonnen hatte. Auch die Beleuchtung der Straßen fand

Aufmerksamkeit, schließlich hörte das Leben nicht bei Eintritt der Dunkelheit auf und die Beleuchtung diente der Sicherheit der aus dem Theater, von Konzerten oder Tanzvergnügen Heimkehrenden. Hier taten sich die Städte nicht sonderlich hervor, so fanden diejenigen gesonderte Erwähnung, die sich um Licht und Lampen kümmerten, auch wenn diese Bemühungen meist auf die Innenstadt beschränkt blieben und auch dort nicht weit verteilt waren. Wegen des Fehlens einer Beleuchtung wurden viele Städte – z. B. Stuhlweienburg, Raab und Veszprém – direkt oder ironisch getadelt.

Für die Zeitgenossen machten also eine verfeinere, bequemere, zivilisiertere Umgebung, ein lebendiges geselliges Leben, reichere Möglichkeiten in Kultur und Unterhaltung, der Abwechslungsreichtum, oder wie wir heute sagen würde, eine Vielfalt von Anregungen, die Stadt aus. Wirtschaftliche Faktoren, die dies ermöglichten, wurden berücksichtigt, das eigentlich Anziehende war jedoch das innere Leben der Stadt. Darauf legten die zeitgenössischen Beschreibungen unverhohlen das Hauptaugenmerk und verbargen nicht, dass ihr Lob immer auch den Nachholbedarf anderer Städte signalisieren sollte. Da sie das, was ihnen wichtig war, vor allem in den alten, von deutschen Bürgern regierten Städten zu finden meinten, betonten sie umso stärker das Erfordernis zu deren Magyarisierung. Zwei Zitate aus Beiträgen eines Korrespondenten des Blattes *Honder* [Heimatfreude] über Frauenstadt aus den 1840er Jahren belegen das besonders treffend. 1845 schrieb er: »Wir haben eine Promenade und Promenadenmusik, eine Schießstätte, ein russisches Dampfbad, ein Schwefelbad und eine Badeanstalt an der Donau, ein Schwimmbad und neuerdings auch einige Mietdroschken, es fehlt nur noch ein ordentliches Theater.« 1848 beschrieb er den weiteren Aufschwung der Stadt folgendermaßen:

»Unsere Stadt wird täglich lebendiger und schöner, unsere Kapitalisten vermehren sich, neue Gebäude entstehen, unser Markt ist gepflastert, überall herrscht lebhaftes Treiben, Garküche, Panorama, Theater, Casino, ein Lesezirkel und noch ein Lesezirkel, Festlichkeiten, Musik links und rechts – was zeigt das anderes, als dass es doch nur gut ist, eine Stadt an der Donau zu sein.«

Im Lichte der Stadtbeschreibungen und Berichterstattungen mag es den Anschein haben, dass die Städte des Landes in den Augen der Zeitgenossen keine bedrohlichen neuen Erscheinungen darstellten, dass sie keine derartigen Befürchtungen und Ängste auslösten wie manche europäischen Großstädte. Dass hing sicher damit zusammen, dass die Mehrzahl der Städte in Ungarn nicht sehr bevölkerungsreich war, dass sie nicht so überfüllt und verschmutzt waren wie die europäischen Industriestädte. Wegen der relativ großen Rolle der Landwirtschaft darin fühlte sich auch die dörfliche Bevölkerung nicht von ihnen befremdet, bestenfalls wunderten sie die allgemeine Eile, das lebhafte Treiben und der große Verkehr. Gegenüber der Bürgerschaft derartiger Städte waren die zeitgenössischen Autoren nicht nur tolerant, sondern hielten ihre Urbanisierung geradezu für wünschenswert.

Ganz anders war ihr Verhältnis zu der einzigen echten Großstadt des Landes, dem schon damals 100.000 Einwohner zählenden Pest. Zu dessen baulicher Entwicklung und Verschönerung, zum Reichtum seines kulturellen Angebots, seiner wirtschaftlichen Bedeutung wurde zwar viel Lobendes zu Papier gebracht, doch blieb das Verhältnis der meisten Zeitgenossen zu dieser Stadt von Abneigung gegenüber den Phänomenen modernen großstädtischen Lebens geprägt. Nur allzu gern malten sie dessen Schattenseiten aus, seine moralischen Gefahren, die zunehmende Kluft zwischen den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft. Ironisch und oft äußerst kritisch stellten sie die Pester Bürger vor und verurteilten deren Nachäffen der Reichen und des Adels und die Rückständigkeit des Kleinbürgertums. Besonders bissige Glossen und Skizzen dazu verfasste Ignác Nagy. Doch muss anerkannt werden, dass er auch das Verhalten des in der Stadt lebenden Adels aufs Korn nahm. Die Schattenseiten des städtischen Lebens gaben den häufigsten Stoff in den Nachrichtenrubriken der Lokalzeitungen ab. Verschiedene Formen des Verbrechens – Einbrüche, Diebstähle, Betrügereien – erschreckten wöchentlich die Leser, viel wurde über verwaahlte Kinder, Selbstmörder oder hilflose Arme geschrieben. Das großstädtische Leben erschien den Zeitgenossen also weniger begehrenswert: Wenn Pest auch Vorbild für die Verschönerung und den Aufschwung anderer Städte war, wollte man diese doch vor dessen moralischem Verfall bewahren. Nichts kennzeichnet diese Haltung besser als Imre Vahots Meinung zu Waitzen, zu dem

er feststellte, dass seit der Einführung der Dampfschiffahrt und des Eisenbahnverkehrs die Einwohner der Stadt viel von ihrer Einfachheit und Tugendhaftigkeit verloren hatzen, ganz besonders diejenigen, die von Transport und Handel lebten und in engere Berührung mit der Hauptstadt geraten seien.

Zeitgenössische Beschreibungen richteten den Blick vor allem auf das Stadtbild, auf die öffentlichen Plätze der Stadt und beschäftigten sich kaum mit der Privatsphäre und den Wohnungen der Bürger. Dabei waren die Beschaffenheit der Wohnungen, die Rahmenbedingungen des Familienlebens, das Innere der Häuser gleichfalls charakteristische Merkmale des städtischen Lebens. Daher ist es erforderlich, die Ausführungen der Zeitgenossen diesbezüglich zu ergänzen und die Wohnverhältnisse in den Städten zu skizzieren.

Auf das Äußere der Häuser gehen auch zeitgenössische Beschreibungen häufig ein, sie erwähnen kritisch die oft schäbige bauliche Ausführung der Bürgerhäuser und ihr dörfliches Gepräge. Statistiken und Nachlassverzeichnisse bestärken die Glaubhaftigkeit dieser Bemerkungen. Die Mehrzahl der Städte in Ungarn war ebenerdig bebaut, nur in einigen von ihnen – vor allem im Zentrum von Ofen, Pest, Pressburg, Kaschau und Ödenburg – waren ein- oder mehrstöckige Häuser in größerer Zahl, Wohngebäude von guter Qualität, Paläste oder große Miets-häuser zu finden. Die meisten davon waren Eigentum von Adligen und Aristokraten. Die Zahl der Gebäude, die ausdrücklich zur Vermietung von Wohnungen bestimmt waren, war gering, sie waren am ehesten in der Hauptstadt oder in den großen Verwaltungszentren verbreitet. Die Masse der Bürgerhäuser diente zur Beherbergung ihres Eigentümers – das Hauseigentum ersparte ihm die Mietzahlung, zudem war es eine gute Anlagemöglichkeit und hob das gesellschaftliche Ansehen. Handwerker und kleine Händler vermieteten bestenfalls ein uberschussiges Zimmer oder eine Kammer. Die Städte waren nicht besonders überfüllt: Auch in größeren Häusern lebten meist nur zwei oder drei Familien, durchschnittlich hatte ein Haus nicht mehr als 10–15 Bewohner, selbst in Pest, wo die Zahl der Miets-häuser und sogenannten Mietspalaste die in anderen Städten weit überstieg, waren es erst in den 1840er Jahren und nur in den Auenbezirken mehr als 25 Personen. In den übrigen Städten waren die Häuser mehrheitlich Gebäude mit höchstens vier bis

sechs Zimmern, und in den Vorstädten herrschten Häuser mit ein bis zwei Zimmern und einer Kammer vor. Dieser dörfliche Charakter wurde von den Wirtschaftsgebäuden in den weitläufigen Höfen noch verstärkt. Die kärgliche Ausführung der Häuser in diesen Vorstädten war weniger auf Armut zurückzuführen als vielmehr darauf, dass in der Mehrzahl der Städte Ungarns, wenn die Umstände dies gestatteten, die Landwirtschaft eine bedeutende Rolle spielte. Die Masse derer, die Ackerbau und Weinbau betrieben, ließ sich in diesen Außenbezirken nieder. Die Anlage ihrer Häuser war von den Bedürfnissen eines landwirtschaftlichen Betriebs geprägt.

Der größte Teil der Stadtbevölkerung lebte in Ein- bis Zweizimmerwohnungen, was bedeutet, dass nur wenige die Möglichkeit hatten, die Intimität eines biedermeierlichen Heims zu genießen, das Privaträume für die Familienmitglieder und Repräsentationsmöglichkeiten gleichermaßen bot. Die Ein- oder Zweizimmerwohnungen waren dementsprechend einfach eingerichtet: Nur die notwendigsten, meist aus Weichholz gefertigten, anspruchslosen Möbel waren darin zu finden, in recht bunter Mischung, was bezeugte, dass es in diesen kleinen Wohnungen nicht möglich war, Räume funktional voneinander abzutrennen. Geräumiger waren bestenfalls die Wohnungen der Großkaufleute, der begüterteren Intellektuellen und Beamten sowie die einiger Handwerker, die nach gesellschaftlichem Aufstieg strebten. In ihnen gab es bereits gesonderte Schlaf- und Wohnzimmer, Speisezimmer und manchmal auch einen Salon. Auch ihre Einrichtung war reicher: Die Möbel waren aus Nussbaum oder Mahagoni gefertigt, unverzichtbare Einrichtungsgegenstände in den Salons waren das von Lehnstühlen umgebene, prunkvoll bezogene Kanapee, Tische verschiedener Bestimmung in allen möglichen Größen sowie die zur Aufbewahrung von Porzellan und silbernen Schmuckgegenständen dienende Vitrine. Neben gewöhnlichen Schränken gab es in diesen Wohnungen zahllose Kommoden und Schränkchen für die verschiedensten Gegenstände, mancherorts erschienen das Schreibpult und neben dem Esstisch der Serviertisch oder in Ergänzung zu den Kerzenhaltern der Kronleuchter. Die Zimmer wurden reich geschmückt, an den Wänden hingen etliche Öldrucke, in mehreren Räumen verzierte Spiegel, und zu den unverzichtbaren Ausstattungsobjekten gehörte auch

die Wanduhr (oder gleich mehrere davon). Nur selten gab es Bücherschränke und ein Klavier oder andere Musikinstrumente.

Die Bequemlichkeit dieser Wohnungen, die zum Muster des Biedermeierhaushalts wurden, stand freilich nur wenigen zur Verfügung, und wo sie eingerichtet wurden, war dies weniger oder doch nicht in erster Linie ein Beleg von Reichtum als vielmehr ein Ausweis der sozialen Lage der Familie, ihres Ansehens und ihres Strebens nach sozialem Aufstieg. Ein gewisses Niveau von Besitz und Einkommen war die unverzichtbare Voraussetzung dafür, doch Familien mit vergleichbarem Besitz gestalteten ihre Wohnräume unter der Wirkung dieser Faktoren oft sehr unterschiedlich aus. Bei den Intellektuellen überschritten die Ausgaben für den Wohnraum und dessen Ausgestaltung oft die materiellen Möglichkeiten: Familienoberhaupter hinterließen ihren Erben bei ihrem Tod neben einer schönen Wohnung oft nur gewaltige Schulden.



## **Bürger und Stadtbewohner. Die städtische Gesellschaft des Vormärz**

Bevölkerungskonskriptionen und Steuerverzeichnisse erwecken den Eindruck, dass sich die Zusammensetzung der Stadtbevölkerung trotz der tiefgreifenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüche, die sich in Europa und in Ungarn vollzogen, nicht veränderte. Denn Bevölkerungskonskriptionen wurden so ausgeführt, dass sie die Stadtbewohner nach ihrem ständischen Status einordneten, und die Zählungen der Seelen erfassten die volljährige und minderjährige männliche und weibliche Bevölkerung nach ihrem Glauben, ohne Angabe von Beschäftigung bzw. Stand, zu Dienstboten und Tagelöhnern wurde nur deren Zahl angegeben. Ziel der Steuerverzeichnisse war es wiederum, aufgrund von Immobilienbesitz und Einkommen der Steuersubjekte deren steuerliche Leistungsfähigkeit festzustellen. Von der Größe der Gesamtbevölkerung und deren Gliederung nach Erwerb und Besitz gibt also keine dieser Quellen ein umfassendes, zuverlässiges Bild. Mit Ausnahme derjenigen unter Joseph II. 1784–1787 erfassten die Konskriptionen nicht die Adligen, die Steuerverzeichnisse erfassten nur diejenigen Adligen und Honoratioren, die auch Grundbesitz hatten, die dagegen, die keinen hatten – und das waren in den größeren Städten, in denen es auch Mietwohnungen gab, nicht wenige –, fielen dabei heraus. Ebenso fehlen die – immer größeren – Teile der städtischen Bevölkerung, die von Steuern ganz oder teilweise befreit waren. Die Zahl der Bewohner einer Stadt, deren ständische und erwerbsmäßige Zusammensetzung lassen sich also nur bei sorgfältiger Kompilierung verschiedener Quellen näherungsweise rekonstruieren. Solche Untersuchungen wurden bislang jedoch nur sehr selten unternommen.

Die Historiker neigten lange dazu, Steuerbefreiung und Armut gleichzusetzen, ohne den Begriff der Armut näher zu bestimmen. In den Steuerverzeichnissen wurden jedoch nicht nur diejenigen nicht berücksichtigt, die nichts besaßen und kaum ihr Überleben sichern konnten bzw. auf Unterstützung angewiesen waren (und deren Zahl in Krisenjahren natürlich answoll). Von Steuern befreit waren auch diejenigen, die im Haushalt ihres Arbeitgebers lebten, also Dienstboten, Handwerksburschen und Lehrlinge, Fuhrleute u. a., oder Tagelöhner und Häcker, die

nur zeitweilig Beschäftigung fanden und sich oft auch nur vorübergehend in der Stadt aufhielten. Die Mitarbeiter der Konskriptionen nahmen nur dann von ihnen Kenntnis, wenn sie eine städtische Immobilie – ein Haus oder einen kleinen Weingarten – besaßen und damit nachwiesen, dass sie nicht zur untersten, besitzlosen Schicht der Bevölkerung gehörten. In den mit unterschiedlichsten Zielen durchgeführten Konskriptionen und Erhebungen kommen diese Menschen nur hin und wieder vor, die Angaben zu ihnen sind selten, weichen voneinander stark ab und liefern keine verlässlichen Zahlen. Bei der landesweiten Konskription von 1828 wurde die Beschäftigung dieser Personen meist nicht angegeben. Eine Ausnahme bildeten die acht Städte Ofen, Ödenburg, Kaschau, Fünfkirchen, Neusatz, Tyrnau, Eperies und Käsmark. In ihnen machten Tagelöhner, Häcker und sonstige Lohnarbeiter fast ein Fünftel der Steuerzahler aus, aber auch in diesen genauer geführten Verzeichnissen wurde bei ungefähr einem Drittel der Einwohner keinerlei Beschäftigung festgehalten. In Pest wurde 1828 kein einziger Tagelöhner oder Häcker verzeichnet, in der Seelenzählung aus dem selben Jahr gibt es jedoch 4.875 Männer und 1.099 Frauen mit diesem Erwerb, insgesamt 5.974 Tagelöhner, die damals ca. ein Zehntel der Gesamtbevölkerung oder die Hälfte der Steuer zahlenden Bevölkerung ausmachen würden – wüssten wir nicht, dass gewöhnlich innerhalb eines Haushalts meist mehrere Familienmitglieder im Tagelohn standen. Auch die Zählung in Stuhlweißenburg verzeichnete keinen einzigen Tagelöhner, obwohl eine andere zeitnahe Aufstellung 311 von ihnen vermerkte. Selbst die Ersteller der Steuerlisten, die darauf aus waren, den Kreis der Steuerpflichtigen mit viel Eifer zu vergrößern, fanden gewöhnlich weit weniger Tagelöhner als in den Zählungen von Seelen erfasst waren.

Ausgehend von diesen reichlich ungenauen Aufstellungen erscheint das Bild der städtischen Bevölkerung also gleichsam unverändert. Die ständischen Unterscheidungen lebten fort, die Mehrheit der Bürger bzw. Steuerzahler bestand auch damals aus Handwerkern, die Macht der Zünfte schien ungebrochen. Unter dieser Oberfläche spielten sich jedoch erhebliche Veränderungen ab. Zum einen veränderte sich der Inhalt einzelner ständischer Kategorien, zum andern änderte sich das Einkommen, das in verschiedenen Berufen und Wirtschaftszweigen zu erlangen war, und deren gesellschaftliches Prestige, dies nicht zuletzt

durch die Veränderung des Verhältnisses zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern. Im Zuge der Untersuchung der Stadtbevölkerung des Vormärz sollen diese kaum wahrnehmbar verlaufenden Prozesse verfolgt werden, vor allem jene, die die Herausbildung der modernen städtischen Gesellschaft vorbereiteten.

## **Bürger**

### **Der Begriff des Bürgertums und sein Bedeutungswandel**

Die Veränderungen im Funktionsspektrum der Städte, der Umbau des Bestands an Städten im funktionalen Sinn und ihrer Hierarchie ging mit tiefgreifenden, wenngleich auf der Oberfläche kaum wahrnehmbaren Veränderungen in der städtischen Bevölkerung einher, deren größter Verlierer – auch wenn es seinen Vertretern kaum bewusst war – das alte ständische Bürgertum war. Seine frühere Führungsrolle in den Städten, seine einstige Monopolposition in der Ausübung städtischer Ämter und Aufgaben wurde erschüttert, die Besitzunterschiede im Inneren dieser Schicht vertieften sich und immer mehr seiner Mitglieder stiegen in die Schichten mit kleinem Einkommen oder auch unter die Besitzlosen ab.

Aus der Sicht des Bürgertums schienen jedoch seine Bedeutung und sein vornehmer Rang in der Stadt ungebrochen. Auch wenn es die Verschlechterung der Lage und die Schwächung seiner Position bemerkte, betrachtete es sie als vorübergehende Erscheinungen, denen durch strengeres Geltendmachen der alten Privilegien und Vorschriften abzuhelfen war. Die Differenz zwischen seiner selbst zugeschriebenen bzw. seiner realen Position wurde immer größer.

Bei der Veränderung der Rolle des Stadtbürgertums müssen zwei Faktoren berücksichtigt werden: zum einen, dass es innerhalb der Einwohnerschaft der Städte in die Minderheit geriet und in wirtschaftlicher wie stadtpolitischer Hinsicht in den Hintergrund gedrängt wurde, zum anderen, dass sich der Begriff des Bürgertums selbst veränderte.

Aus der Trennung von städtischer Funktion und rechtlichem Stadtbegriff folgte logisch, dass zu Beginn des 19. Jahrhunderts der rechtliche Begriff des (Stadt-)Bürgers nicht mehr deckungsgleich war mit der ge-

sellschaftlichen Schicht, die in der Ausübung städtischer Ämter führend war. Noch weniger war er deckungsgleich mit dem des bürgerlichen Elements, das den Übergang zur kapitalistischen Wirtschaft vorbereitete. Dies war nicht nur so, weil das Bürgerrecht nur in einem Teil der Siedlungen mit Stadtfunktion existierte (und zudem in den 1828 erfassten 57 Städten nur etwas mehr als ein Zehntel der Haushaltsvorstände das Bürgerrecht besaßen), sondern vor allem, weil es im Vergleich zu Mittelalter und Früher Neuzeit, als das Bürgerrecht eine klar umrissene ständische Bedeutung hatte und bestimmte politische Rechte beinhaltete, in dieser Zeit zu einer rein rechtlichen Kategorie wurde. Das Bürgertum, das einst die wichtigste Rolle im wirtschaftlichen Leben der Städte gespielt hatte, das einen, wenngleich später beschränkten Einfluss auf die Stadtverwaltung besessen hatte und die mit dem Stadtprivileg verbundenen Rechte allein für sich hatte in Anspruch nehmen können, wurde in den freien königlichen Städten zu einem immer kleineren Teil der Bevölkerung, der nicht einmal mehr besondere Vorteile für sich in Anspruch nehmen konnte. Sein Einfluss auf die Stadtführung wurde minimal und eher illusorisch, seine wirtschaftliche Bedeutung und sein Reichtum – sowohl der Handwerker als auch der traditionellen Kaufleute mit Ladengeschäft – erschien winzig im Vergleich zu dem einiger frisch niedergelassener Getreide- und Produkthändler oder Neureicher mit unbekannter Vergangenheit, die oft weder das Bürgerrecht innehatten noch es anstrebten, und in einzelnen Städten auch zu dem einiger Landwirte, die intensive Landwirtschaft betrieben. Im Vergleich dazu bildete das traditionelle Bürgertum nicht nur unter den Stadtbewohnern insgesamt, die meistens kein Bürgerrecht hatten, eine immer kleinere Insel, sondern auch gegenüber der immer größeren Zahl derjenigen, die eine bürgerliche Beschäftigung ausübten und wirtschaftlich selbständig waren, jedoch gleichfalls keine Inhaber des Bürgerrechts waren. Hatte in früheren Jahrhunderten die Trennlinie zwischen Bürgern und Nicht-Bürgern meist darin bestanden, dass die Ersteren gewöhnlich Grundeigentum besaßen und eine selbständige Existenz führten, während die anderen in Anstellung arbeiteten, von Lohn lebten und in diesem Verständnis von anderen abhängig waren, so hatte dieser Unterschied im Vormärz zu bestehen aufgehört. Nichts zeigt das besser als die Tatsache, dass in der Gesamtheit der Städte mit zentraler Funktion die Handwerksmeister, die

zugleich Bürgerrecht hatten, nur etwa ein Drittel aller Gewerbetreibenden ausmachten – auch wenn anzumerken ist, dass ein bedeutender Teil dieser Städte formal auch kein Bürgerrecht verleihen konnte. Doch auch in Städten, die dazu berechtigt waren, besaßen nur etwa 60 Prozent der Handwerksmeister und nur 46 Prozent der Kaufleute auch Bürgerrecht.

Anfangs begrenzte der Stadtrat die Zahl der Bürger, wobei er auch Zunftinteressen berücksichtigte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren derartige Vorschriften nicht mehr erforderlich, da das Bürgerrecht keine unverzichtbare Bedingung mehr zur Ausübung eines Handels oder Gewerbes darstellte. (Nur noch das Schankrecht war daran geknüpft.) Es sicherte also keine nennenswerten Vorteile mehr, ja eine Zunftmitgliedschaft schränkte das mögliche Tätigkeitsfeld der Betroffenen sogar ein. Die Erlangung des Bürgerrechts war im Verhältnis zu den geringen Vorteilen, die es noch bot, mit beträchtlichen Kosten für den Antragsteller verbunden. So gab es immer weniger Interessenten dafür. Die Pester Wahlbürger<sup>9</sup> versuchten diesem Problem mit der Rückgewinnung alter Privilegien abzuhelpen und verlangten in den 1830er Jahren permanent, jedoch erfolglos, die Bürger von der Zahlung des Marktgeldes auf dem Pester Wochenmarkt zu befreien. Sie waren sich darüber im Klaren, dass dieses Vorrecht keinen großen wirtschaftlichen Vorteil bedeutete, hielten es aber dennoch für wichtig, »weil ein solches Vorrecht die Gewinnung des Bürgerrechts wünschenswert macht«. Das Zitat verdeutlicht das gesunkene Prestige des Bürgerrechts.

Auch wenn die Zahl der Bürgeraufnahmen nach einem leichten Rückgang zu Beginn des 19. Jahrhunderts stabil blieb, sank angesichts der Zunahme der Stadtbevölkerung insgesamt doch der Anteil der Bürger. Die Register der Bürgeraufnahmen und die Bürgerverzeichnisse, die leicht aufzuarbeiten sind, wurden bislang leider noch kaum und dann mit unterschiedlichen Fragestellungen bearbeitet. Nur zu Buda und Pest wurden bisher umfassende Auswertungen zu den Bürgeraufnahmen durchgeführt. So können Beobachtungen zur abweichenden lokalen

9 Körperschaft der Wahlmänner, die den Äußeren Rat stellten und in dieser Eigenschaft das indirekte Wahlrecht der Bürger zur Bestimmung des Stadtrats ausübten (J. B.).

Handhabung der Bürgeraufnahmen bislang nur anhand meiner eigenen, nur einzelne Orte abdeckenden Untersuchungen formuliert werden und haben damit keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit.<sup>10</sup>

Die Erlangung des Bürgerrechts war ein wichtiges Mittel der Eingliederung in die städtische Gesellschaft, die Magistrate der meisten Städte waren jedoch vor allem daran interessiert, diese Möglichkeit vorrangig Männern mit lokaler Herkunft, besonders Bürgersöhnen, offenzuhalten und neben diesen dann Zuwanderern mit entsprechender Qualifikation und Vermögen. Bei den Stadtführungen bzw. bei den Bewerbern lassen sich zwei Strategien beobachten. In Pest versuchten gerade begüterte Personen mit unternehmerischem Geist am wenigsten, Bürgerrecht zu erhalten. So kam es vor, dass jemand den Bürgereid erst nach seiner gerade erfolgten Wahl in den Stadtrat leistete. Das Bürgerrecht war hier allem Anschein nach vor allem denen wichtig, die damit ihr soziales Prestige heben oder ihre Bindung an die Stadt betonen wollten – vor allem zugewanderte Zunftmeister und Kleinhändler. Sie machten fast zwei Drittel der im 19. Jahrhundert als Bürger Aufgenommenen aus. Erst in den 1830–40er Jahren wuchs auch die Zahl der Großhändler, Beamten und sogar der Aristokraten, die dies anstrebten, was vor allem politische Motive hatte. Als Bürger hatten sie das Recht, in die Reihen der Wahlbürger, den Äußeren Rat der Stadt, vorzurücken und somit die Chance zur Einflussnahme auf die städtische Politik und deren Reform zu erhalten.

Anders als Pest war Ofen weniger geneigt, Zuwanderer in dieser Weise zu integrieren. Hier war die Hälfte der neuen Bürger – und in manchen Jahrzehnten ein noch höherer Anteil – vor Ort geboren. Auch hier stellten ähnlich wie in anderen Städten Handwerksmeister und Kaufleute die Hälfte der Bürger, doch der hohe Anteil der Weinbauern, der bei

10 Mittlerweile liegen von Gábor Czoch und daneben von Árpád Tóth und anderen weitere Untersuchungen bezüglich des Erwerbs des Bürgerrechts, der Rekrutierung von Bürgern, der damit verbundenen sozialen und geografischen Mobilität, der Unterschiede zwischen einzelnen Orten und Regionen und zum Abschluss der Schicht zu einzelnen Orten und zur Gesamtsituation bis 1848 vor, die das hier gegebene Bild weiter unterfüllen (J. B.).

30 Prozent lag, gab der Bürgerschaft der Stadt hier ein besonderes Gepräge. Ähnlich war, wie Gábor Czoch nachwies, die Rekrutierung von neuen Bürgern aus den Reihen der Söhne der Stadt auch in Kaschau und, wie meine eigenen Forschungen zeigen, auch in Güns, Ödenburg und Stuhlweißenburg dominant. In den beiden letzteren Städten gab es zudem einen ähnlich hohen Anteil von Weinbergbesitzern wie in Ofen.

Die unterschiedlichen Strategien der Städte bei der Aufnahme neuer Bürger bzw. der unterschiedliche Eifer, den verschiedene Gruppen von Einwohnern bezüglich des Erwerbs des Bürgerrechts an den Tag legten, verlieh dem Stadtbürgertum einzelner Städte spezifische Gestalt. Ganz allgemein lässt sich sagen, dass diese Bürger vorwiegend aus dem Kreis jener hervorgingen, die für die Ausübung zentraler städtischer Funktionen zweitrangig waren, aus demjenigen der kleinen Existenzen – Zunftmeister, Kleinhändler –, denen der Erwerb des Bürgertitels nicht nur unter dem Gesichtspunkt des damit verbundenen Prestiges wichtig war, sondern die auch die Illusion nährten, auf diese Weise den Stadtrat eher zur Berücksichtigung ihrer Interessen zwingen zu können.

Die Abwertung des Bürgerrechts der freien königlichen Städte belegt auch die Tatsache, dass sich die Bewohner zahlreicher grundherrlicher Städte ebenso als Bürger titulierte und betrachteten. Im Sinne des zeitgenössischen Rechts stand der Titel ganz eindeutig nur den Bürgern königlicher Städte zu. Nur sie besaßen vollständige persönliche Freiheit, Eigentumsfähigkeit und Autonomie – auch wenn Letztere zunehmend nur noch in den Privilegienbriefen der Städte existierte, da die Regierung seit gut zwei Jahrhunderten mit Erfolg an deren Begrenzung arbeitete. Weiter hatten die königlichen Städte und nur sie das Recht zur Vertretung auf dem Reichstag, wo sie jedoch nur eine einzige, kollektive Stimme abgeben konnten, und damit begrenzte politische Rechte. *Civitas* und Freiheit waren in jener Epoche also noch miteinander verbunden, und deshalb bemühten sich auch zahlreiche grundherrliche Städte weiterhin unter hohen Kosten um die Aufnahme in diesen Kreis.

Auch wenn sie es also eigentlich nicht durften, bezeichneten sich auch die Einwohner etlicher bedeutenderer grundherrlicher Städte als Bürger. Steinamanger, Pápa, Großkanischa und Raab hatten noch als Marktflecken unter der Hoheit von Domkapiteln reguläre Bürgeraufnahmen nach dem Muster der königlichen Städte eingeführt. (Bemer-

kenswert ist, dass Großkanischa und Steinamanger, die sich damals dynamisch entwickelten, ähnlich wie Pest weitaus offener für die Aufnahme von Zuwanderern als Bürger waren als die meisten freien königlichen Städte. In Großkanischa lag der Anteil der vor Ort Geborenen unter den Bürgern bei 40 Prozent und in Steinamanger stellten diese nur etwa ein Viertel der neuen Bürger.) In der Konskription von 1828 wurde auch in Erlau, Großsteffelsdorf, Rosenau und Sillein ein Teil der Einwohner in die Rubrik der Bürger eingetragen, doch ist nicht auszuschließen, dass auch die Bewohner anderer grundherrlicher Städte sich als solche betrachteten. Bei der Ausbildung dieses rechtlich nicht begründeten Bürgerbewusstseins spielte offenkundig auch der Bedeutungswandel des Terminus »Bürger« eine Rolle, der auch in Ungarn zu beobachten war.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diente der Begriff des Bürgers europaweit neben der bekannteren Bedeutung des Staatsbürgers vor allem zur Bezeichnung der gebildeteren Stadtbewohner (also nicht nur jener mit Bürgerrecht) bzw. im engeren Sinn als Bezeichnung für die Handwerker und Kaufleute, also diejenigen Stadtbewohner, die ein bürgerliches Gewerbe ausübten. Auf dieser Grundlage konnten sich auch die Bewohner von Marktflecken, vor allem Handwerker, Kaufleute und im Allgemeinen die begüterteren Einwohner, als Bürger betrachten, und dieses bürgerliche Selbstbewusstsein wurde auch von dem Wunsch zur Abgrenzung nach unten, von Hörigen und Bauern, und nach oben vom Gefühl der Gleichheit mit den Bürgern der königlichen Städte gespeist – und dies nicht unbegründet. Denn ihre Rolle und Tätigkeit waren identisch und auch wenn die grundherrliche Macht gewisse Schranken bedeutete, besaßen die Einwohner grundherrlicher *oppida* mit Stadtfunktion doch Bewegungsfreiheit, verfügten mehr oder weniger frei über ihren Besitz und konnten ihr Handwerk oder ihren Handel ohne Hindernisse ausüben. Über ihre Rechtsangelegenheiten urteilten weitgehend ihre eigenen Richter, ihre öffentlichen Angelegenheiten konnten sie mit hoher Autonomie regeln. Ihre Schulen waren weitaus besser als die in den Dörfern, ja in manchen Fällen denen der Städte gleichrangig, ihre Mittelschulen ermöglichten den Zugang zu Bildung auf dem aktuellen Stand. Im Grunde hinderte sie nichts daran, freie Bürger zu werden, denn die Grenze zwischen beiden ständischen Gruppen war durchlässig.

Mit hinreichendem Fachwissen und Vermögen konnten sie grundsätzlich in jeder Stadt Bürgerrecht erwerben, wie auch Übergänge in die andere Richtung, als Niederlassung von städtischen Bürgern in den Marktstellen, vielfach stattfanden. Zum Wechsel ihres rechtlichen Status mussten sie also nur ihren Wohnsitz verlegen, und ihre Integration an ihrem neuen Wohnort war nicht schwer, weil ihre Tätigkeit und Mentalität sie dem städtischen Bürgertum verwandt machten.

Der weiteren Anhebung der privilegierten Rechtsstellung der bürgerlichen Schicht in den Marktstellen stand in erster Linie die grundherrliche Herrschaft im rechtlichen Sinn entgegen. Paradoxe Weise schuf dieses Negativum in diesen Städten jedoch günstigere Bedingungen für die Herausbildung eines Bürgertums im modernen Sinn. Die Niederlassung seiner ersten Vertreter, die im Untersuchungszeitraum vorerst vereinzelt auf den Plan traten, zuerst der griechisch-orthodoxen und dann der in immer größerer Zahl auftretenden jüdischen Produzentenhändler und Großkaufleute, wurde meist von den Grundherren gefördert, denen an einer Steigerung ihrer Einnahmen, einer Ausweitung ihrer Kreditquellen und dem leichteren Verkauf ihrer Erzeugnisse gelegen war und die sich wenig um den Protest der Zunftmeister und Kleinhandwerker scherten, die in ihren Marktstellen die Lokalverwaltung stellten. Beide Gruppen erschienen auch in den königlichen Städten, die jedoch bis zur Zeit Josephs II. aufgrund ihrer größeren Selbstverwaltungsrechte die Ansiedlung jüdischer Kaufleute, deren Geschäftsgebaren sich von dem der traditionellen jüdischen Händler unterschied, sowie griechisch-orthodoxer und anderer unternehmerisch vorgehender Kaufleute, die traditionelle Monopole und korporative Beschränkungen in Frage stellten, verhindern oder begrenzen konnten. In einzelnen grundherrlichen Marktstellen ließen sich diese Vertreter eines neuen Geschäftstypus jeweils nur in beschränkter Zahl nieder. Wenn sie zu Reichtum gelangt waren und ihr Handelsnetzwerk ausgebaut hatten, verließen viele von ihnen ihre erste Niederlassung wieder und verlagerten ihre Tätigkeit in die Großstädte, in erster Linie versuchten sie nach Pest zu ziehen.

Im heutigen, soziologischen Verständnis des Bürgers sind also die Einwohner der Marktstellen mit Stadtfunktion oder zumindest ein Teil von ihnen als Bürger bzw. im Unterschied zu den traditionellen Stadtbürgern im rechtlichen Sinn als neuer Typ von Bürgern einzuordnen.

Als solche können sie zudem in der zeitgenössischen Bedeutung von Bürger gleich Stadtbewohner angesehen werden, denn städtische Lebensweise bedeutete im Vormärz nicht mehr einfach Ausschließlichkeit des Handwerks, geschlossene Bebauung, mehr als lediglich ebenerdige Häuser und ein urbanes Stadtbild, sondern ständiges Angebot und ständige Nachfrage in großem Umfang, ständige Produktion und Handel, die die Bedürfnisse größerer Landschaftseinheiten sowie Nachfrage und Preisschwankungen auf weiter entfernten Märkten verfolgten und berücksichtigten. Der ständige bedeutende Verkehr schloss nicht nur den Umschlag von Waren und Gütern, sondern auch den regelmäßigeren Austausch wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Informationen ein und schuf breitere Möglichkeiten zu Informationsbeschaffung und Wissenserwerb. Dieser Strom von Waren und Informationen, bessere fachliche Kenntnisse und breiteres Wissen machten die Bevölkerung dieser Siedlungen mit oft noch dörflichem Erscheinungsbild und unter grundherrlicher Herrschaft städtisch und schufen auch dort einen günstigen Boden für die Herausbildung eines Bürgertums im modernen Verständnis.

Eine andere Möglichkeit des Zugangs zu Kenntnissen und zur Aneignung neuer kultureller Güter war das Nebeneinander verschiedener gesellschaftlicher Schichten in der Stadt: Bei der Vermittlung von Kultur und der Formung des Geschmacks spielten die gebildeteren Schichten der Adligen, die ständig oder zeitweilig hier lebten, die Beamten, Lehrer und Mittelschüler eine wichtige Rolle. Nicht nur die wirtschaftliche Tätigkeit, sondern auch die kulturellen Funktionen der Städte formten die Lebensweise in ihrem Umland.

Diesen Kern städtischen Lebens, die Identität als Städter und Bürger, formulierten beispielsweise die Bewohner Veszpréms in ihrem Majestätsgesuch zur Erlangung des Status einer freien königlichen Stadt:

»[...] Durch die Einrichtung königlicher Städte werden Land und Einwohner kultiviert gemacht, werden die Wissenschaften und Künste befördert und wird durch den Handel das Leben der ganzen Provinz erleichtert«.

Dieses städtische Selbstbewusstsein war gewiss nicht mit moderner bürgerlicher Identität gleichzusetzen, es konnte höchstens den langen Prozess von deren Entstehung vorbereiten. In den Jahrzehnten vor der Revolution von 1848 wurde die Herausbildung einer bürgerlichen Interessengemeinschaft und Identität nicht nur durch die unterschiedliche ständische Position von Menschen mit und ohne Bürgerrecht bzw. von Bewohnern privilegierter königlicher Städte und grundherrlicher bzw. sonstiger Marktstellen, durch ethnische, sprachliche und religiöse Unterschiede behindert, sondern noch mehr dadurch, dass die Interessen all dieser Menschen jeweils an eine bestimmte Stadt gebunden waren. In der Artikulierung ihrer Interessen und in ihrem Denken herrschte Partikularismus vor. Die städtischen Handwerker und Kleinhändler, die auf dem lokalen Markt – in ihrer Stadt und deren Einflussgebiet – ein Monopol beanspruchten, betrachteten die Bürger der Nachbarstadt eher als Konkurrenten denn als Verbündete mit ähnlichen Interessen. Das Gefühl einer Zusammengehörigkeit über die Stadtgrenze hinweg, eine ständische Identität im soziologischen Sinn hatte nur ein kleiner Teil dieser Stadtbürger, jene Gruppe, die regional bzw. landesweit aktiv waren. Dennoch bereitete das Selbstbild der Einwohner der Marktstellen von sich als Städtern und Stadtbürgern, das immer prägnanter wurde, ein wenig den Boden für die künftige Entstehung einer bürgerlichen Identität vor.

## **Das alte ständische Bürgertum**

Das Städtennetz, wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gestalt annahm und an dessen hierarchische Spitze immer mehr Ortschaften aufstiegen, deren Bevölkerungszusammensetzung und Wirtschaftsweise sich von der der traditionellen Städte im rechtlichen Sinn unterschied, untergrub *objektiv* die Bedeutsamkeit der ständischen Sonderstellung der Bürger, auch wenn dies den Betroffenen nicht bewusst war. Ebenso ging in den freien königlichen Städten der Anteil der Einwohner mit Bürgerrecht zurück, und insgesamt machten Letztere in den Siedlungen mit Stadtfunktion nur einen verschwindend geringen Teil der gesamten Bevölkerung aus. Dass das Bürgertum im ständischen Sinn zur Minder-

heit wurde, bedeutete lediglich den Zerfall der ständischen Strukturen, jedoch noch nicht die Umbildung des Bürgertums selbst, denn auch in den grundherrlichen und bischöflichen Städten waren Tätigkeit, Interessenlage und Mentalität der in Zünften organisierten Handwerker und Kleinhändler nahezu identisch mit der des ständischen Bürgertums. Zudem ging dieses ständische Bürgertum fast ausschließlich aus den an traditionelles Wirtschaften gebundenen und an ihren alten Privilegien festhaltenden Schichten hervor: Mehr als die Hälfte der Inhaber des Bürgerrechts waren Zunftmeister, knapp ein Viertel lebte ganz oder überwiegend von Grundbesitz.

Die Vertiefung der sozialen Spaltung in den freien königlichen Städten, die Veränderungen, die sich im Ertrag wie Prestige einzelner Berufe vollzogen, die Verschiebung ihrer ethnischen Zusammensetzung ließen die ständischen Trennlinien langsam verblassen. Auch der Anteil der Einwohner mit einer bürgerlichen Beschäftigung ging zurück, ihr Einfluss auf die Stadtführung wurde minimal bis illusorisch, denn diese lag in den Händen von Personen, die auf Lebenszeit in ihre Ämter bestellt waren. Auch wenn ihre Vertreter im Äußeren Rat, im Kreis der sogenannten Wahlbürger, größeres Gewicht hatten, konnten sie ihre Interessen doch nur begrenzt geltend machen. Die Tätigkeit des Gremiums erschöpfte sich weitgehend im Verfassen von Beschwerdebriefen und dem Festhalten von Protesten. Diese führten jedoch nur selten zu Ergebnissen, bestenfalls verzögerten sie die Umsetzung der inkriminierten Maßnahmen.

Der innere Rat, der die Stadt immer professioneller verwaltete, geriet angesichts der staatlichen Einmischung zwischen zwei Stühle: Während die Wahlbürger Maßnahmen zur Steigerung der staatlichen Einnahmen, die die Interessen ihrer Standesgenossen nachteilig berührten, zu verhindern suchten, befürworteten die Regierungsämtler solche Schritte gewöhnlich. Der Rat passte sich meistens den Erwartungen Letzterer an und nahm den sich sträubenden Bürgern routiniert den Wind aus den Segeln, indem er die Notwendigkeit von Kompromissen suggerierte. Die Wahlbürger wiederum klammerten sich trotz einer wachsenden Zahl negativer Erfahrungen an ihre vermeintliche Macht. Sie betrachteten auch die minimale Ausweitung des Kreises der Wahlberechtigten bei den Nachwahlen zu den städtischen Gremien 1840 als Schmälerung

ihrer Rechte. Damals war der Gesamtheit der Einwohner zugestanden worden, den Kreis der Wahlbürger um einen – selbstverständlich Bürgerrecht besitzenden – Vertreter zu ergänzen. Den ohnehin geringen Einfluss des Stadtbürgertums auf die Stadtverwaltung engten die Wahlgesetze von 1848 weiter ein, da sie das Wahlrecht nicht an die ständische Position, sondern an einen Einkommenszensus banden und den Kreis der Wahlberechtigten damit wesentlich erweiterten. Da das Gesetz das Wahlrecht der Besitzer des Bürgerrechts unabhängig von deren finanzieller Lage bestehen ließ, nutzten diese es eifrig. Obwohl sie nur noch knapp die Hälfte der Wähler ausmachten, erreichten sie durch ihre aktive Teilnahme, dass zwei Drittel der neuen Stadtführung aus ihren Reihen hervorgingen.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Stadtbürgertums war verschwindend gering, verglichen mit einigen frisch niedergelassenen, jedoch kein Bürgerrecht besitzenden (oder davon ausgeschlossenen) Produzentenhändlern und Finanziers. Das Bewusstsein des ständischen Stadtbürgers wurde zunehmend von dem des Steuerzahlers abgelöst, was die städtische Identität der Einwohner wachsen ließ. Innerhalb der begüterten und einflussreichen Elite der Stadt wuchs das Gewicht der Groß- und Fachkaufleute sowie der Beamten und Intellektuellen zu Lasten der Handwerker und Kleinhändler, die zunehmend in die Mittelschicht abstiegen. Die Abstufung nach Besitz und das unterschiedliche kulturelle Niveau schufen innerhalb der bürgerlichen Schicht eine immer tiefere Kluft: Das gesellschaftliche Prestige wurde immer weniger von der ständischen Zugehörigkeit und stattdessen zunehmend von der wirtschaftlichen und öffentlichen Rolle, der materiellen Lage bestimmt. Der Zerfall der ständischen Bindungen bereitete langsam den Boden für die Herausbildung einer modernen Stadtgesellschaft vor.

Die Rolle des ständischen Bürgertums war sowohl für den wirtschaftlichen Aufstieg des Landes wie das Voranschreiten seiner Urbanisierung zweitrangig, ja auf manchen Gebieten hinderlich. Bezeichnend ist, dass, während in den sich dynamisch entwickelnden Handelszentren – in den ersten vier Gruppen der Städte – nur jeder fünfte Steuerzahler auch Bürgerrecht hatte, in den regionalen Zentren jeder vierte bis dritte und in den niedergehenden Außenhandelszentren jeder zweite den Bürgereid abgelegt hatte. Der enge Horizont der ständischen Bürger, der kaum

über die Stadtflur hinausreichte, war Auslöser des Misstrauens der Reformer ihnen gegenüber. Ihr konservatives Denken, das sich mit unbegründetem Hochmut paarte, ihre Ablehnung jeglicher Veränderungen lösten Kritik, Verachtung oder ironische Spitzen seitens der Zeitgenossen aus. Dieses negative Urteil fand auch Eingang in die Geschichtsschreibung. Auch ich selbst schätzte sie zu Beginn meiner Laufbahn so ein, teilweise sicher ungerechtfertigt. Denn auch wenn es zutrifft, dass das moderne Bürgertum nicht organisch aus dieser Gruppe hervorging und nur wenige seiner Vertreter imstande waren, den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen ihrer Zeit zu genügen und diese Grenze zu überschreiten, so reichen die Wurzeln des modernen Bürgertums, vor allem was dessen Wertordnung angeht, doch hierher zurück.

In der Wertordnung des alten Bürgertums lassen sich zahlreiche Züge finden, zu denen sich auch das moderne Bürgertum ganz oder zum Teil bekannte. Da nicht die Geburt, sondern das durch Leistung und Arbeit erworbene Vermögen über den Rang eines Bürgers entschied, gehörten Fleiß, Pflichtbewusstsein, Fachkenntnis, die gute Qualität der Arbeit, Sparsamkeit, die angemessene Versorgung der Familienmitglieder, die Sicherung der Zukunft ihrer Kinder durch Ausbildung und entsprechende Partnerwahl zu den Hauptzielen der Bürger bzw., so ließe sich formulieren, zu ihren moralischen Normen. Ihr Ziel war die Sicherung eines ehrbaren Auskommens und daher waren sie bestrebt, Konkurrenten zu verdrängen, die dies gefährdeten. Sie waren mit ihren Zunftgenossen und anderen Meistern solidarisch und ihrer Kirche eng verbunden. Sie sahen es als ihre Pflicht an, Arme zu unterstützen und Gefallenen aufzuhelfen. Ihre Identität band sie an ihre Stadt, und im Allgemeinen waren sie deren Führung und der Obrigkeit gegenüber loyal.

### **Die Vorläufer des modernen Bürgertums**

Das neuere Bürgertum, das diesem Kreis entstammte, jedoch bereits eine andere Mentalität aufwies, schöpfte deutlich aus diesen Werten, aber auch das moderne Bürgertum, das später erschien. Sparsamkeit, Leis-

tungsprinzip, Pflichtbewusstsein, die Vorstellungen über die Familie, die Sicherung der erreichten Position oder noch besser des weiteren gesellschaftlichen Aufstiegs für die Nachkommen, die Unterstützung von Armen waren auch Teil ihrer Wertordnung. In ihrem geschäftlichen Vorgehen spielten jedoch nicht die Solidarität mit den Standesgenossen und die Verhinderung von Konkurrenz, sondern vielmehr Wettbewerbsgeist und persönlicher Erfolg die bestimmende Rolle. Im Unterschied zum alten Bürgertum folgten sie nicht dem ausgetretenen, von Zunftregeln und anderen Vorschriften abgesteckten traditionellen Weg. Sie hatten nun mehrere Standbeine und waren bestrebt, sich der veränderlichen Nachfrage anzupassen, neue Vermarktungskanäle zu finden und neue, gefragte Waren herzustellen. Dazu waren gründliche Kenntnisse des europäischen, ja des Weltmarkts erforderlich. Sie strebten nicht nach Sicherung eines ehrbaren Auskommens, sondern nach möglichst großem Gewinn, mit anderen Worten handelten sie profitorientiert. Diese Wirtschaftsweise ging mit dem Eingehen von Risiken einher und erforderte breite Kenntnisse über die Stadtgrenzen hinaus, komplexere Kalkulationen, d. h. eine rationalere Geschäftsführung.

Unsere Kenntnisse über diese Gruppe, die als Vorläufer des modernen Bürgertums betrachtet werden kann, sind noch recht spärlich. Kleinere Fallstudien beschäftigten sich mit dem Lebensweg einzelner ihrer Angehörigen, doch daraus lässt sich noch nicht ableiten, in wieweit ihre Leistungen eher dem überragenden Talent ihrer jeweiligen Vertreter zuzuschreiben sind, ob diese außergewöhnlich waren oder bereits die gemeinsamen Charakterzüge dieser außerordentlich kleinen Gruppe verkörpern. Lediglich zu unternehmerisch agierenden Bürgern dreier Städte, zu Pest, Raab und Szeged, liegen bislang etwas eingehendere Forschungsergebnisse vor.

In Pest war die entstehende Gruppe unternehmerisch vorgehender Bürger neben einigen gewerblichen Unternehmern in erster Linie unter den Großkaufleuten und dort besonders unter den Produkthändlern vertreten, ihre Gesamtzahl blieb nach meinen eigenen Schätzungen deutlich unter einhundert. Ein bedeutender Teil dieser Gruppe bestand aus jüdischen Kaufleuten, die aus den Korporationen ausgeschlossen waren und deren Geschäftsführung folglich auch nicht von den Regeln der Zünfte und Gilden beschränkt wurde, auch wenn diese Zünfte mit

allen Mitteln versuchten, deren Tätigkeit einzuschränken. Anders als allgemein angenommen bildeten sie jedoch nicht allein den Kern dieses neuen Bürgertums: Zu diesem gehörten auch zahlreiche Vertreter christlicher Konfessionen (unter diesen war der Anteil der Protestanten – also der Evangelischen H.B. und H.B. – und der Griechisch-Orthodoxen besonders hoch), darunter auch Bürgersöhne aus der Zips und Mitglieder der Pester Kaufmannskorporation. Während Letztere im Allgemeinen aus dem Handel mit gewerblichen Erzeugnissen, vor allem mit Textilien, kamen und dann zum Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen übergewechselt hatten, beschränkten die jüdischen Kaufleute oft den umgekehrten Weg oder sie betrieben mit Rücksicht auf die wechselnde Nachfrage beides nebeneinander. Das Profil des Geschäfts zu verändern oder mehrere unterschiedliche Warenarten gleichzeitig zu vertreiben bzw. Filialen zu errichten widersprach den Regeln der Korporation, sodass die darin organisierten Kaufleute den Rat – zumeist ergebnislos – mit einer Flut von Beschwerden überschütteten.

Die Pester Großkaufleute trugen unbestreitbar zum wirtschaftlichen Aufschwung des Landes bei. Sie beförderten die Entstehung eines Handelsnetzes, das immer mehr das gesamte Land umfasste, durch die Steigerung der Nachfrage nach Agrarprodukten stimulierten sie das quantitative Wachstum der Landwirtschaft und die Verbesserung der Qualität und förderten so die Kommerzialisierung der Provinz. Die Bedeutung des Gewerbes erkannten sie zwar, am Anfang des Jahrhunderts gehörte dessen Aufschwung auch zu ihren erklärten Hauptzielen, dennoch bevorzugten sie von einigen Ausnahmen abgesehen diesen Weg der Kapitalanlage nicht. Dass Kapital in den gewerblichen Sektor floss, war in Ungarn in jener Zeit nicht charakteristisch, nicht einmal, dass es dorthin sickerte. Die Pester Großkaufleute wurden damals noch nicht zu Industrieunternehmern, sie übernahmen lieber die Führungsrolle im Kreditwesen und ergänzten den Warenumsatz in immer höherem Maß mit Bankgeschäften. Dies trug bedeutend dazu bei, die Kreditverhältnisse in Ungarn auf modernere Grundlagen zu stellen und förderte in der zweiten Jahrhunderthälfte damit indirekt auch die Entwicklung der Fabrikindustrie. Als Aktienbesitzer nahmen die Großkaufleute im Übrigen gemeinsam mit Adligen auch an der Gründung der großen wirtschaftlichen Unternehmungen und Vereinigungen der damaligen Zeit teil.

In Raab, einem Zentrum des Getreidehandels, dessen Bedeutung durch die Einführung der Dampfschiffahrt noch weiter zunahm, wies das Vorgehen der Produzentenhändler, die dort vornehmlich magyrischer Abstammung waren, andere Merkmale auf. Das traditionelle Geschäft hatte darin bestanden, dass Händler, die an den Sammelpunkten der Ware ansässig waren, diese in die Handelszentren transportierten, wo sie von lokalen Kaufleuten aufgekauft und ins Ausland geliefert wurde. Der weitere Vertrieb blieb dann ausländischen Kaufleuten überlassen. In Raab jedoch wickelte die Mehrzahl der Kaufleute das Geschäft mit eigenen Schiffen ab. Mehr als 90 Prozent der in der Stadt umgeschlagenen Ware wurde in Szeged beschafft, wo sie von ansässigen Händlern oder von eigenen Agenten aufgekauft worden war. Geübte Praxis der Raaber war es, sich die Ernte des nächsten Jahres schon im Voraus bei den Bauern zu sichern. Sie verfolgten die Entwicklung der Marktpreise und versuchten nicht, die Ware zu verkaufen, bevor sich die Preise nicht günstig gestalteten. Dies konnten sie tun, weil sie in der Stadt Getreidespeicher mit hoher Kapazität erbaut hatten. Bereits in den 1830er Jahren konnten sie viele hunderttausend Scheffel Getreide einlagern, um sie dann, wenn die Preise ihren Höhepunkt erreicht hatten, binnen Tagen in Wien auf den Markt zu werfen. Das Volumen ihres Geschäfts lässt sich damit veranschaulichen, dass 1844 die 13 bzw. 11 Schiffe der drei Kaufleute mit dem höchsten Umsatz insgesamt 300.000 Scheffel Getreide in die Stadt transportierten. Um ihr Kapital zu erhöhen, gründeten sie kleinere Gesellschaften, die oft auch Adligen und Aristokraten – z. B. Graf Otto Zichy – eine günstige Möglichkeit der Kapitalanlage boten. Ihre gewerblichen Investitionen waren ähnlich wie bei den Pester Großkaufleuten unbedeutend, doch unter den Aktionären einer Dampfmühle und auch in deren Direktorium waren sie in großer Zahl vertreten.

In Szeged, einem Handelszentrum mit deutlich agrarischem Gepräge, vertraten einige sehr begüterte Steuerzahler, die ihr Engagement in Handel und Gewerbe mit intensivem landwirtschaftlichem Engagement verbanden, jene unternehmerisch eingestellten Bürger. Ein wesentlicher Teil ihres besteuerten Einkommens stammte aus Gewerbe und Handel, zugleich besaßen sie jedoch Grundbesitz von bedeutender Größe und große Viehherden. Sie züchteten vorwiegend Schafe, offenbar hatte die

wachsende Nachfrage nach Wolle die traditionelle Rinderzucht in den Hintergrund treten lassen. Auch ihre Ackerflächen waren riesig, und die Zahl der gehaltenen Pferde belegt, dass sie auch im Produktentransport und -handel tätig waren. Mit anderen Worten hatten auch sie »mehrere Standbeine«. Die Zusammensetzung ihres Besitzes zeigt, dass Bürger, die die zeitgenössischen Möglichkeiten erkannten, auch in der Landwirtschaft Kapital akkumulieren konnten. Die Mehrheit dieser sprungbereiten Bürger, die den Typ des Produzenten und des Unternehmers in sich vereinigten, war lokaler Herkunft und hatte ererbten Landbesitz, ein kleinerer Teil waren Kaufleute, die auch Land erworben hatten.

Die gesellschaftliche Lage dieses Bürgertums neuen Typs war recht instabil. Scheinbar gliederten sie sich in die städtische Gesellschaft ein und stiegen in deren moderne Elite auf. In ihrem Hintergrund fehlte jedoch eine kleinbürgerliche Schicht im modernen Verständnis. Sie blieben eine kleine, einsame Gruppe innerhalb der Stadt: Mit dem konservativen ständischen Bürgertum, das ihre Schritte und ihre Erfolge argwöhnisch verfolgte, verbanden sie keine gemeinsamen Ziele. Der Adel – der auf ihr Geld, ihr Fachwissen und ihre geschäftlichen Verbindungen angewiesen war – ließ sie an seinen Unternehmungen teilnehmen und akzeptierte sie als Unterstützer seiner Reformpolitik, erkannte sie jedoch gesellschaftlich nicht als gleichwertig an und behielt Vorbehalte ihnen gegenüber.

Aufgrund seiner wirtschaftlichen Tätigkeit, seines Besitzes, seiner Bildung, Mentalität, Ideen und Werte kann dieses kleine, unternehmerisch eingestellte neue Bürgertum zu Recht als erster, von ständischen Bindungen noch nicht ganz freier Vertreter oder genauer Vorläufer des modernen Bürgertums betrachtet werden. Seine Existenz währte nur kurz: Es konnte den Herausforderungen einer Übergangszeit genügen, denen der entstehenden kapitalistischen Gesellschaft jedoch nicht mehr. Viele seiner Vertreter erblieden in der begüterten oberen Gruppe der städtischen Gesellschaft, einige setzten ihre wirtschaftliche Tätigkeit auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fort, verloren jedoch ihre führende Rolle. Ihren Platz übernahmen andere, die bereits als wirkliche Vertreter des modernen Bürgertums betrachtet werden können. Dies war freilich keine ungarische Besonderheit: Die Pioniere, die in der frühen Phase der Modernisierung die Führung innegehabt hatten, wur-

den mit der Herausbildung kapitalistischer Verhältnisse europaweit von anderen abgelöst.

Dieser Gruppe des Bürgertums lässt sich auch die Mehrheit der Mitglieder der Stadtführung zurechnen, die in erster Linie in den großen Städten aufgrund ihrer fachlichen Qualifikation und trotz ihrer verwandtschaftlichen Bindungen eine sich vom traditionellen Bürgertum immer mehr ablösende Bürokratenschicht bildeten.

Neben dieser noch sehr kleinen Gruppe des neuartigen Bürgertums mit seiner andersartigen Mentalität spielten zwei Schichten mit ständischen Vorrechten eine wichtige Rolle in den damaligen Veränderungsprozessen: die stadtauswärtigen Adligen und die Honoratioren, also Personen mit höherer Bildung und zunftfreier Tätigkeit wie z. B. Ärzte, Apotheker, Notare und andere nichtadlige Fachleute außerhalb des Staatsapparats, die in manchen Fragen mit jener bürgerlichen Gruppe im wirtschaftlichen Leben und hinsichtlich der Stadtentwicklung kooperierten.

## **Stadtansässige Adlige**

Mit dem Vordringen der Osmanen waren Adlige in immer größerer Zahl in die Städte geflohen, was ernsthafte Spannungen und Konflikte verursachte. Die Adligen wollten nämlich auch in der Stadt ihre ständischen Vorrechte bewahren, verweigerten die Zahlung von Steuern und erkannten die Zuständigkeit städtischer Behörden selbst in solchen Fällen nicht an, in denen das Komitat nicht entscheidungsbefugt war. In den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit hatte dies zu zahlreichen Zusammenstößen geführt und der Reichstag hatte sich mehrmals mit dem Problem beschäftigt und es durch Gesetze zu lösen versucht. Auch wenn die Betonung des ständischen Unterschieds, die Gegensätze und Konflikte zwischen Bürgern und Adligen im 18. Jahrhundert noch häufig waren und auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht verschwanden, schien ihre Schärfe – vor allem in den freien königlichen Städten und in den Städten mit größerer Bevölkerung, in denen Adlige nur eine zahlenmäßig kleine Gruppe bildeten – doch abzunehmen und schienen die Vorteile der Anwesenheit von Adligen deren Nachteile zu überwiegen.

Das Hin und Her um die Steuerzahlung wurde 1723 durch GA 90 entschieden, der festlegte, dass »diejenigen, die an öffentlichen Gütern teilhaben, auch ihren Anteil an den öffentlichen Lasten gemeinschaftlich tragen müssen«. Die Städte durften also auch die zugezogenen Adligen besteuern. Auch weiterhin genossen Adlige aber persönliche Steuerfreiheit: So zahlten in erster Linie Adlige Steuern, die Grundbesitzer waren oder eine Erwerbstätigkeit ausübten. Auch wenn Adlige – besonders in grundherrlichen Städten – einzelne Arten von Steuern zu vermeiden oder ihre Belastung zumindest zu verringern suchten, konnten sie die Entwicklung jedoch nicht aufhalten. Umso weniger, als der stadtsässige Adel sich hinsichtlich seines Lebensunterhalts immer weniger von seinen bürgerlichen Mitbewohnern unterschied, gemeinsam mit ihnen die Vorteile genoss, die die Stadt bot und immer mehr wenn nicht zum Bürger, so doch zum Städter und Stadtbewohner wurde.

Der Adel in der Stadt kann im Wesentlichen in vier Gruppen eingeteilt werden: Beamte, Intellektuelle, geadelte Bürger und Adlige mit kleinem oder gar keinem Grundbesitz. Vom Standpunkt der Urbanisierung und bürgerlichen Entwicklung aus betrachtet waren ihre Rolle und Mentalität sehr unterschiedlich. Das Bindeglied zwischen ihnen allen war die immer illusorischer werdende Idee der »einen und gleichen Freiheit« (*una eademque nobilitas*), welche vor allem die Handel oder Gewerbe treibenden Kleinadligen gern betonten, um damit ihre vermeintliche Überlegenheit Bürgern gegenüber zum Ausdruck zu bringen. (Aristokraten und besitzende Adlige wiederum erkannten ihre Gleichrangigkeit kaum an.)

In den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit versuchte der begüterte, Handel treibende Teil des Adels seine Position in der Stadt zu stärken, indem er das Bürgerrecht erwarb und in den Stadtrat einzog, um so seinen Interessen Geltung zu verschaffen. So entstand eine eigenartige Situation: Sie vertraten adlige Interessen – oft freilich auch städtische – als Bürger. Durch Eheschließungen und Geschäftsbeziehungen verschmolz diese Gruppe des Adels mit den bürgerlichen Elementen aus der alten Stadtführung (die selbst wiederum oft Adelsrang erlangten) und wurde damit in gewisser Weise bürgerlich.

Im 18. Jahrhundert sah die Lage ein wenig anders aus. Der Umstand, dass die Komitatssitzungen zunehmend an Städte gebunden waren,

weiter der Sitz von Regierungs- und Militärämtern in Städten und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens stimulierten Aristokraten und vermögende Gemeinadlige dazu, sich in der Stadt niederzulassen oder doch häufiger dort aufzuhalten. Im Allgemeinen waren das besonders diejenigen, die höhere Staats- und Komitatsämter und gelegentlich auch städtische Ämter innehatten oder auf den Komitatsversammlungen eine wichtige politische Rolle spielten. Ihre Pflichten waren zunehmend an die Stadt gebunden, und so errichteten immer mehr von ihnen prunkvolle städtische Paläste, zunächst nur, um selbst dort zu wohnen, bald aber auch sogenannte Zinspaläste, deren größte und schönste Wohnungen sie selbst mit ihren Familien nutzten und deren übrige Wohnungen sie an andere, selbstverständlich anspruchsvolle Bewohner vermieteten. Die Einträglichkeit eines städtischen Mietshauses erkannte nicht nur der Reformler Graf István Széchenyi, der 1833 in einem Brief bemerkte:

» [...] ein Wiener oder Pester Haus ist wertvoller als Vieh, und noch hat man Zeit, hier [in Pest] mit riesigem Profit zu bauen. Das größte Einkommen eines Antal Festetich, Orczi etc. etc. ist auch jetzt das Pester Haus, und wie es wächst!«

Von den Adligen, die in Pest ein Haus besaßen, zogen in der Tat 80 Prozent auch Einnahmen aus der Vermietung von Wohnraum und erreichten dabei hohe Mieteinnahmen, die im Allgemeinen über 1.000 Ft. jährlich lagen. Bei ihnen ging es nicht darum, Vermögen sicher in Immobilien anzulegen, sondern auch um eine spezifische Weise, städtisches Einkommen zu erlangen. Nichts belegt dies besser als der Umstand, dass einige adlige Familien gleich mehrere Pester Häuser erwarben. 19 Familien besaßen zwei oder mehr solche Gebäude in der Hauptstadt. Insgesamt befanden sich 66 Häuser im Besitz dieser Familien, deren jährliche Mieteinnahmen bei 123.000 Ft. lagen, 13 Prozent der Mieteinnahmen in der Stadt insgesamt. Die bürgerliche Kalkulation und Mentalität hatten also auch sie erreicht, ohne dass sie ihr adliges Selbstbewusstsein erschüttert hätten. (Ebenso belegt dies die Aktivität vieler Aristokraten und Adliger bei der Gründung von Manufakturen und Fabriken, welche jedoch meist nicht innerhalb der Städte entstanden.)

In den übrigen Städten war zwar keine derartige Konzentration von Hausbesitz zu beobachten, doch gab es nahezu in jeder von ihnen einige künstlerisch anspruchsvoll ausgeführte Paläste oder Wohnhäuser, die nicht nur zur Verschönerung der Städte beitrugen, sondern auch zum Vorbild für die Bautätigkeit begüterter Bürger wurden.

Diese adligen Beamten beeinflussten solchermaßen nicht nur die Verschönerung der Städte, sondern auch deren wirtschaftliches und kulturelles Leben. Initiatoren und Gründer wirtschaftlicher Unternehmungen gingen natürlich in erster Linie aus den Reihen des Reformadels hervor, die auf diesem Gebiet im Vormärz bereits recht eng mit der vorerst noch recht kleinen Gruppe der im wirtschaftlichen Leben führenden, begüterten, kapitalstarken Großhändler und gewerblichen Unternehmer zusammenarbeiteten. Im geselligen Leben bildeten sie, wie anhand der Gesellschaftsberichterstattung bereits gezeigt wurde, eine reichlich geschlossene, sich absondernde Gruppe, doch spielten sie die Initiativrolle bei der Gründung verschiedener Vereine und Verbände und beteiligten sich aktiv an deren Leitung und Tätigkeit, wodurch sie in engere Berührung mit dem kleinen Kreis wohlhabender, kultivierterer Bürger gerieten. Ihre Bildung und Weltgewandtheit verbreitete sich über diese Kanäle und wurde so zur Informationsquelle und Anregung für andere. Und schließlich verliehen sie unabhängig von ihren politischen Ansichten auch dem kulturellen Leben der Städte Aufschwung. Sie waren nicht nur anspruchsvolle Konsumenten von Luxusartikeln, sondern sicherten auch durch die Versorgung ihres zahlreichen Personals lokalen Handwerkern und Händlern Absatzmöglichkeiten. Darüber waren sich auch die Zeitgenossen im Klaren. 1828 zum Beispiel führte Neusohl die Schwäche seines Handwerks darauf zurück, dass die in der Stadt lebenden Adligen und Beamten – offensichtlich, weil sie vor Ort nichts fanden, was ihren Ansprüchen und ihrem Geschmack entsprach – in Wien einkauften. Im gesamten Komitat gab es 400 Adlige, von denen nur 40 auch Grundbesitz hatten, deshalb sei das Handwerk nicht gewinnbringend.

Neben dem Adel waren die Intellektuellen die wichtigsten Konsumenten des Angebots der Buchhändler, das Publikum herausragender Konzerte und mieteten Logen im Deutschen und vor allem im Pester Ungarischen Theater. Zu erwähnen ist, dass viele von ihnen ebenfalls

den Bürgereid abgelegt hatten, um Wahlbürger werden zu können und so Einfluss auf die Demokratisierung der Stadtverwaltung nehmen zu können. Die Geschichtsschreibung neigt dazu, die Initiativrolle, die der Adel bei der Anregung des wirtschaftlichen Lebens in Vereinen zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und in sonstigen Kulturvereinen übernahm, und seine Aktivität auf all diesen Gebieten mit der Rückständigkeit des Landes und dem Fortbestehen ständischer Verhältnisse zu erklären. Doch dieses Phänomen war nicht nur in den Landesteilen jenseits der Leithe oder in Deutschland, sondern auch im England des 18. Jahrhunderts zu beobachten. Auch dort waren Adlige führend bei der Gründung städtischer Vereine, deren Führung und Mitgliedschaft sich aus ihren Reihen und daneben aus denen der oberen, kultivierten Schichten von Intellektuellen und Bürgern, vor allem der Großkaufleute, rekrutierte. (Bildung und Kultur wurden überall als Vorbedingung für die Zusammenarbeit betrachtet.) Eine derartige Rolle der Aristokratie war vor allem in dem zunehmend zum politischen Zentrum des Landes werdenden Pest sehr stark, was landesweite politische Bedeutung hatte.

Eine andere Gruppe des Adels in den Städten rekrutierte sich aus Söhnen des besitzlosen Adels bzw. des Kleinadels, die als Juristen, Privatsekretäre von Hochadligen, unterschiedlich gut bezahlte Beamte oder auch als Schriftsteller, Journalisten, Wissenschaftler oder Künstler ihr Brot verdienten. Diese Gruppe des Adels hatte eine ähnliche politische und kulturelle Ausstrahlung wie die gerade erwähnte, aufgrund ihres näheren Umgangs mit dem Bürgertum war diese vielleicht noch stärker. Sie hatten Kontakte sowohl zu den besitzenden, reformorientiert eingestellten Adligen als auch zu nichtadligen Intellektuellen, den sogenannten Honoratioren, doch, wie aus zeitgenössischen Erinnerungen hervorgeht, auch zu den oberen Schichten des Bürgertums.

Eine dritte Gruppe bildete der kleine Kreis der in den Adel erhobenen Bürger. Zu ihnen gehörte die Mehrheit der Mitglieder des Stadtrats und der leitenden städtischen Beamten, aber auch immer mehr reiche Kaufleute. Die vor allem aus Handwerkerfamilien stammenden Stadtführer, vor allem in den größeren Städten, waren gebildete Männer mit Jurastudium, die, auch wenn sie nicht ganz den Kontakt zu ihren Wurzeln verloren hatten, doch eine von diesen abgesonderten bürokrati-

schen Beamtengruppen bildeten. Ihre bürgerliche Mentalität bewahrten sie sich jedoch, und ein guter Teil der Kaufleute führte trotz seiner Veredelung (bzw. nunmehr unter Genuss der Vorteile des Adelstitels) sein Geschäft fort. Aristokratie und konservativer Adel erkannten sie unter anderem deswegen nicht als wahre Adlige an.

Die größte Gruppe der in der Stadt lebenden Adligen bildeten die Kleinadeligen und diejenigen ganz ohne Besitz sowie die sogenannten Armalisten, die in vorangegangenen Jahrhunderten ohne Landvergabe geadelt worden waren, und verarmte Adlige, die ihr Land verloren hatten und deren Söhne nun zur Ausübung eines Handwerks gezwungen waren. Vor allem in manchen kleinen Städten hatten sie beträchtliches Gewicht. Ihre Zahl kann nicht geschätzt werden, da in den freien königlichen Städten im Allgemeinen nur diejenigen Adligen erfasst wurden, die aufgrund ihres Landbesitzes steuerpflichtig waren. In manchen Städten wurde ihre Gesamtzahl verzeichnet, oder es liegen indirekte Hinweise auf ihre Existenz vor. Ihre Mentalität und ihre Rolle zu rekonstruieren wäre eine gesonderte Untersuchung wert, doch auch aufgrund dieser wenigen Belege lässt sich feststellen, dass, auch wenn sie sich in Arbeit, Einkommen und Lebensweise am wenigsten von den übrigen Teilen der Bevölkerung unterschieden und in den freien königlichen Städten im Allgemeinen zur mittleren oder unteren Schicht des Bürgertums gehörten, gerade deshalb am meisten auf ihre adlige Herkunft gaben und am heftigsten ihre zweifelhaften Privilegien verteidigten. Zu ihnen gehörten auch diejenigen, die in den freien königlichen Städten Bürgerrecht erlangten und versuchten, die von der Stadt gewährten Freiheiten zu nutzen, sich im Fall von Beschwerden jedoch um Abhilfe an das Komitat wandten. Der städtischen Rechtszuständigkeit versuchten sie sich – besonders in der Tiefebene – durch die Bildung adliger Selbstverwaltungen zu entziehen. Der größte Teil der adligen Handwerker war in den wenig ertragreichen Textilgewerben tätig. Diejenigen von ihnen, die in den freien königlichen Städten lebten, können eigentlich nur aufgrund ihres Titels als Adlige betrachtet werden, angesichts ihrer Lebensweise stellten sie eher konservative Mitglieder des ständischen Bürgertums dar, zu dessen mittlerem oder unterem Segment sie gehörten.

Neben den positiven Wirkungen der Anwesenheit von Adligen in den Städten sind die negativen nicht zu übersehen: dass sie sich, wenn

sie nicht Bürgerrecht erwarben, der Zuständigkeit der städtischen Behörden entzogen und neben dem wachsenden Einfluss der Regierung in der Stadt auch den des Komitats ebendort beförderten.

## **Honoratioren, Intellektuelle**

Die Modernisierungsprozesse, die sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in der Staatsverwaltung und im Wirtschaftsleben vollzogen, verlangten immer mehr geeignete Fachleute. Dadurch wurde die Ausbildung an Mittelschulen und Hochschulen aufgewertet und stieg der Wert von Zeugnissen und Diplomen, die ihn belegten. Hatte Schulbildung früher in erster Linie als Vorrecht des Adels gegolten und vielfach nicht dem Ziel gedient, eine Berufslaufbahn vorzubereiten, sondern schlicht Bildung zu vermitteln, so standen seit den Verordnungen Josephs II. wissenschaftliche Ausbildungsgänge auch den Söhnen von Bauern und Bürgern offen, die nun in immer größerer Zahl höhere Schulen aufsuchten, teils um zu einem Broterwerb zu gelangen, doch noch mehr, weil sie sich vom Aufstieg in die Bildungsschicht gesellschaftlichen Aufstieg versprachen. Schnell stellte sich heraus, dass es mehr Aspiranten auf entsprechende Anstellungen gab, als die sich erst langsam entwickelnde Wirtschaft und die sich nur allmählich vergrößernden Staats-, Komitats- oder städtische Verwaltungen aufnehmen konnten. So konnte nur ein kleiner Teil derer, die sich auf intellektuelle Laufbahnen vorbereitet hatten, zu einer einträglichen Stelle gelangen, viele mussten sich in der Hoffnung auf spätere Beförderung jahrelang mit der Position eines unbezahlten Beamten begnügen: Die Hoffnung auf Broterwerb erfüllte sich immer seltener. Hinsichtlich von Besitz und Einkommen gab es große Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen der Intellektuellen, doch die Möglichkeit zu gesellschaftlichem Aufstieg eröffnete sich ihnen mit der Herausbildung der rechtlichen und gesellschaftlichen Kategorie der Honoratioren.

Aus den Angaben, die uns zur Verfügung stehen, ist es schwierig zu bestimmen, wie hoch der Anteil der Nichtadeligen an dieser hinsichtlich Beschäftigung und Besitz außerordentlich heterogenen, hinsichtlich ihrer Beschäftigung jedoch bürgerlich werdenden Intelligenz war. Zwei-

ellos war es eben ihre wachsende Zahl in den auf Ausbildung gegründeten Berufen, die es bereits am Ende des 18. Jahrhunderts erforderlich gemacht hatte, sie in Abgrenzung gegenüber den Hörigen, aber auch den Stadtbürgern in der ständischen Gesellschaft einzuordnen. Ihre privilegierte Stellung hatte ein recht unsicheres Fundament: Sie besaßen nicht alle Rechte von Adligen, genossen jedoch persönliche Steuerfreiheit. In den 1840er Jahren gewährten ihnen einige Komitate auch Stimmrecht auf ihren Vollversammlungen. Die Regierung annullierte diese Beschlüsse der Komitate jedoch, weil sie diesem Personenkreis aufgrund seiner vorherrschenden Reformorientiertheit keine politischen Rechte zugestehen wollte.

Die rechtliche Stellung der Honoratioren war weniger genau umgrenzbar als die der Bürger. Beide hatten nur gemeinsam, dass der Adelsrang mit der Geburt erworben wurde und erblich war, während der der Honoratioren auf ihrer fachlichen Ausbildung und der der Bürger auf dem von der Stadtregierung verliehenen Bürgerrecht beruhte, die alle beide nicht erblich waren. Das Letztere hatte jedoch nur regionale Geltung (denn in einer anderen Stadt konnte es erst nach erneuter Bürgeraufnahme beansprucht werden), während der Status der Honoratioren an die Person gebunden blieb. Ihren höheren gesellschaftlichen Status widerspiegelt auch ihre Bezeichnung: Auch wenn die meisten von ihnen in einem Anstellungsverhältnis standen und ihr Einkommen von einem Arbeitgeber erhielten, wurde dieses nicht als Arbeitslohn, sondern als Ehrengeld (*honorarium*) bezeichnet – von daher stammte die Benennung dieser Schicht. Wer gehörte zu den Honoratioren? Ihr Kreis wurde in der Anleitung zur Konskription von 1828 umrissen, worin die Mitglieder und Beamten der Magistrate der Distrikte und Städte sowie diplomierte Anwälte, Landvermesser, Ärzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker, privilegierte Drucker sowie die von den Behörden zugelassenen Tanz-, Zeichen-, Sprach-, Fecht- und Musiklehrer, insgesamt also eine reichlich heterogene Gesellschaft, aufgezählt wurden. Nicht dazu gehörten wiederum die königlichen Beamten und Angestellten, auch nicht die Pfarrer oder die Lehrer an höheren Schulen, die Grundschullehrer, Organisten und Kantoren, die ansonsten im Sinne der Instruktion mangels steuerpflichtigen Besitzes in der Konskription ebenfalls nicht erfasst wurden. Daraus folgt, dass die Honoratioren weder hinsichtlich ihrer

Abstammung eine einheitliche Gruppe bildeten noch hinsichtlich ihrer Beschäftigung die gesamte Intelligenz umfassten. Trotz der relativ detaillierten, taxativ vorgehenden Aufzählung herrschte große Unsicherheit darüber, wer zu den Honoratioren zu zählen war. Infolge unterschiedlicher Interpretationen wurden in einzelnen Städten diejenigen, die bestimmte Beschäftigungen ausübten, zu unterschiedlich großen Teilen als Honoratioren eingeordnet. Zwei Drittel derjenigen mit intellektuellen Berufen wurden in der Konskription dieser Spalte vermerkt. Recht konsequent war die Handhabung bei den städtischen Beamten, Ärzten, Anwälten und Apothekern, während die Beamten von Komitat und Staat und die Privatbeamten der Grundbesitzer sowie die Künstler nur selten diesen ehrenvollen Titel erhielten. All dies belegt, wie ungeklärt der Inhalt dieser Kategorie war.

Die Gesetze von 1848 wiederum befreiten bei der Festlegung der Wahlberechtigung in ihrer Aufzählung die Ärzte, Wundärzte, Anwälte, Ingenieure, Künstler, Lehrer höherer Schulen, Pfarrer und Vikare, Gemeindeforen und Grundschullehrer vom Besitzzensus, d. h. diejenigen, die von den Zeitgenossen als Intellektuelle betrachtet wurden. Die Beamten von Staat, Stadt und Distrikten sind in der Aufzählung dagegen nicht zu finden.

Vom Standpunkt der bürgerlichen Entwicklung und der Urbanisierung ist hier jedoch in erster Linie die in den Städten lebende Intelligenz von Interesse, deren rechtliche Stellung als Honoratioren in erster Linie wegen ihrer vermittelnden Rolle zwischen Bürgertum und Adel wichtig ist. Károly Vörös schätzte die Zahl der im ganzen Land lebenden Intellektuellen auf ungefähr 50.000. Den größten Teil davon, etwa zwei Drittel, machten jedoch Pfarrer und Grundschullehrer aus, die mehrheitlich auf dem Land, in Dörfern tätig waren. In den Städten dagegen versammelte sich die Masse der Beamten, Anwälte, im Gesundheitsdienst Tätigen und auch die meisten Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler, die sich in der größten Zahl in Pest konzentrierten. Eine größere Anzahl von Intellektuellen lebte gewöhnlich in den bedeutenderen Handels- und Verwaltungszentren. In ihnen ballten sich 1828 52 Prozent der in den Städten erfassten Gebildeten und 42 Prozent der Honoratioren zusammen.

Ähnlich wie die Adligen bildeten sie eine zahlenmäßig kleine Gruppe. Nach meiner Schätzung bewegte sich ihre Zahl in Pest, wo die Konzentration von Intellektuellen aufgrund des Funktionsspektrums dieser Stadt am höchsten war, Ende der 1840er Jahre um die 2.000, womit sie etwa 6 Prozent von dessen Gesamtbevölkerung ausmachten. Auch wenn sie nach Besitz und politischen Einstellungen eine sehr bunte Gruppe bildeten, hatten sie ähnlich wie der Adel einen großen kulturellen und gesellschaftsformenden Einfluss. Dies galt vor allem für jene in den freien Berufen, denn die Beamten, vor allem diejenigen auf den unteren Stufen der Rangleiter, waren zum Erhalt ihrer Stellung und zur Sicherung ihres Vorankommens gezwungen, sich loyal zum Staat, zum Hof und zu ihren Vorgesetzten zu verhalten. Wenn sie auch wenig Geld hatten, um feinere Waren zu kaufen, reichte es doch, um einen prunkvollen Lebensstil zu entfalten, kulturelle Bedürfnisse zu befriedigen, in erster Linie, um Theatervorstellungen und Konzerte zu besuchen, Bücher, Zeitungen und Zeitschriften zu kaufen usw. –, deren Angebot allein für den Bedarf und den Geldbeutel der Bürger überdimensioniert gewesen wäre.

Diese reformerisch eingestellte Gruppe spielte eine sehr aktive Rolle im Vereinsleben und bildete eine Brücke zwischen dem »höheren, gebildeten« Bürgertum und den Adligen. Aufgrund des breiteren Gesichtskreises dieser Intellektuellen, ihrer besseren Informiertheit und Belesenheit, ihres lebhaften Interesses an Vorgängen im In- und Ausland sowie dadurch, dass ihre Beziehungen zur städtischen Bevölkerung recht unmittelbar waren, beeinflussten sie die Lebensweise, Gedankenwelt und Ansprüche der Oberschicht der städtischen Einwohner.

Diese Intellektuellen fühlten sich in der Stadt heimisch, die bürgerliche Mentalität im modernen Verständnis des Wortes war ihnen weder fremd, noch verachteten sie diese. Wenn sich die Schriftsteller unter ihnen herablassend über Bürger äußerten, nahmen sie der Sache nach das konservative Bürgertum mit seinen partikularen Interessen aufs Korn bzw. kritisierten diejenigen Standesvertreter, die Äußerlichkeiten in der Lebensführung des Adels nachäffteten.

Wohlhabende Honoratioren hatten geräumigere Wohnungen als durchschnittliche Bürger und erkannten ähnlich wie der Adel die Möglichkeiten, die Mieteinnahmen boten. (Auf solche waren sie auch des-

halb angewiesen, weil ihre Honorare im Allgemeinen bescheiden ausfielen.) Ihre Häuser vermehrten die Zahl architektonisch anspruchsvoller urbaner Gebäude. Die Konskription von 1828 erfasste den Anweisungen gemäß vor allem die begüterteren Honoratioren und Intellektuellen mit städtischem Grundbesitz: Jeder zehnte Hausbesitzer unter ihnen hatte gleich mehrere Häuser, und fast die Hälfte der Hausbesitzer vermietete auch. Die Mieten in den Häusern der Intellektuellen waren recht hoch, was nicht nur auf die äußere Ausführung, sondern auch auf die anspruchsvollere Innengestaltung und das Bemühen um eine anspruchsvolle Ausführung der Wohnumgebung verweist.

## Stadtbewohner ohne ständische Vorrechte

Die überwältigende Mehrheit der Stadtbewohner besaß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine Privilegien – nicht nur, weil ein bedeutender Teil der Siedlungen mit Stadtfunktion sich in grundherrlicher Abhängigkeit befand, sondern, wie gezeigt, auch deshalb, weil die Einwohner mit Bürgerrecht auch in den freien königlichen Städten nur den kleineren Teil der Bewohner stellten. In den 57 Städten mit zentraler Funktion gehörten mehr als 80 Prozent zu den Nicht-Bürgern, und innerhalb der freien königlichen Städte gut drei Viertel. Sie waren also die Mehrheit der Stadtbewohner. Ihr rechtlicher Status ist schwer zu beschreiben, umso mehr, als ihre Situation sich auch von Stadt zu Stadt unterschied. Auch bei grundherrlicher Unterstellung konnten sie nicht zu den Hörigen gerechnet werden: Die Konskription von 1828, die die Steuer zahlenden Haushaltsvorstände in erster Linie nach deren ständischer Stellung einordnete, weist Hörige (*colonus*) in insgesamt 19 Siedlungen aus. Sie machten 2 Prozent aller städtischen Haushalte insgesamt und auch in den betreffenden Siedlungen selbst nur 11 Prozent aus. Haushaltsvorstände, die keinen besonderen rechtlichen Status besaßen, wurden gewöhnlich als Häusler (*inquilinus*) oder Söllner ohne Haus (*subinquilinus*) eingestuft. In den Dörfern waren diese Zuordnungen noch einigermaßen nachvollziehbar, für die Erfassung städtischer Steuerzahler waren sie schon damals völlig ungeeignet. In den königlichen Städten, deren Bürger auch dann freie Menschen waren, wenn sie kein

Bürgerrecht hatten – da sie nur den städtischen Behörden unterstellt waren, frei umziehen konnten und auf dem Gebiet der Stadt Grundbesitz erwerben konnten –, wurden diese Kategorien daher vom ursprünglichen Inhalt abweichend gedeutet oder umgedeutet. In Pest wurden Einwohner ohne Hausbesitz in die Kategorie der Häusler eingeordnet (unabhängig davon, ob sie gegebenenfalls Bürgerrecht hatten oder Honoratioren waren). In Buda wurden Einwohner ohne Bürgerrecht als Häusler eingestuft, diejenigen unter ihnen ohne Hausbesitz als Söllner. Andere Städte unterschieden ohne Rücksicht auf Hausbesitz nur zwischen Einwohnern mit bzw. ohne Bürgerrecht, zwischen Bürger (*civis*) bzw. Häusler (*inquilinus*). Weitere Beispiele liegen reichlich vor. Die traditionelle Einstufung nach dem Rechtsstatus war für die Städte also unbrauchbar, was von der Auflösung ständischer Bindungen zeugt. Auch in den grundherrlichen Marktflücken war das in großem Umfang zu beobachten. Dort wurde die Mehrheit der Bevölkerung als Häusler registriert, eine Bezeichnung, die dort eher rechtlichen Inhalt hatte, als dass sie die Gliederung der Einwohner nach Besitz abgebildet hätte. Wo es keine mit grundherrlichen Leistungen belasteten Parzellen gab und die Betroffenen im Sinne von Verträgen mit dem Grundherrn auch keine Frondienste oder Abgaben an den Grundherrn leisteten, diente der Status des Häuslers dazu, den im Vergleich zu den hörigen Bauern der Dörfer freieren Status der Einwohner zu bezeichnen oder drückte auch ihre Loslösung von unmittelbarer landwirtschaftlicher Arbeit aus. Ihr Status war in jener Zeit mit dem der an Zahl zunehmenden Exempten identisch, vormaligen Hörigen, die ihre grundherrlichen Pflichten abgelöst hatten, und auch die Betroffenen selbst deuteten ihre Lage so. Die Einwohner Dunaföldvárs z. B. verstanden ihren Status als Häusler als einen Ausdruck ihrer Freiheit, da er bedeutete, dass sie keinerlei Fronarbeit zu leisten hatten. Und wie bereits vorher ausgeführt wurde, betrachteten sich die Einwohner bedeutenderer grundherrlicher Städte unabhängig von ihrem ständischen Status teilweise als Bürger und generell als Stadtbewohner.

Die städtische Bevölkerung ohne bevorrechtigte Stellung – die hier der Eindeutigkeit halber auch weiter als einfache Stadtbewölkerung bezeichnet wird – zeigte mit Blick auf ihren sehr unterschiedlichen Besitz, Beruf und divergierenden sozialen Status ebenfalls den fortschreitenden

Zerfall ständischer Gliederungen. Ihre innere Differenzierung wird daran deutlich, dass es unter ihnen begüterte, wegen ihrer Religion jedoch nicht zur Aufnahme in den Bürgerstand zugelassene jüdische Großkaufleute gab, angesehene Kaufleute und Manufakturbesitzer, die kein Bürgerrecht anstrebten, außerhalb der Zünfte tätige, jedoch mit städtischer Zulassung arbeitende Handwerker, aber auch verfolgte Pfuscher sowie auf eigene Rechnung arbeitende Handwerksgehlen, Kleinhändler, Fuhrleute, Krämer und in den grundherrlichen Städten Einwohner, die nahezu jede bürgerliche Tätigkeit ausübten bzw. Landwirtschaft betrieben, also die verschiedenartigsten selbständigen Existenzen jeglichen Standes und Ranges ebenso wie die heterogene Masse nicht selbständiger, von Lohn lebender Menschen – die im Haushalt ihres Arbeitgebers lebenden Dienstboten und Gesellen, ferner Tagelöhner, Häcker und viele andere Gelegenheitsarbeit annehmende Menschen. Auch diejenigen Zeitgenossen, die weiter an der Berechtigung ständischer Unterscheidungen festhielten, sahen diese Personen nicht als Kategorie mit einheitlichem Status an. Ebenso wenig konnte unter ihnen eine Gruppenidentität entstehen. Sie selbst begriffen sich vermutlich einfach als Stadtbewohner.

## **Die Zusammensetzung der Stadtbewohner nach Beschäftigung**

Zur Zusammensetzung der Stadtbevölkerung lassen sich nur gewisse Schlussfolgerungen anstellen, die auf den Steuerverzeichnissen sowie für gewisse Beschäftigungsgruppen auch auf Zählungen der Seelen basieren, die jedoch nur vereinzelt überliefert sind. Diese geben keineswegs ein zuverlässiges Bild der Gliederung der gesamten Bevölkerung nach ihrem Erwerb, weil sie nicht die in der Stadt lebenden Adligen und Honoratioren ohne Grundbesitz erfassten und weil die Städte bezüglich der von Lohn lebenden Schichten zudem sehr unterschiedlich verfahren. Diese Probleme sind auch in der Konskription von 1828 anzutreffen, die ja zur Messung der steuerlichen Belastbarkeit der Bevölkerung erstellt worden war. Da sie jedoch die einzige Quelle vom Beginn des 19. Jahrhunderts ist, die die Bevölkerung der Städte nach weitgehend einheitlichen Krite-

rien erfasst, wird sie trotz aller Vorbehalte als Grundlage für die Rekonstruktion der Gliederung der Einwohner nach Beschäftigung herangezogen.

In der Zusammensetzung der städtischen Steuerzahler nach Beschäftigung gab es im Vergleich zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (und auch zu früheren Jahrhunderten) keine tiefgreifenden Veränderungen. Die meisten von ihnen waren Handwerker, in geringerem Umfang Kaufleute, Fuhrleute oder Gastwirte. Ein wenig gestiegen war der Anteil der Beamten und Intellektuellen, was die gewachsene Bedeutung der Städte für Verwaltung und Kultur anzeigte, aber auch demonstrierte, dass die Vertreter dieser Berufe städtische Immobilien erwarben und sich dauerhafter an das Leben in der Stadt banden. Auch wenn in der Mehrzahl der Städte ein nicht unbeträchtlicher Teil der Einwohner – als Grundbesitzer oder als Arbeitskräfte – von der Landwirtschaft lebte, wurden doch diejenigen, die nur diesen Erwerb betrieben, nur selten gesondert ausgewiesen. In den Städten, die dies taten, lag dieser Anteil unter 5 Prozent. Andernorts wurden sie, berücksichtigt man die Größe des besteuerten Grundbesitzes, unter die unbekannteren Beschäftigungen eingereiht. Die Frage der Konstriktion nach dem Erwerb der Bevölkerung beantworteten jedoch die meisten Städte, indem sie die Landwirtschaft als allgemeine Einkommensquelle auswiesen. In 14 Städten (Fünfkirchen, Sombor, Großkanischa, Kecskemét, Jula, Dunaföldvár, Freistadt, Neuhäusel, Neutra, Neustadt an der Waag, Lugosch, Neustadt am Zeltberg, Sighet, Huszt) wurde sie überhaupt als der Haupterwerbszweig der Bevölkerung angegeben, da sie an erster Stelle erwähnt wurde, während sie in anderen Städten im Allgemeinen neben bzw. nach Gewerbe und Handel als Erwerbsquelle eines Teils der Einwohner aufgezählt wurde.

Allgemein bekannt ist wiederum, dass die Landwirtschaft auch ein wichtiger Nebenerwerb für Einwohner mit bürgerlicher Beschäftigung und vielfach sogar deren Haupterwerbsquelle war.

Betrachtet man die Städte insgesamt, so war jeder fünfte Steuerzahler in ihnen Handwerker: In der Hauptstadt und in den Handelszentren ersten Ranges war ihr Anteil am niedrigsten (16 Prozent), in den niedergehenden Außenhandelszentren und den regionalen Zentren dagegen ging jeder dritte Steuerzahler einem Handwerk nach. Der Anteil der Kaufleute war niedrig, allgemein lag er bei 4 Prozent. Den höchsten

Satz (6,7 Prozent) erreichte er überraschenderweise in den regionalen Zentren zweiten Ranges und übertraf damit die 6,3 Prozent in der Hauptstadt und die 5 Prozent in den Handelszentren ersten Ranges. Diese prozentualen Anteile besagen selbstverständlich noch nichts über die Qualität des jeweiligen Geschäfts. In den beiden zuletzt genannten Stadttypen dominierten Groß- und Fachhandel, während in den kleinen regionalen Zentren die vielen Händler auf den Märkten den Satz steigen ließen. Die übrigen Beschäftigungsgruppen, die in der Konskription aufgeführt waren (Fuhrleute, Gastwirte, Landwirte bzw. von Lohn Lebende), waren nur in äußerst geringer Zahl vertreten, insgesamt blieb ihr Anteil unter 10 Prozent. Von den in den Städten erfassten 126.000 Steuerzahlern war bei 80.000 die Beschäftigung nicht angegeben, was heißt, dass fast zwei Drittel der Steuerzahler einem unbekanntem Erwerb nachgingen. Niedriger war der Anteil dieser »Unbekannten« allein in den niedergehenden Außenhandelszentren (38 Prozent), was vermutlich auf eine höhere Genauigkeit der Erfassung zurückzuführen ist.

Dies war im Grunde kein neues, sondern ein bislang nicht beachtetes Phänomen. Aus allen Aufstellungen zur Zusammensetzung der städtischen Steuerzahler aus jener Zeit geht hervor, dass nur ein Teil der vielen Erfassten einer bestimmten Erwerbstätigkeit nachging. Die Historiker versuchten bei der Auswertung dieser Zusammensetzung der Steuerzahler möglichst jeden in irgendeine Gruppe einzuordnen und so den Anteil der »Unbekannten« oder »Sonstigen« auf ein Minimum zu senken. So wurde ein Teil derjenigen mit unbekannter Beschäftigung nach seinem Rechtsstatus oder wegen seines Grundbesitzes in die neugeschaffenen Kategorien der Bürger, Hausbesitzer, Weingartenbesitzer oder Landwirte eingeordnet, was wenig darüber verriet, welche Rolle sie im gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Leben der Stadt tatsächlich spielten. Einzig die völlig Besitzlosen, die wegen fehlenden Grundbesitzes als »Arme« galten, wurden anschließend in die nun viel kleinere Restkategorie der »Sonstigen und Unbekannten« eingeordnet.

Nur in einzelnen Fällen lässt sich aufgrund anderer zeitgenössischer Quellen ermitteln, wer diejenigen waren, deren Beschäftigung festzuhalten man nicht für lohnend befunden hatte – auch wenn sie natürlich würdig gewesen waren, Steuern zu zahlen. Ausgehend von eigenen Untersuchungen solcher genaueren Angaben einiger Städte ernährte etwa

die Hälfte derjenigen mit unbekannter Beschäftigung ihre Familien aus der Landwirtschaft, in manchen Fällen ergänzt durch Mieteinnahmen oder Lohnarbeit. Der Größe ihrer Grundstücke nach zu urteilen wirtschafteten die meisten von ihnen selbständig, und nur bei einem kleinen Prozentsatz ist anzunehmen, dass sie warenproduzierende Landwirtschaft in größerem Umfang betrieben. Unter denjenigen mit unbekannter Beschäftigung waren viele ältere Menschen, meist Witwen, die von Zuwendungen ihrer Familien oder von Almosen lebten oder deren einzige Einnahmequelle die Unterbringung von Schülern in Kost und Logis war. Weiter waren in dieser Gruppe Bettler, entlassene Soldaten und – in weitaus geringerer Zahl – auch Rentiers zu finden, die von ihrem Besitz oder von Kapitalanlagen lebten.

Die Mehrheit der Stadtbewohner lebte jedoch von Lohnarbeit. Zu ihnen liegen nur bruchstückhafte Angaben von unterschiedlicher Zuverlässigkeit vor, auch deshalb, weil sie sich zum Teil nur vorübergehend in saisonaler Anstellung in der Stadt aufhielten. Der Anteil der Tagelöhner an der Bevölkerung machte in den freien königlichen Städten am Ende des 18. Jahrhunderts etwa 10–20 Prozent aus; 1828 war es in denjenigen acht Städten, die die Erwerbsgrundlagen besonders genau erfassten, ein Fünftel der Bevölkerung. (In zwei kleineren, niedergehenden Städten, in Tyrnau und Eperies, erreichten sie dagegen keine 10 Prozent.) In Pest, wo der Arbeitskräftebedarf am höchsten war, dürfte der Anteil der Lohnarbeiter – Tagelöhner, Händler, Diensthofen – nach meinen eigenen Berechnungen am Ende der 1840er Jahre mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausgemacht haben.

In immer größerer Zahl waren auch Frauen erwerbstätig: als Wäscherinnen, Marktfrauen (die oft den Verdienst ihres Mannes als Handwerksgehilfe durch Handel auf dem Markt ergänzten), Näherinnen und Stickerinnen (unter ihnen z. B. in Pest die Frauen, die für die Handschuhwerkstätten Heimarbeit verrichteten). Frauenarbeit war auch die der Kaffeebereiterinnen (was nicht mit dem Kaffeehausbetrieb zu verwechseln ist) oder der Betrieb von Garküchen und Würstchenbuden. Hauptgebiet der Arbeit von Frauen war jedoch die Beschäftigung als Diensthofen. Dienstpersonal zu halten gehörte zu jedem besseren Bürgerhaushalt: Es wurde benötigt, um die anfallende Arbeit im Haushalt zu erledigen, so zum Beispiel auch in den Handwerkerfamilien, in denen

nicht nur viele Kinder, sondern auch mitwohnende Gesellen und Lehrlinge den Haushalt vergrößerten. In solchen Fällen waren die Hausfrauen, besonders, wenn sie zugleich kleine Kinder zu versorgen hatten, auf eine oder mehrere Mägde angewiesen. Da jedoch Gesellen nicht allgemein verbreitet waren, war Dienstpersonal nur in jedem dritten Handwerkerhaushalt, bei Kaufleuten, Gastwirten und Intellektuellen dagegen in jedem zweiten Haushalt anzutreffen. Letztere hielten Dienboten auch wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung für unverzichtbar. Knechte waren dagegen seltener. Sie waren vor allem in den Häusern von Fuhrleuten, Gastwirten und Landwirten zu finden, wo sie sich weniger um den Haushalt zu kümmern, als vielmehr bei der anfallenden Arbeit mitzuhelfen hatten.

Ein bedeutender Teil jener Mehrheit der Stadtbewohner, die nicht selbständig waren und für Lohn arbeiteten, war im Handwerk beschäftigt: die Gesellen, die im Haushalt ihres Meisters lebten und daher von Steuern befreit waren, Gesellen, die einen selbständigen Haushalt führten, aber für einen Meister arbeiteten (auf die Pfuscher bzw. auf die mit behördlicher Genehmigung tätigen nichtzünftigen Handwerker als selbstständige Existenzen wird an dieser Stelle nicht eingegangen), sowie die erst in Ansätzen und nur in wenigen Städten auftretenden Arbeiter in Manufakturen und Fabriken. Die Zahl der Letzteren war sehr gering, in einer – oft kurzlebigen – Manufaktur arbeiteten gewöhnlich deutlich weniger als 100 Arbeiter. Selbst in Pest als der am stärksten industrialisierten Stadt jener Zeit lässt sich ihre Zahl am Ende der 1840er Jahre auf höchstens 100 bis 1.500 schätzen, sie lag also deutlich unter jener der etwa 7–8.000 Gesellen.

Und schließlich gehörten zu den von bezahlter Arbeit Lebenden auch die Beschäftigten der verschiedenen Ämter, im heutigen Sprachgebrauch die kleinen Angestellten: subalterne Fachleute, Gehilfen und Diener in städtischen und Komitatsämtern oder in den Diensten von Grundbesitzern.

Die Mehrzahl der Stadtbewohner waren also – besonders in den größeren Städten – unqualifizierte Arbeiter, Tagelöhner, Häcker und andere Personen, die Gelegenheitsarbeiten verrichteten. Die Städte wiederum, und vor allem diejenigen mit größerer Bevölkerung, die zentrale Funktionen erfüllten, boten ständigen oder vorübergehenden Zuwan-

ern zahlreiche Arbeitsmöglichkeiten. Sie lassen sich hier nicht alle beschreiben, einige wichtige sollen jedoch erwähnt werden, um damit die Bereiche jenseits der klassischen Gliederung der Stadtbewohner in Handwerker, Kaufleute und Landwirte besser vorstellbar zu machen. Vorgänge rund um Transport und Verkehr – das Be- und Entladen von Schiffen, der Transport von Waren über längere oder kürzere Strecken u. a. – gaben vielen Menschen Arbeit, aber auch Handlungsaufgaben in gewerblichen Unternehmungen. Besonders galt das für das Baugewerbe: Tagelöhner waren z. B. in den Ziegelbrennereien beschäftigt, und noch mehr wurden auf den Baustellen benötigt. Zudem wurden in fast jeder Stadt Arbeitskräfte in den verschiedenen Bereichen der Urproduktion benötigt. In Pest bedeutete die Versorgung mit Trinkwasser aus der Donau Arbeit für ein Heer von Wasserträgern. Das Hacken von Feuerholz war eine Verdienstmöglichkeit, aus Pest ist auch bekannt, dass sich eine ältere Slowakin ihren Lebensunterhalt jahrelang dadurch sicherte, dass sie die in Tischlereien anfallenden Späne sammelte und als Brennmaterial an andere arme Leute verkaufte. Andere verdingten sich als Gepäckträger oder Briefboten. Je größer eine Stadt war, umso vielfältigere, uns heute oft unbekanntere Arbeitsmöglichkeiten bot sie, und je mehr Funktionen sie ausübte, umso größer war deren Zahl. In den kleineren Städten dagegen blieb die traditionelle Aufteilung der Erwerbszweige weiterbestehen, und in erster Linie bot die Landwirtschaft Arbeitsmöglichkeiten für Besitzlose.

### **Die Schichtung nach Besitz**

Gegenüber der insgesamt wenig veränderlich scheinenden Zusammensetzung derjenigen, die bürgerlichen Beschäftigungen nachgingen, spielten sich in der wirtschaftlichen Lage einzelner Berufe und Beschäftigungszweige, deren gesellschaftlicher Position und Finanzkraft tiefgreifende Veränderungen ab. Die städtischen Elemente mit dem größten Besitz waren bereits im Mittelalter die Großkaufleute gewesen, die Fernhandel betrieben, und deren führende Position wurde vom Übergang zur kapitalistischen Wirtschaft noch gestärkt. Wie schon mehrfach erwähnt, berührten die Veränderungen vor allem die Handwerker negativ,

auch wenn dies in verschiedenen Städten bzw. Gewerken nicht im gleichen Maß der Fall war. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte das städtische Handwerk vor allem den Bedarf der lokalen Bevölkerung befriedigen, doch auch dies nicht umfassend. Seine Produktivität war niedrig, die Mehrheit der Meister arbeitete allein oder bestenfalls mit einem Gesellen. Die wachsende Zahl der Artikel, die, vor allem an den wichtigeren Handelsstraßen, über den Handel zu beziehen war, machte die Bewohner der Provinz weniger abhängig vom Handwerk der Städte. Zugleich entwickelte sich das Handwerk in größeren Siedlungen auf dem Land, in denen ebenfalls Zünfte entstanden, welche versuchten, Konkurrenz, auch aus den Städten, fernzuhalten. So waren städtische Handwerker nur noch für die Bevölkerung kleinerer Städte mit wenig Kaufkraft in rückständigeren Gegenden ein wichtiges wirtschaftliches Bindeglied zwischen Stadt und Land.

Dass das städtische Handwerk auf die Rolle eines lokalen Versorgers reduziert wurde, berührte Vertreter einzelner Berufe unterschiedlich. Für solche, die in erster Linie für die lokale Nachfrage arbeiteten, aber auch für die Hersteller von Luxusartikeln änderte sich weniger als für Hersteller, die für Käufer in der Provinz tätig gewesen waren. All das veränderte die Unterschiede in der Einträglichkeit einzelner Gewerke, die es immer gegeben hatte, die Unterschiede in den Besitzverhältnissen ihrer Vertreter und im Ergebnis beider in der gesellschaftlichen Anerkennung. Meister, deren Steuern so hoch waren wie die, die von Gesellen entrichtet wurden, oder deren Höhe kaum überstiegen – in Ofen war das bei jedem zehnten Handwerksmeister der Fall –, konnten ihren Familien bestenfalls ein bescheidenes Auskommen sichern, und auch ihr Ansehen dürfte niedrig gewesen sein. Denn alle die gerade beschriebenen Veränderungen hatten zur Folge, dass es in den Städten des Vormärz, und besonders in den größeren unter ihnen, zunehmend nicht die rechtliche Stellung und auch nicht der Beruf, sondern Unterschiede im Besitz waren, die Trennlinien zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zogen.

Ein immer geringerer Teil der Handwerker konnte aufgrund seines Einkommens oder Vermögens Anerkennung erlangen. In Pest war z. B. im Vergleich zum späten 18. Jahrhundert der Anteil derjenigen, die als Meister 5 Ft. oder weniger an Steuern zahlten, beträchtlich gestiegen,

und der Anteil derer, die mehr als 10 Ft. zahlten, auf die Hälfte gesunken. In Gran, wo fast 90 Prozent der Meister in die niedrigste Kategorie mit weniger als 5 Ft. Steuern gehörten und nur 2 Prozent die höchste Steuer von über 10 Ft. zahlten, galt das in noch höherem Maße. In Debrecen dagegen waren die Verhältnisse der Handwerker ausgeglichener: Auch wenn hier ebenso nur ein Bruchteil der Meister in die höchste Steuerkategorie gehörte, war der Anteil derer, die in die niedrigste bzw. in die mittlere Kategorie (5–10 Ft.) gehörten, etwa gleich. Das Beispiel Pests zeigt jedenfalls, dass das Einkommen der Mehrzahl der Handwerker rückläufig war.

Die Entwicklung des Steueraufkommens ist zwar ein wichtiger Indikator, sie gibt jedoch kein Bild von den Besitzverhältnissen des Besteuerten. Zu diesem geben Nachlassverzeichnisse – die leider nur bei einem Bruchteil der Bevölkerung vorliegen – genauere Auskunft. Verzeichnisse aus Raab und Ödenburg aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestätigen den Eindruck vom Rückgang der Einnahmen bei den Handwerkern. Was den durchschnittlichen Umfang eines Nachlasses angeht, so standen in Raab in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts Handwerksmeister nach Kaufleuten und Gastwirten an dritter Stelle. In den 1830er/40er Jahren waren sie auf den vierten bis fünften Platz abgerutscht, hinter die Schicht der Beamten und Intellektuellen. Unter denjenigen, die die größten Besitztümer hinterließen, waren immer weniger Handwerker anzutreffen, in den 1840er Jahren bezeichnenderweise kein einziger mehr. Dagegen wuchs die Summe der Schulden, die ein Erbe belasteten. In den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatten diese durchschnittlich 20 Prozent ausgemacht, in den 1840er Jahren verschlangen sie bereits fast die Hälfte. In Ödenburg war die Lage dagegen umgekehrt: Hier verloren zur Jahrhundertmitte die Kaufleute ihre führende Position, an ihre Stelle traten die als Landwirte und Weinbauern tätigen Bürger, während die früher auf dem vierten oder fünften Platz stehenden Handwerker nun den zweiten Platz einnahmen. Ihre Verschuldung war jedoch noch höher als die der Raaber, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erreichte die Summe der Schulden, die auf einem Erbe lastete, 60–70 Prozent, in manchen Jahrzehnten war sie noch höher.

Auch wenn die Handwerker generell abstiegen, war ihre Lage also nicht in jeder Stadt gleich, wie auch die Einträglichkeit einzelner Berufe von Stadt zu Stadt verschieden ausfiel. Während die Begütertesten in den meisten Städten in den Branchen Lebensmittel, Bau und Metall tätig waren oder zu den wenigen Manufaktur- und Fabrikbesitzern gehörten, waren diejenigen, die in den stark vertretenen Branchen, im Textil- und Bekleidungs-gewerbe, aktiv waren, mit wenigen Ausnahmen in die niedrigeren Steuerklassen eingeordnet. In Debrecen gehörten jedoch gerade sie zu den Bessergestellten und behielten ihre Führungsposition. Die Gewerbetreibenden, die zu den größten Steuerzahlern gehörten, verwendeten ihr Kapital zum Erwerb von Immobilien – Häusern und Agrarland – oder investierten es in eine weitere Einnahmen generierende Tätigkeit, die sie neben ihrem Handwerk betrieben, meist in den Aufbau eines Handelsgeschäfts. (Von der Lockerung der korporativen Zwänge zeugt die wachsende Zahl der Stadtbewohner, die verschiedene Berufe nebeneinander ausübten.) Die letztere Anlagestrategie wies bereits weit über den Zunft-rahmen hinaus, aus diesen Meistern rekrutierte sich später die kleine Gruppe der Industrieunternehmer, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu einem Kernbestandteil des modernen Bürgertums wurde. Sie bildeten jedoch eher eine Ausnahme: Der größte Teil der Handwerker wurde zu kleinbürgerlichen Existenzen mit sehr bescheidenem Einkommen.

Auch wenn sich die Besitzverhältnisse auch bei den Kaufleuten deutlich unterschieden, gehörten doch weitaus weniger unter ihnen, in erster Linie die Betreiber von Gemischtwarenläden, die Krämer, Markthändler und Markt-frauen, zu den weniger als 5 Ft. Steuern zahlenden. Die Mehrzahl der Betreiber von Fachgeschäften gehörte in die mittlere Kategorie (5–10 Ft.), die höchsten Steuern zahlten verständlicherweise die Großkaufleute. Der Handel erforderte größere und kontinuierlichere Kapitalanlagen als das Handwerk, deswegen war bei ihnen die Neigung zum Erwerb von Immobilien geringer. Wenn sie es taten, kauften sie vorrangig Häuser, teils wegen des zu erwartenden Gewinns aus Mieteinnahmen, teils, weil das Vorhandensein städtischer Immobilien ihre Kreditfähigkeit erhöhte. Kapitalstarke Kaufleute errichteten auch keine für eine Familie dimensionierten Häuser, sondern eher sogenannte Zinspaläste mit großen, anspruchsvollen Wohnungen und mit Geschäftsräumen im

Erdgeschoss, deren Miete die der Wohnungen noch überstieg. Auch ihr eigenes Heim war geräumig und großzügig eingerichtet, vor allem bei denjenigen, deren Ziel es nicht nur war, Vermögen für ihre Nachfahren zu begründen, sondern diesen auch zu sozialem Aufstieg zu verhelfen. Dies bezweckten auch ihre Bildungsstrategien: Ihre Söhne, selbst diejenigen, die das Geschäft weiterführen sollten, ließen sie das Gymnasium absolvieren, manche wurden auch auf die Universität geschickt. Auch Handwerker erkannten zunehmend die Bedeutung von Bildung: Statt der städtischen Bürgerschule ließen sie ihre Söhne wenigstens die unteren Klassen des Gymnasiums abschließen und die Begüterteren unter ihnen erwarteten auch, dass sie das Abitur ablegten, was von Veränderungen in der Mentalität der städtischen Bürger zeugt.

Im Unterschied zu früheren Jahrhunderten, als die Struktur der städtischen Gesellschaft im Vergleich zu der des 19. Jahrhunderts einfacher und überschaubarer gewesen war, fielen in dieser Zeit – und vor allem in den größeren Städten – Besitz, Bildung und gesellschaftliches Prestige nicht mehr zusammen. Während Adel und Honoratioren vor allem diejenigen aus der Gruppe der Bürger akzeptierten, als Verbündeten und manchmal auch als gleichrangige Partner ansahen, die wohlhabend und gebildet waren und neue Wege im Wirtschaftsleben beschritten, war deren gesellschaftliche Anerkennung in breiteren Kreisen der Gesellschaft gering. In den Augen der Mehrheit der Stadtbewohner besaßen die korporativ organisierten Kaufleute, die ihr Geschäft in traditioneller Form betrieben, mehr Ansehen als diese neue Schicht, die oft wesentlich mehr Kapital besaß. Die Antipathie ihnen gegenüber wurde dadurch gesteigert, dass der Anteil der Juden unter ihnen hoch war. Der Umstand, dass Kaufleute mit dieser neuen Mentalität zur Ausdehnung ihres Geschäfts und zu seiner ungehinderten Fortsetzung bzw. zur Erhöhung ihres Ranges, und die Juden infolge ihres Interesses an Gleichberechtigung, an der völligen Abschaffung ständischer Bindungen interessiert waren, beförderte diese Abneigung weiter. Wegen des letzteren Punktes verhielten sich viele Stadtbewohner diesen neuartig vorgehenden Kaufleuten und den Intellektuellen gegenüber feindselig, was die Kleinbürger der Josephstadt während der Nachwahlen in den Stadtrat 1848 wohl am treffendsten formulierten. Sie verlangten nämlich, dass der Kandidat kein »Lateiner«, d. h. kein Gebildeter, sein solle und dass er in Pest gebo-

ren und dort Hausbesitzer sein solle. István Széchenyi erkannte die Ausweglosigkeit dieser Lage, als er am 7. Mai 1848 Folgendes zum laufenden Wahlkampf in sein Tagebuch notierte:

»Die Bürger besiegen (?) die Lateiner (!). Verhängnisvoll. Man weiß nicht, was man tun soll! Ergreift man für die Lateiner Partei (so nennen Ungarn andere Ungarn!), gibt es Anarchie – den Tod! Siegen die Bürger, ist das der Verrat des Ungartums! Wählt! Lieber untergehen als untreu werden. «

Reichtum und Bildung waren damals also erst von einem engen Segment der städtischen Gesellschaft anerkannt. Beim ständischen Bürgertum und den kleinbürgerlichen Schichten ohne Bürgerrecht genoss ein Meister mit gutgehendem Geschäft und weniger Kapital oder ein Fachhändler, auf dessen Firmenschild seit Jahrzehnten derselbe Name prangte, mehr Ansehen als der wesentlich reichere, zum Erwerb des Bürgerrechts jedoch nicht zugelassene Großkaufmann, der sein Vermögen nicht durch das Erbe der Familie begründet, sondern mit – in ihren Augen – zwielichtigen Geschäften, durch Aufkauf, Markthandel und verdächtigen Kreditgeschäften erworben hatte. Das Misstrauen gegenüber diesem Typus des Kaufmanns wurde durch das Vorurteil gegenüber Juden noch gesteigert (ganz wie wenige Jahrzehnte zuvor die griechischen Katholiken Gegenstand ähnlicher Ablehnung gewesen waren). Sie hatten eine andere Religion, andere Bräuche und eine andere Lebensweise. Die Wurzel dieser Ablehnung war wirtschaftlicher Natur, dahinter verbargen sich Eifersucht und Neid auf den erfolgreichereren Konkurrenten.

Mentalität und Kraft des alten Bürgertums zeigten sich bei den Wahlen zu den Stadträten 1848, zu denen im Unterschied zur früheren Praxis der Kreis der Wahlberechtigten trotz des neu eingeführten Besitzzensus wesentlich größer geworden war. Vielerorts – z. B. in Raab und Debrecen – behielt ein großer Teil der Beamten seine Stelle, und die Stadtvertretung, die nun statt der alten Wahlbürgerschaft die Bürger vertreten sollte, hatte sich eher an Zahl als in ihrer personalen Zusammensetzung verändert. In den meisten Städten machte, auch wenn Handwerksmeister und Landwirte stark vertreten blieben, ein gewachsener Anteil von Kaufleuten und Intellektuellen die Veränderungen der Zeit sichtbar.

Besonders in Pest war der Wandel beträchtlich: Hier bestand der Innere Rat zur Hälfte aus Personen ohne Bürgerrecht und mehr als ein Viertel der Stadtversammlung aus Intellektuellen, mehr als ein Drittel der Letzteren hatte kein Bürgerrecht. Trotz all dieser günstigen Veränderungen behielten aber in der Stadtführung die Handwerker und Landwirte das entscheidende Wort.

Adel und Intellektuelle, die eine führende Rolle beim Fortschreiten der Urbanisierung spielten, akzeptierten im Unterschied zum ständischen Bürgertum eher diese gebildete, reiche Schicht von Kaufleuten als Partner bei der Umsetzung ihrer wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Reformvorhaben. Wenn deren gesellschaftliche Anerkennung vorerst auch begrenzt blieb, wirkten sie doch mit ihnen in verschiedenen Vereinen zusammen, deren bürgerliche Mitglieder sich – neben den Intellektuellen – vor allem aus solchen Kaufleuten mit neuer Mentalität rekrutierten.

Nicht nur Vermögenslage, Beruf, Zunftzugehörigkeit oder umgekehrt die Nichtberechtigung zur dortigen Mitgliedschaft bestimmten die Identität der Stadtbewohner bzw. zogen Trennlinien zwischen ihnen, sondern auch religiöse und ethnische Zugehörigkeiten. Die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung fiel in den einzelnen Städten unterschiedlich aus: In einigen waren Magyaren in der Überzahl, in anderen dominierten weiterhin deutsche Bewohner, und in vielen Städten lebten, wenn auch in geringerer Zahl, auch Slowaken, Serben oder Vertreter anderer ethnischer Gruppen. In den Städten mit magyarischer Mehrheit setzte sich ein nicht unbedeutender Teil des besitzenden Bürgertums aus Deutschen zusammen, auch wenn im Vormärz die Magyarisierung der deutschen Stadtbevölkerung einsetzte. Die ethnische Vielfalt war in diesem Zeitraum keine Konfliktquelle mehr, eher ging es um multikulturelles Zusammenleben. Einzelne ethnische Gruppen gingen zwar im öffentlichen Leben der Stadt Bündnisse ein und wirkten auf wirtschaftlichem Gebiet zusammen, in ihrem familiären Leben und im geselligen Umgang bewahrten sie jedoch ihre Absonderung. Ähnlich war das Verhältnis zwischen den Konfessionen: In dieser Hinsicht zeigten alle Städte ein gemischtes Bild, in etlichen (z. B. in Pest und Ofen) dominierten die Katholiken, andernorts die Protestanten.

In den letzteren Städten waren Konflikte mit der sich in immer größerer Zahl dort niederlassenden und von Regierungsseite geförderten katholischen Minderheit häufig. Die konfessionellen Bindungen waren besonders bei den Konfessionen stark, die Minderheiten bildeten – bei den Evangelischen, den griechischen Katholiken und den Juden. Die Verbreitung der Ideen der Aufklärung zeigten die vereinzelt Fälle, in denen Wohltätigkeit nicht nur für Angehörige der eigenen Konfession, sondern für jegliche Arme geübt wurde.

Zur städtischen Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts lässt sich nur ein skizzenhaftes, vergrößertes Bild zeichnen, denn viele Aspekte, z. B. Fragen der ethnischen und religiösen Gliederung, lassen sich hier teils aus Gründen des Umfangs, teils wegen der geringen Zahl der einschlägigen Studien nur kurz behandeln, und die Frage der Segregation nach Wohnort wurde hier bislang ganz ausgeblendet. Doch diese Beschreibung ihrer wichtigsten Züge überzeugt den Leser vielleicht davon, dass die Veränderungen im Verhältnis der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten zueinander, auch wenn sie noch so unbedeutend erschienen, zum Zerfall der ständischen Bindungen beitrugen und den Boden für die Entstehung einer modernen städtischen Gesellschaft vorbereiteten. Nicht, weil hier eine zahlenmäßig vorerst noch kleine Gruppe von Bürgern erschien, die entschiedene Anhänger dieser Veränderungen waren und teilweise selbst oder über ihre Familien zu Vertretern des in der zweiten Jahrhunderthälfte entstehenden modernen Bürgertums wurden, sondern vor allem, weil sie durch neuartige Denkweisen und Geschäftsstrategien selbst als dessen Vorläufer agierten. Das wichtigste Zeichen des beginnenden Wandels war meines Erachtens, dass wirtschaftliche Unterschiede immer wichtiger wurden als die alten ständischen Trennlinien: Besitz, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Erfolg (und als solcher muss die Akzeptanz dieses neuen bürgerlichen Segments durch ranghöhere Stadtbewohner verstanden werden) waren wichtiger als die Zugehörigkeit zum Bürgerstand oder die Zunftmitgliedschaft. Auch ein Teil des alten Bürgertums begann neben dem Fachwissen nun auch die Bedeutung von Kultur und Bildung begreifen. So sehr sich das ständische Bürgertum auch gegen die Reformen sträubte, so hochmütig es sich auch an seine Vorrechte klammerte, die neue Mentalität erreichte letztlich auch seine Vertreter. Zudem zeigt das An-

wachsen von Zahl und Bevölkerungsanteil der von Arbeitseinkommen Lebenden, dass die Veränderung – zumindest in den bedeutenderen Städten – bereits die Entstehung einer modernen städtischen Gesellschaft vorbereitete, an der – trotz der fortwährenden hohen Zuwanderung in die Städte – auch deren Bewohner des Vormärz teilhatten. Das moderne Bürgertum – sowohl das Großbürgertum als auch seine mittleren Schichten und das Kleinbürgertum – rekrutierte sich zu einem großen Teil aus den alten Stadtbewohnern; so, wie auch ein bedeutender Teil der Facharbeiter in Ungarn aus den Handwerksgesellen hervorging. Die moderne Stadt und die moderne städtische Gesellschaft hatten Vorläufer – nach meiner Überzeugung gibt es eine Kontinuität zwischen den alten Stadtbewohnern und der neuen Stadtgesellschaft.

## Ausblick. Der Platz der »alten Städte« im Städtenetz des Dualismus

Im vorangehenden Kapitel wurde zu belegen versucht, dass die Wurzeln der modernen städtischen Gesellschaft in den Vormärz zurückreichen, dass damals die Voraussetzungen zur Umgestaltung der alten Stadtgesellschaft geschaffen wurden. Doch wie weit blieb das vor der Industrialisierung entstandene Städtenetz unter den kapitalistischen Verhältnissen lebensfähig?

Schon im vorigen Kapitel wurde nochmals betont, dass das vorliegende Buch sich mit den Städten Ungarns vor der Industrialisierung beschäftigt. Seine zentrale Fragestellung ist, wie weit es möglich ist, das Städtenetz zu rekonstruieren, das bis zu diesem Zeitpunkt aus den Gruppen der Stadtrecht besitzenden freien königlichen Städte bzw. aus Siedlungen ohne Stadtrecht zusammengesetzt war. Die Gesetze und Verwaltungsvorschriften des Dualismus bestimmten den Kreis der Städte nicht mehr nach deren Rechtsstellung, sondern nach deren Aufgabenkreis bzw. Bevölkerungsgröße und teilten sie in die zwei Gruppen der Munizipalrecht besitzenden Städte bzw. der Städte mit geordnetem Magistrat ein. Ab dieser Zeit wurde der Bestand an Städten gesetzlich festgelegt, Historiker wie Zeitgenossen konnten seitdem bestenfalls die Kriterien der Erhebung einzelner Städte zur Stadt oder deren Fehlen bemängeln, d. h. Zweifel an der Fundiertheit der Entscheidung anmelden. Diese verwaltungstechnische Einteilung schafft für die Historiker vor allem Probleme, wenn es gilt, den Anteil der Stadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung des Landes auszumachen und im europäischen Vergleich einzuordnen, denn sowohl der für den Beginn des 19. Jahrhunderts *geschätzte* Anteil von 12–13 Prozent als auch der zum Ende des Jahrhunderts *gemessene* Anteil von 16 Prozent an allen Einwohnern ist verschwindend gering, vergleicht man ihn mit den 35 Prozent bzw. 70 Prozent in den Niederlanden bzw. den 23 Prozent und 75 Prozent in England. In Frankreich und Deutschland, die zu Beginn des Jahrhunderts von einem ähnlich niedrigen Niveau aus (13 Prozent bzw. 10 Prozent) starteten wie Ungarn, wuchs die Stadtbevölkerung bis zur Jahrhundertwende auf 39 Prozent bzw. 49 Prozent. Der Vergleich ist jedoch unrealistisch, weil die Kriterien für eine Stadt von Land zu Land

verschieden waren. Statistisch wurden in Frankreich Siedlungen mit mehr als 2.000 Einwohnern, in Belgien solche mit mehr als 5.000 Einwohnern zu den Städten gerechnet, in England gehörten auch Ortschaften mit deutlich niedrigerer Bevölkerungsgröße dazu. Aufgrund dieser Unterschiede entwickelte sich europaweit die Praxis, gewöhnlich Siedlungen mit mehr als 5.000 Einwohnern als stadtartig anzusehen. Berücksichtigt man diesen Schwellenwert, so lag die Stadtbevölkerung Ungarns am Ende des 19. Jahrhunderts bei 27 Prozent, was immer noch weniger ist als in den eben angeführten Ländern, jedoch einen geringeren Unterschied erbringt. Im Vergleich zu den österreichischen Kronländern schnitt das Land damit sogar geradezu vorteilhaft ab, da, während dort 1910 nur 21 Städte mehr als 10.000 Einwohner hatten, es in Ungarn immerhin mehr als 80 waren. Doch muss auch berücksichtigt werden, dass ein bedeutender Teil der städtischen – und sogar der mittel- und großstädtischen – Bevölkerung in Siedlungen lebte, die zwar in wirtschaftlicher, administrativer und kultureller Hinsicht städtische Funktionen erfüllten, in ihrer Lebensweise jedoch kaum dem Kriterium städtischen Lebens entsprachen.

Betrachten wir schließlich, welches Gewicht die Städte der ersten Jahrhunderthälfte im modernen Städtenetz Ungarns hatten bzw. wieweit die Umgestaltung des Städtenetzes im Kapitalismus analog zu den in Westeuropa beobachteten Phänomenen verlief, und welche spezifischen Züge die ungarische Entwicklung aufwies.

Die Verwaltungsgesetze definierten den Bestand an Städten, ein selbstständiges Gesetz zur Rechtsstellung der Städte wurde jedoch nie verabschiedet. Die Unsicherheiten um die Definition einer Stadt spiegelten auch die Widersprüche zwischen den Gesetzen von 1870 und 1886 wider. GA 42/1870 über die Ordnung der Munizipien (A köztörvényhatóságok rendezéséről) führte neben den Komitaten alle Städte auf, die den Rechtsstatus selbständiger Munizipien erhielten und somit auch keiner Komitatsverwaltung unterstellt waren. Dazu zählte der Gesetzesartikel alle freien königlichen Städte, die 16 Zipser Städte und weitere 21 Siedlungen. Alle übrigen Städte betrachtete er als Gemeinden, die allerdings als eine gesonderte Gruppe unter der Bezeichnung »Städte mit geordnetem Magistrat« in das allgemeine System der Verwaltung eingliedert wurden. 1870 hatten die alten Privilegien also noch eine be-

stimmende Rolle gespielt, was den Herausforderungen der Zeit schon deshalb nicht genügen konnte, weil, wie bereits gezeigt, ein bedeutender Teil der freien königlichen Städte bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts keine wichtigere städtische Funktion bzw. eine solche als zentraler Ort mehr besaß und auch die Mehrheit der unter die Munizipien eingeordneten Marktstellen keine solche Funktion innehatte. Tatsächliche Stadtfunktionen berücksichtigte GA 20/1876, der 47 Städte aus dem Kreis der Munizipien strich und sie zu Städten mit geordnetem Magistrat herabstufte. Durch dieses Gesetz verloren neben den Zipser Städten auch 28 königliche Städte ihren höheren Rang, ebenso 18 der 21 Siedlungen, die 1870 zusätzlich in diese Kategorie eingeordnet worden waren. Auf der höheren Rangstufe verblieben nur Kecskemét, Großwardein und Werschetz und dazu Baja und Hódmezővásárhely, die 1873 zu Munizipien aufgewertet worden waren. Die Zahl der Städte mit Munizipalrecht an der Spitze der Hierarchie sank damit auf 24. GA 21 und 22/1886 über die Munizipien bzw. die Gemeinden vervollständigten die gesetzliche Regelung der öffentlichen Verwaltung im Dualismus, indem sie die verschiedenen Typen und Formen der lokalen Verwaltung bestimmten. Der Gesetzesartikel ließ die Zahl der mit Munizipalrecht ausgestatteten Städte unverändert, ebenso die Behandlung aller übrigen Städte zusammen mit den Gemeinden. Unter bestimmten Voraussetzungen (nämlich wenn zwei Drittel der Steuer zahlenden Bürger dies verlangten und die materiellen und geistigen Mittel dazu gegeben waren) ermöglichte er es Städten mit geordnetem Magistrat, Munizipalrecht zu erlangen. Vor dem ersten Weltkrieg gelang dies nur Miskolc 1907.

1910 bestand das ungarische Städtenetz aus 27 Munizipalstädten und 111 Städten mit geordnetem Magistrat, d. h. aus insgesamt 137 Städten. Auf dem Gebiet Ungarns im engeren Sinne bzw. auf dem Territorium, das hier in den Untersuchungen bis zum frühen 19. Jahrhundert zugrunde gelegt wurde, also in Ungarn ohne Kroatien-Slawonien und Siebenbürgen, lagen 24 Munizipalstädte und 88 Städte mit geordnetem Magistrat. 20 der 24 Munizipalstädte (83 Prozent), die die Spitze der Städtehierarchie bildeten, waren bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Städte mit bedeutendem Funktionsspektrum gewesen. Neben der Hauptstadt gehörten hierzu acht Handelszentren ersten Ranges bzw. acht Sammel- und Distributionszentren, drei weitere hatten zu den

Handelszentren zweiten Ranges gehört. Schemnitz war ein Marktzentrum von geringerer Bedeutung gewesen, und nur Hodmezővásárhely, Maria-Theresiopel und Pantschowa hatten zu Beginn des Jahrhunderts nicht zu den Siedlungen mit zentralen Funktionen gehört. (Die ersten beiden gelangten aufgrund ihrer hohen, die 50.000er Marke übersteigenden Bevölkerungszahl in diese Gruppe – hinsichtlich ihrer Urbanität hatte sie der bereits erwähnte Statistiker Károly Keleti auf den 80. bzw. 89. Platz eingestuft.)

Von den 88 Städten mit geordnetem Magistrat hatten 26 (30 Prozent) schon zu Beginn des Jahrhunderts zu den Städten im funktionalen Sinn gehört, weitere 20 waren Marktzentren und noch einmal 18 Unterzentren gewesen. Auch diese Gruppe der Städte hatte also zu einem großen Teil (73 Prozent) bereits früher zu den Siedlungen mit geringerer oder stärkerer Ausstrahlung und zentralen Funktionen gehört. Mit anderen Worten hatte sich der Bestand des Städteneetzes nur in geringem Ausmaß verändert bzw. um neue Mitglieder erweitert. Umgekehrt waren 77 Prozent der Städte vom Beginn des Jahrhunderts und 80 Prozent der damaligen Marktzentren ebenfalls Bestandteil des Städteneetzes im Dualismus. Auch alle damaligen Handelszentren ersten Ranges, alle Sammel- und Distributionszentren sowie überraschenderweise auch alle niedergehenden Außenhandelszentren hatten ihre städtische Funktion bewahrt. Diejenigen, die herausgefallen waren, hatten eher zu den Städten mit geringerem zentralem Funktionsspektrum auf den niederen Stufen der Hierarchie gehört. In vielen Fällen war ihr Niedergang auch dadurch mit verursacht worden (so z. B. in Keszthely, Dunaföldvár, Großsankt-nikolaus, Neustadt an der Waag oder Freistadt), dass die Eisenbahnlinien sie nicht berührten oder sie nur durch Zweiglinien mit den Hauptverkehrslinien verbunden waren.

Somit kann festgehalten werden, dass sich der Kern des Städteneetzes in der Zeit des Kapitalismus, genauer gesagt der Bestand der Städte an der Spitze der Hierarchie, bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herauskristallisiert hatte. Denn wenn wir die als Städte eingeordneten Siedlungen von 1828 in der Reihenfolge nach ihrem Funktionsspektrum mit den von Pál Beluszky für 1900 beschriebenen Hierarchieniveaus vergleichen, so ist die Übereinstimmung an der Spitze der Hierarchie augenfällig. Beluszky hatte nicht nur Städte, sondern daneben auch etwa

ehundert Gemeinden, die gewisse zentrale Aufgaben erfüllten, nach ihren Funktionen, in erster Linie nach der Vielfalt ihrer Verwaltungsaufgaben, gruppiert.

Der gesamte Bestand von Städten mit vollständiger oder teilweiser Zentrumsfunktion ging nach Beluszky aus den Städten hervor, die auch in meiner Untersuchung als erstrangige Zentren eingeordnet wurden. Die Hälfte der Städte, die 1828 an der Spitze der Hierarchie gestanden hatten, hatte ihre Vorrangstellung auch zur Jahrhundertwende bewahrt, 72 Prozent von ihnen waren noch immer dort anzutreffen. Alle Städte ersten Ranges und 95 Prozent derjenigen zweiten Ranges blieben – auf dem gleichen oder gegebenenfalls auf einem niedrigeren Rang – Bestandteile des Städtenetzes. Oberhalb der Hierarchieebene der Mittelstädte rekrutierten sich mehr als 80 Prozent des Städtebestandes von 1900 aus diesen Siedlungen, auf den niederen Ebenen der Hierarchie nur 16 Prozent. Insgesamt waren also mehr als zwei Drittel der Städte, die das Städtenetz auf dem Gebiet Ungarns im engeren Sinne bildeten, bereits zu Beginn des Jahrhunderts Ortschaften mit zentraler Funktion gewesen. Im Bestand der sieben Gruppen auf den obersten Ebenen der von Beluszky bestimmten Hierarchie hatten 81 Prozent schon 1828 zentrale Funktionen ausgeübt. Diese letzteren Orte waren wiederum nur ein Teil des damaligen Städtenetzes gewesen.

Aus all dem folgt, dass das Städtenetz und die Städtehierarchie des Dualismus in großen Teilen bereits zu Beginn des Jahrhunderts bestanden hatten. Der »Zentrenbedarf« der sich entfaltenden bürgerlichen Verwaltung und der Ausbau eines Netzes entsprechender Institutionen und nicht zuletzt der Eisenbahnbau und die Anfänge der Industrialisierung modifizierten – wie auch andernorts in Europa – dieses Netz, sie veränderten es jedoch nicht grundlegend. All dies widerspricht jener Auffassung, wonach im Zuge des Urbanisierungsprozesses des 19. Jahrhunderts staatliche Eingriffe die Entwicklung von Städtenetz und Städtehierarchie aus deren Binnendynamik heraus in den Hintergrund gedrängt hätten.

Diese relative Kontinuität in der Entwicklung des Städtenetzes war keine ungarische Besonderheit: Von Mitte des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts war die Urbanisierung europaweit – im Unterschied zu früheren Jahrhunderten – nicht so sehr durch die schnelle Entwicklung der

Großstädte, sondern durch schnelles Bevölkerungswachstum der kleineren Städte gekennzeichnet, von denen dadurch viele die Schwelle zur Mittel- oder Großstadt überschritten. Die Zusammensetzung des Städtebestandes wies auch in anderen europäischen Ländern hohe Kontinuität auf, und nur wenige Städte kamen neu hinzu. Dies waren vor allem neue Verkehrszentren, Eisenbahnknotenpunkte und Industriestädte, deren Zahl, anders als allgemein angenommen wird, vor allem in England und in geringerem Ausmaß in Deutschland, im Ruhgebiet, hoch war und erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beträchtlicher wurde.

Auch in Ungarn begründete der Ausbau des Eisenbahnwesens den Aufstieg einiger Siedlungen mit zuvor nur beschränkter Bedeutung zu Städten, Beispiele dafür sind Sollnóck, Kaposvár, Maria-Theresiopel und viele andere. Darüber hinaus wies die Urbanisierung in Ungarn zwei Besonderheiten auf. Die eine – die auf den späten Aufschwung der Industrialisierung erst am Ende des 19. Jahrhunderts zurückzuführen ist –, war, dass lediglich Neu-Pest (Újpest) durch seine Industrie zur Stadt aufstieg, während die Mehrzahl der neuen Städte aus bevölkerungsreichen Agrarsiedlungen der Tiefebene hervorging, die zuvor überhaupt keine zentralen Funktionen ausgeübt hatten. Die landwirtschaftliche Warenproduktion blieb mit anderen Worten weiterhin ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung von Städten, und die Dominanz der Agrarstädte im Städtenetz bestand fort. Das Städtenetz Ungarns wies also nicht nur in seiner Zusammensetzung hohe Kontinuität auf, auch das problematische Erbe der historischen Spezifik der Urbanisierung in Ungarn bestand fort.

Eine zweite Besonderheit war, dass sich die Bevölkerungsentwicklung der Hauptstadt bzw. der Wachstumsrhythmus der übrigen Städte von derjenigen in der Mehrzahl der europäischen Länder abweichend gestaltete. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übertraf das Bevölkerungswachstum Budapests nicht nur das aller anderen Städte Ungarns, sondern auch das anderer europäischer Hauptstädte beträchtlich. Von 1804 bis 1850 verdreifachte sich die Zahl der Einwohner Pest-Ofens, während Paris im gleichen Zeitraum um 36 Prozent, London um 60 Prozent und Prag um 66 Prozent wuchsen und sich auch die Einwohnerzahl Wiens verglichen mit 1781 nur verdoppelte. Noch wichtiger ist

jedoch die Tatsache, dass der Wachstumsrhythmus der Hauptstadt auch den aller übrigen Städte Ungarns übertraf. In Städten mit mehr als 10.000 Einwohnern wuchs die Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um insgesamt 77 Prozent (davon in solchen mit mehr als 20.000 Einwohnern auf das Zweieinhalbfache, in jenen zwischen 10.000 und 20.000 Einwohnern jedoch nur um 33 Prozent). In anderen europäischen Ländern überstieg dagegen das Wachstum von Städten dieser Größenordnung das der jeweiligen Hauptstadt. Auch dort verlief die Bevölkerungszunahme größerer Städte am schnellsten, doch vermehrte sich dort zugleich auch die Zahl der Großstädte insgesamt, während sie sich in Ungarn kaum veränderte.

Dieses herausragend starke Wachstum der Hauptstadt war ab den 1820er Jahren zu beobachten. Von 1787 bis 1804 waren Städte mit mehr als 10.000 Einwohnern noch schneller als Pest-Ofen gewachsen (111 Prozent im Vergleich zu 103 Prozent). Von 1804 bis 1830 stieg dessen Einwohnerzahl dann auf das Doppelte, während andere Großstädte nur um 73 Prozent zulegten. Lediglich in einigen Städten mit mehr als 20.000 Einwohnern kam der Zuwachs dem in Pest-Ofen nahe. Folglich blieb die Gesamtzahl der Städte mit über 10.000 Einwohnern annähernd gleich. In der zweiten Jahrhunderthälfte wuchs sie dann schließlich ein wenig. Die Zahl der Städte mit mehr als 20.000 Einwohnern stieg von 29 auf 69, unter Letzteren hatten 18 nun sogar über 50.000 Einwohner. Parallel dazu wuchs jedoch der Abstand zwischen der Hauptstadt und der Stadt mit der zweitstärksten Bevölkerung weiter an: In den 1830er Jahren hatte die Hauptstadt nur zweieinhalbmals so viele Bewohner wie Debrecen als die nächstfolgende Stadt gehabt. In der Mitte des Jahrhunderts erlangte Szeged diesen zweiten Platz. Pest-Ofens Einwohnerzahl war damals nur dreimal so groß, das Budapest der Jahrhundertwende hatte jedoch bereits siebenmal so viele Einwohner. Während sich in England in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zahl der Städte mit mehr als 20.000 Einwohnern mehr als verdreifachte und in Frankreich auf knapp das Doppelte wuchs, wuchs sie in Ungarn nur um das 1,3-fache.

Was das ungarische Städtenetz von dem der führenden europäischen Länder unterschied, waren also die immer drückendere Dominanz der Hauptstadt, die geringe Zahl von Großstädten, das Fehlen von Industrie-

städten, das hohe Gewicht der Agrarstädte und deren niedrigeres Urbanisierungsniveau. Das historische Erbe war jedoch nicht dermaßen prägend, wie es im Rückblick von heute aus scheint. Am Ende des 19. Jahrhunderts bedeutete es nämlich einen vielversprechenden Fortschritt auf dem Gebiet der Urbanisierung, dass einige Städte – z. B. Großwardein, Arad, Temeschwar, Pressburg, Kaschau, Klausenburg oder Ödenburg – immer mehr Stadtfunktionen des bürgerlichen Zeitalters in sich konzentrierten und dass ebenso die Urbanität dieser Orte – in Stadtgestaltung und Architektur, im Ausbau der Infrastruktur ebenso wie in der Qualität städtischen Lebens und nicht zuletzt in der steigenden kulturellen Ausstrahlung – zunahm und ein höheres, den zeitgenössischen Ansprüchen genügendes Maß erreichte. Die weitere Entwicklung dieser Städte bzw. die Zunahme ihrer Zahl hätte es ermöglicht, den gewaltigen Abstand zwischen der Hauptstadt und den Großstädten des Landes zu verringern und das Städtennetz ausgeglichener werden zu lassen. Diese vielversprechende Entwicklung, die am Ende des 19. Jahrhunderts gerade begonnen hatte, wurde durch den Frieden von Trianon zunichtegemacht, der mit Ausnahme Ödenburgs gerade diese Städte den Nachfolgestaaten Ungarns zuschlug..

## Literatur<sup>11</sup>

- Bácskai, Vera: Magyar mezővárosok a XV. században [Ungarische Marktflecken im 15. Jahrhundert]. Budapest 1965.
- Bácskai, Vera / Nagy, Lajos: Piackörzetek, piacközpontok és városok Magyarországon 1828-ban [Marktgebiete, Marktzentren und Städte in Ungarn 1828]. Budapest 1984.
- Bácskai, Vera: Városok és városi társadalom Magyarországon a XIX. század elején [Städte und städtische Gesellschaft in Ungarn zu Beginn des 19. Jahrhunderts]. Budapest 1988. [Kurzfassung in englischer Sprache: Towns and Urban Society in Early Nineteenth-century Hungary. Budapest 1989; J. B.]
- Bácskai, Vera: A vállalkozók előfutárai. Nagykereskedők a reformkori Pesten [Die Vorläufer der Unternehmer, Großhändler im Pest des Vormärz]. Budapest 1989.
- Bácskai, Vera: Városok és polgárok Magyarországon [Städte und Bürger in Ungarn]. [Studien]. I.–II. Budapest 2007.
- Beluszky, Pál: A polgárosodás törékeny váza [Das zerbrechliche Gerüst der Verbürgerlichung]. In: Tér és Társadalom 4 (1990), H. 3–4, 13–56.
- Beluszky, Pál: Magyarország településföldrajza. Általános rész [Siedlungsgeografie Ungarns. Allgemeiner Teil]. Budapest u. a. 1999.
- Beluszky, Pál: Historische Geographie der Grossen Ungarischen Tiefebene. Passau 2006.
- Bobek, Hans: Grundfragen der Stadtgeographie. In: Schöller, P. (Hg.): Allgemeine Stadtgeographie. Darmstadt 1972, 195–219.
- Brakensiek, Stefan / Pál, Judit / Vári, András: Herrschaft an der Grenze. Mikrogeschichte der Macht im östlichen Ungarn im 18. Jahrhundert. Wien 2014. [Auch zu Großkarol, einem der regionalen Zentren].
- Christaller, Walter: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geografische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Ver-

11 Bibliografische Angaben nach der ungarischen Ausgabe von 2002, mit Ergänzungen der Übersetzerin. Letztere aktualisieren den damals noch lückenhaften und im Werk kritisierten Forschungsstand anhand der wichtigsten und nach Möglichkeit in Fremdsprachen publizierten Arbeiten.

- breitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischer Funktion. Darmstadt 1980 (Nachdruck des Ausgabe Jena 1933).
- Czoch, Gábor: A rendi polgárság társadalmi összetételéről a 19. század első felében [Zur sozialen Zusammensetzung des ständischen Bürgertums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. In: Manhercz, Orsolya (Hg.): *Historia critica: tanulmányok az Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Karának Történeti Intézetéből* [Historica Critica: Studien aus dem Institut für Geschichte der ELTE]. Budapest 2014, 181–185.
- Czoch, Gábor: A későrendi magyarországi polgári identitás területi különbségeinek kérdéséről [Zu den territorialen Unterschieden in der bürgerlichen Identität in der späten Ständegesellschaft in Ungarn]. In: Cieger, András (Hg.): *Terek, tervek, történetek: Az identitás történetének térbeli keretei* [Räume, Pläne, Geschichten: Der räumliche Rahmen von Identität] 2. Budapest 2011, 85–100.
- Czoch, Gábor: Egy kutatás első tapasztalatai a magyarországi rendi polgárság társadalmi viszonyairól a 19. század első felében: Adatok a polgárok származáshelyéről [Erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts zur sozialen Analyse des ständischen Bürgertums in Ungarn]. In: Németh, István H. / Szívós, Erika / Tóth, Árpád (Hg.): *A város és társadalma: Tanulmányok Bácskai Vera tiszteletére* [Die Stadt und ihre Gesellschaft: Studien zu Ehren Vera Bácskais]. Budapest 2011, 153–163.
- Czoch, Gábor / Németh, István H. / Árpád Tóth: *Urban Communities and Their Burghers in the Kingdom of Hungary (1750–1850). The Possibilities Databases Offer for Historical Analysis*. In: Colson, Justin / Steensel, Arie van (Hg.): *Cities and Solidarities: Urban Communities in Pre-Modern Europe*. Oxon, New York 2016, 188–207.
- Dávid, Zoltán: A városi népesség nagysága Magyarországon [Die Größe der Stadtbevölkerung in Ungarn]. *Történeti Statisztikai Közlemények*, 1963–64, 110–127.
- Erdei, Ferenc: *A magyar város* [Die ungarische Stadt]. Budapest o. J. [1939]. [Vgl. Erdei, Ferenc: *Die ungarische Stadt*. Budapest 1942].
- Fügedi, Erik: *Koldulórendek és városfejlődés Magyarországon* [Bettelorden und Stadtentwicklung in Ungarn]. *Századok* 106 (1972), 69–94.

- Fügedi, Erik: Mezővárosaink kialakulása a XIV. században [Die Entstehung unserer Marktflecken im 14. Jahrhundert]. *Történelmi Szemle* 14 (1972), 321–342.
- Gecsényi, Lajos: »Török áruk« és »görög kereskedők« a 16–17. századi királyi Magyarországon [»Türkische Waren« und »griechische Händler« im königlichen Ungarn im 16.–17. Jahrhundert]. In: R. Várkonyi Ágnes Emlékkönyv [Festschrift für Ágnes R. Várkonyi]. Hg. Tusor, Péter. Budapest 1998, 185–203. [Verf. im Text erwähnt].
- Granasztói, György: A középkori magyar város [Die mittelalterliche ungarische Stadt]. Budapest 1980 (Magyar História).
- Gyimesi, Sándor: A városok a feudalizmusból a kapitalizmusba valóátmenet időszakában: Funkcionális és strukturális változák Nyugat- és Közép-Kelet-Európa városhálózatában, különös tekintettel Magyarországra [Die Städte in Ungarn im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus: funktionale und strukturelle Veränderungen im Städtenetz West- und Ostmittel-Europas, mit besonderem Blick auf Ungarn]. Budapest 1975.
- Hohenberg, Paul M. / Lees, Lynn Hollen: *The Making of Urban Europe 1000–1950*. Cambridge (Mass.), London 1985.
- Kajtár, István: Magyar városi önkormányzatok [Selbstverwaltungen ungarischer Städte] (1848–1918). Budapest 1992.
- Keleti, Károly: *Hazánk és népe* [Unser Vaterland und sein Volk]. Budapest 1871.
- Kubinyi, András: A középkori magyarországi vásárhálózat hierarchikus térbeli rendjének kérdéseihez [Zu Fragen der räumlichen Ordnung des mittelalterlichen ungarländischen Städtenetzes]. In: *Településtörténeti Közlemények* 23 (1971), 58–78.
- Kubinyi, András: A magyarországi városok XIV.–XVI. századi fejlődésének néhány kérdése [Einige Fragen der Entwicklung der Städte in Ungarns vom 14.–16. Jahrhundert]. In: *Tanulmányok Budapest Múltjából* 19 (1972), 39–56.
- Kubinyi, András: *Városfejlődés és vásárhálózat a középkori Alföldön és az Alföld szélén* [Stadtentwicklung und Städtenetz in der mittelalterlichen Tiefebene]. Szeged 2000. [Vgl. Kubinyi, András: *Alltag und materielle Kultur im mittelalterlichen Ungarn*. Krems 1991; Kubinyi, András: *König und Volk im spätmittelalterlichen Ungarn: Städteent-*

- wicklung, Alltagsleben und Regierung im mittelalterlichen Königreich Ungarn. Herne 1998; Kubinyi, András: Stände und Ständestaat im spätmittelalterlichen Ungarn. Herne 2011]
- Major, Jenő: A magyar városhálózatról [Das ungarische Städtetz]. *Településtörténeti Közlemények* 16 (1964), 32–65.
- Makkai, László: A magyar városfejlődés történetének vázlata [Skizze der Geschichte der ungarischen Stadtentwicklung]. In: Borsos, J. (Hg.): *Vidéki városaink [Unsere Provinzstädte]*. Budapest 1961, 25–75.
- Mályusz, Elemér: Geschichte des Bürgertums in Ungarn. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 20 (1927), 356–407.
- Mályusz, Elemér: A magyarság és a városi élet a középkorban [Das Ungarntum und das städtische Leben im Mittelalter]. In: *Századok* 78 (1944), 36–62.
- Mendöl, Tibor: *Általános településföldrajz [Allgemeine Siedlungsgeografie]*. Budapest 1963.
- Németh, István H.: *Várospolitika és gazdaságpolitika a 16–17. századi Magyarországon: a felső-magyarországi városszövetség [Städtepolitik und Wirtschaftspolitik im Ungarn des 16.–17. Jahrhunderts: der oberungarische Städtebund]*. Budapest 2004. [Mit deutscher Zusammenfassung; J. B.].
- Németh, István H.: *Kassa város archontológiája: bírák, belső és külső tanács. 1500–1700 [Archontheologie der Stadt Kaschau: Richter, innerer und äußerer Rat]*. Budapest 2006. [Mit deutscher Zusammenfassung; J. B.].
- Németh, István H.: *Neue Wege in der frühneuzeitlichen ungarischen Stadtgeschichtsschreibung an der Wende zum 21. Jahrhundert*. *Documenta Pragensia* 32 (2013), 471–494.
- Németh, István H.: *Venerable Senators or Municipal Bureaucrats? The Beginnings of the Transformation of the Estate of Burgers at the Turn of the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. In: *The Hungarian Historical Review* 1 (2012), H. 1–2, 49–78.
- Rác, István: *Városlakó nemesek az Alföldön [Stadtsässige Adlige in der Tiefebene] 1541–1848*. Budapest 1988.
- Sonkoly, Gábor: *Erdély városai a XVIII–XIX. században [Die Städte Siebenbürgens im 18.–19. Jahrhundert]*. Budapest 2001.

- Szabó, István: Hanyatló jobbágyság a középkor végén [Im Abstieg begriffene Leibeigene am Ende des Mittelalters]. In: Szabó, István: Jobbágyságok, parasztok [Leibeigene, Bauern]. Budapest 1976, 167–200.
- Szakály, Ferenc: Mezőváros és reformáció. Tanulmányok a korai magyar polgárosodás kérdéséhez [Marktflecken und Reformation. Studien zur Frage der frühen ungarischen Verbürgerlichung]. Budapest 1995 (Humanizmus és reformáció, 23). [Mit deutscher Zusammenfassung; J. B.].
- Szende, Katalin: Die Erforschung der mittelalterlichen Städte Ungarns seit 1989. In: Documenta Pragensia 32 (2013), 439–470.
- Szende, Katalin: The Urban Economy in Medieval Hungary. In: Laszlovszky, József; / Nagy, Balázs / Szabó, Péter / Vadas, András (Hg.): The Economy of Medieval Hungary. Leiden 2018, 335–358.
- Szende, Katalin: Neighbourhoods, Suburbs and Ethnic Quarters in the Hungarian Towns of the Thirteenth to Fifteenth Centuries. In: Rössner, Philipp Robinson (Hg.): Cities – Coins – Commerce. Essays presented to Ian Blanchard on the Occasion of his 70th Birthday. Stuttgart 2012, 43–62.
- Szende, Katalin: Alter alterius lingua loquatur? Mehrsprachigkeit zwischen Konsens und Konflikt – Zum Sprachgebrauch in den mittelalterlichen Städten Ungarns. In: Selig, Maria / Ehrich, Susanne (Hg.): Mittelalterliche Stadtsprachen. Regensburg 2016, 77–92.
- Szende, Katalin: Von der Gespanschaftsburg zur Stadt: Warum, wie – oder warum nicht? Ein möglicher Weg der Stadtentwicklung im mittelalterlichen Ungarn. In: Opll, Ferdinand (Hg.): Stadtgründung und Stadtwerdung. Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung. Linz 2011, 375–405.
- Szűcs, Jenő: Városok és kézművesség a XV. századi Magyarországon [Städte und Handwerk im Ungarn des 15. Jahrhunderts]. Budapest 1955.
- Szűcs, Jenő: Das Städtewesen in Ungarn im 15.–17. Jahrhundert. In: Székely, György / Fügedi, Erik (Hg.): La Renaissance et la Réformation en Pologne et en Hongrie. Budapest 1963, 97–164.
- Szűcs, Jenő: Az utolsó Árpádok [Die letzten Árpáden]. Budapest 1993 (História Könyvtár Monográfiák, 1), bes. 50–61, 266–279.

- Tóth, Árpád: Polgári stratégiák. Életutak, családi sorsok és társadalmi viszonyok Pozsonyban 1780 és 1848 között [Bürgerliche Strategien. Lebenswege, Familienschicksale und soziale Verhältnisse in Pressburg 1780–1848]. Pozsony 2009.
- Tóth, Árpád: »Nachäffen« oder zivilisatorisches Aufschließen? Die Pester Vereine des Vormärz und ihr Verhältnis zu westlichen Vorbildern. In: Solomon, Flavius / Zach, Kriszta / Brandt, Juliane (Hg.): Vorbild Europa und die Modernisierung in Mittel- und Südosteuropa. Berlin 2009, 49–70; oder: Voluntary Societies and Social Transformation in Early- and Mid-19th Century Hungary. In: Bonarum Cultores Artium, Research Almanach: A Supplement of Szellem és tudomány 11 (2020), 571–581.
- Tóth, Árpád: A Protestant Burgher Elite in a Predominantly Catholic Society? The Social Network of German Lutheran Burghers in Hungarian Towns in the Period of 'Silent Counter-Reformation' in the Eighteenth Century. In: Documenta Pragensia 33 (2014), 465–482.
- Vries, Jan de: European Urbanization 1500–1800. London 1984.

***Auf Deutsch, Englisch oder Französisch erschienene Schriften  
Vera Bácskai<sup>12</sup>***

2007

Separation und Annäherung: Transformationen der städtischen Eliten in Westungarn im 18. und 19. Jahrhundert. In: Internationales Kulturhistorisches Symposion. Internationales Kulturhistorisches Symposion Mogersdorf 2005. Graz: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, A2-Zentralkanzlei, 2007, 133–139.

2000

Budapest: A Provincial Capital in the Shadow of Vienna. In: Nilsson, Lars (Hg.): Capital Cities: Images and Realities of the Historical Development of European Capital Cities. Stockholm 2000, 83–96.

12 Zusammengestellt von der Übersetzerin.

1997

Artisans in Hungarian Towns on the Eve of Industrialization. In: Crossick, G. (Hg.): *The Artisan and the European Town*. Hants 1997, 200–217.

Social History in Hungary. *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1 (1997), 157–171.

1996

The Historic Metropolis in Hungary in the 19th and 20th Century. In: Purchla, J. (Hg.): *The Historical Metropolis: A Hidden Potential*. Cracow 1996, 133–138.

Budapest and Its Hinterland: The Development of Twin Cities, 1720–1850. In: Clark, P. / Lepetit, B. (Hg.): *Capital Cities and Their Hinterlands in Early Modern Europe*. Aldershot 1996, 183–197.

Small Towns in Eastern Central Europe. In: Clark, P. (Hg.): *Small Towns in Early Modern Europe*. Cambridge 1995, 77–89.

1992

Jewish Wholesale Merchants in the First Half of the Nineteenth Century. In: Silber, Michael K. (Hg.): *Jews in the Hungarian Economy 1760–1945. Studies dedicated to Moshe Carmilly-Weinberger on his eightieth birthday*. Jerusalem 1992, 40–52.

1991

(Hg.): *Vienna-Budapest: Studies in Urban History*. Budapest 1991 (History & Society in Central Europe, 1).

1990

Die Pester Grosskaufleute: Stadtbürger, Unternehmer oder dritter Stand? In: Bruckmüller, E. et al. (Hg.): *Bürgertum in der Habsburger Monarchie*. Köln, Wien 1990, 21–30.

Typology of Towns in Hungary in the First Half of the 19. Century. *Etudes Historiques Hongroises* 1 (1990), 189–206.

1989

Towns and Urban Society in Early Nineteenth-century Hungary. Budapest 1989. [Kurzfassung von *Városok és városi társadalom Magyarországon a XIX. század elején*, 1988; J. B.].

1986

(Hg.): Bürgertum und bürgerliche Entwicklung in Mittel- und Osteuropa. Budapest 1986 (Studia historiae Europae Medio-Orientalis, 1).

Gesellschaftliche Veränderungen in den Städten Mittel- und Osteuropas zur Zeit der Entfaltung der kapitalistischen Verhältnisse (Wien, Prag, Budapest). In: Bácskai, Vera (Hg.): Bürgertum und bürgerliche Entwicklung in Mittel und Osteuropa. Budapest 1986, 143–227.

1983

Wirtschaftliche Rolle und soziale Stellung der städtischen Handwerker im Vormärz in Ungarn. In: Fülep, Zsófia et al. (Hg.): Internationales Handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 21.–26.08.1982. Veszprém 1983, 97–104.

## Anhang

### Übersicht über die im Text vorkommenden Städtenamen

<i>deutsch</i>	<i>ungarisch</i>	<i>slowakisch</i>	<i>rumänisch</i>	<i>andere</i>
Agram	Zágráb			Zagreb (kroat.)
Alt-Rodna	Radna (Óradna)		Rodna (Rodna Veche)	
Altsohl	Zólyom	Zvolen		
Arad	Arad		Arad	
Bartfeld	Bártfa	Bardejov		
Bistritz	Beszterce		Bistrița	
Bösing	Bazin	Pezinok		
Bries	Breznóbánya	Brezno		
Debrecin	Debrecen			
Deutsch- liptsch	Németlipcse	Partizánska Lupča		
Döbring	Dobronya	Dobrá Niva		
Eisenburg	Vasvár			
Eisenstadt	Kismarton			
Eperies	Eperjes	Prešov		
Erlau	Eger			
Frauenbach	Nagybánya		Baia Mare	
Freistadt	Galgóc	Hlohovec		
Göllnitz	Gölnicbánya	Gelnica		
Gran	Esztergom			
Großkarol	Nagykároly		Carei	
Großsankt- nikolaus	Nagyszent- miklós		Sânnicolau Mare	
Großsteffels- dorf	Rimaszombat	Rimavská Sobota		
Großwardein	Nagyvárad		Oradea	
Güns	Kőszeg			
Hermann- stadt	Nagyszeben		Sibiu	

## Städte in Ungarn vor der Industrialisierung

<i>deutsch</i>	<i>ungarisch</i>	<i>slowakisch</i>	<i>rumänisch</i>	<i>andere</i>
Homenau	Homonna	Humenné		
Jula	Gyula		Giula	
Kanischa	Kanizsa			
Karphen	Korpona	Krupina		
Kaschau	Kassa	Košice		
Kesmark	Késmárk	Kežmarok		
Kirmend	Körmend			
Klausenburg	Kolozsvár		Cluj	
Komorn	Komárom	Komárno		
Königsberg	Újbánya	Nová Baňa		
Kremnitz	Körmöc- bánya	Kremnica		
Kreutz	Kőrös	Križevci		
Kronstadt	Brassó		Braşov	
Leutschau	Lócsé	Levoča		
Libethen	Libétbánya	Lubietová		
Lippa	Lippa		Lipova	
Losonz	Losonc	Lučenec		
Lugosch	Lugos		Lugoj	
Maria- Theresiopel	Szabadka			Subotica
Mittelstadt	Felsőbánya		Baia Sprie	
Modern	Modor	Modra		
Neuhäusel	Érsekújvár	Nové Zámky		
Neusatz	Újvidék			Novi Sad (serb.)
Neusohl	Beszter- cebánya	Banská Bystrica		
Neustadt am Zeltberg	Sátoral- jaújhely	Nové Mesto pod Šiatrom		
Neustadt an der Waag	Vágújhely	Nové Mesto nad Váhom		
Neutra	Nyitra			
Ödenburg	Sopron			
Ofen	Buda			

Anhang

<i>deutsch</i>	<i>ungarisch</i>	<i>slowakisch</i>	<i>rumänisch</i>	<i>andere</i>
Pantschowa	Pancsova			Pančevo (serb.)
Petrinia	Petrinja	Petrinja		
Pettau				Ptuj (slowen.)
Potok (alt)	Sárospatak			
Pressburg	Pozsony	Bratislava		
Pukanz	Bakabánya	Pukanec		
Raab	Győr			
Rosenau	Rozsnyó	Rožňava		
Rust	Ruszt			
Sankt Georgen	Szentgyörgy	Svätý Jur		
Sassin o. Schossberg (so Elek Fényes)	Sasvár o. Sassin	Šaštín		
Sathmar	Szatmár- németi		Satu Mare	
Scharosch	Sáros (Nagysáros)	<i>Velký Šariš</i>		
Schemnitz	Selmecebánya	Banská Štiavnica		
Sighet	Máramaros- ziget		Sighetu Marmației	
Sillein	Zsolna	Žilina		
Skalitz	Szokolca	Skalica		
Sombor	Szamobor	Samobor		
Sombor	Zombor			
Straßburg am Mieresch	Nagyenyed		Aiud	
Stuhl- Weißenburg	(Székes-) Fehérvár			
Szegedin	Szeged			
Temeschwar	Temesvár		Timișoara	
Thorenburg	Torda		Turda	

## Städte in Ungarn vor der Industrialisierung

<i>deutsch</i>	<i>ungarisch</i>	<i>slowakisch</i>	<i>rumänisch</i>	<i>andere</i>
Tolnau	Tolna			
Trencsin	Trencsén	Trenčín		
Tschakowa	Csakova		Ciacova	
Tyrnau	Nagyszombat	Trnava		
Waagbistritz	Vágbeszterce	Povážská Bystrica		
Warasdin	Varasd			Varaždin (kr.)
Weißenburg (Karlsburg)	Gyulafe- hérvár		Alba Iulia	
Werschetz	Versec			Vršac (serb.)
Wesprim	Veszprém			
Wirowititz	Verőce	Virovitica		
Zeben	Kisszeben	Sabinov		
	Bábaszék	Babiná		
	Baja			
	Báta			
	Beregszász			Berehowe (ukr.)
	Cegléd			
	Désvár	Dej		
	Dunaföldvár			
	Gyöngyös			
	Hódmező- vásárhely			
	Huszt			Chust (ukr.)
	Kálmáncsehi			
	Kecskemét			
	Liptóhibe			
	Makó			
	Mezőtúr			
	Miskolc			
	Nagykőrös			
	Nagyszőlős			Vinohradiv (ukr.)

## Anhang

<i>deutsch</i>	<i>ungarisch</i>	<i>slowakisch</i>	<i>rumänisch</i>	<i>andere</i>
	Nyíregyháza			
	Pápa			
	Ráckeve			Srbski Kovin (Serb.)
	Sárvár			Mala Sela (slowen.)
	Szigetvár			Siget (kr.)
	Ungvár			Uschhorod (ukr.)